Kursbuch 91

Wozu Geisteswissenschaften?

Stefan Collini, Neue Leier, neue Dreier
Herbert Schnädelbach, Kritik der Kompensationstheorie
Christian Meier, Klio als Klatschbase
Rudolf G. Wagner, Chinesisches Sinnstift
Rolf Grimminger, Die Welt im Kopf und außerhalb
Gert Mattenklott, Kanon und Neugier
Ekkehard Mai, Bilderdienst
Joachim Fritz-Vannahme, Sartrons Sinnsuche
Otto Kallscheuer, Italienische Seitenstiche
Manfred Seiler, Maß und Wert. Zur Forschungsmessung

Kursbuch / Rotbuch Verlag
März 1988 10 Mark A 20281 F

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

91 Wozu Geisteswissenschaften? März 1988

Arthur Schopenhauer, Über Gelehrsamkeit und Gelehrte 1
Stefan Collini, Neue Leier, neue Dreier. Forschung in den Geisteswissenschaften 2
Selbständig und ohne fremde Hilfe. Titel westdeutscher Dissertationen 1986/87 10
Kompensation. Materialien zu einer Debatte: *Odo Marquard*, Verspätete Moralistik 13 / *Hermann Lübbe*, Geschichtsinteresse in einer dynamischen Zivilisation 18 / *Henning Ritter*, Preisfragen 23
Karl Markus Michel, Der Ruf nach dem Geist 27
Herbert Schnädelbach, Kritik der Kompensation 35
Christian Meier, Klio als Klatschbase 47
Rudolf G. Wagner, Chinesisches Sinnstift 57
Oskar Negt, Fünf Thesen zur Notwendigkeit der Geisteswissenschaften 68
Rolf Grimminger, Die Welt im Kopf und außerhalb 73
Manfred Seiler, Maß und Wert. Zur Forschungsmessung in den Geisteswissenschaften 89
Gert Mattenklott, Kanon und Neugier 99
Ekkehard Mai, Bilderdienst. Kunst, Geschichte, Publikum 109
Joachim Fritz-Vannahme, Sartrons Sinnsuche. Französische Zustände 125
Otto Kallscheuer, Italienische Seitenstiche 135
Tilman Spengler, Die letzten Tage von Starnberg 149
Valentin Braitenberg, Monistische Meditationen 161
Exkurse: Leitstern Japan 173 / Crash 'n Cash 176 / Die Bombe basteln 179 / Schafft eins, zwei, viele Albanien! 181 / Der alte Mann in Budapest 184 / Nachruf auf einen MP 186

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 8,50, im Einzelverkauf DM 10. Verlag: Kursbuch Verlag GmbH/Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30; Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 8 81 50 59. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Jungfernstieg 20, 1000 Berlin 45, Telefon o 30/7 72 24 43 und 7 73 30 61.
© 1988 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung:. Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen
Beilagen: Argument-Verlag (Teilbeilage), Wilhelm Fink Verlag, »Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage), Luchterhand Verlag (Teilbeilage), Rotbuch Verlag

Goethe-Institut e.V. 88-87
Bibliothek
Goethe Institut e.V. Bibliothek
ausgeschieden
05 Kur

Über Gelehrsamkeit und Gelehrte

§ 1

Wenn man die vielen und mannigfaltigen Anstalten zum Lehren und Lernen und das so grpße Gedränge von Schülern und Meistern sieht, könnte man glauben, daß es dem Menschengeschlechte gar sehr um Einsicht und Wahrheit zu thun sei. Aber auch hier trügt der Schein. Jene lehren, um Geld zu verdienen und streben nicht nach Weisheit, sondern nach dem Schein und Kredit derselben: und Diese lernen nicht, um Kenntniß und Einsicht zu erlangen, sondern um schwätzen zu können und sich ein Ansehn zu geben. Alle dreißig Jahre nämlich tritt so ein neues Geschlecht auf, ein Kuck in die Welt, der von nichts weiß und nun die Resultate des durch die Jahrtausende angesammelten menschlichen Wissens, summarisch, in aller Geschwindigkeit in sich fressen und dann klüger als alle Vergangenheit seyn will. Zu diesem Zweck bezieht er Universitäten und greift nach den Büchern, und zwar nach den neuesten, als seinen Zeit- und Altersgenossen. Nur Alles kurz und neu! wie er selbst neu ist. Dann urtheilt er darauf los.

Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena* (1851)

Stefan Collini
Neue Leier, neue Dreier
Forschung in den Geisteswissenschaften

Nietzsche und Morris Zapp bieten, jeder auf seine Weise, manch vernünftigen Rat fürs Leben, aber man muß doch sagen, daß es zumindest ein Problem gibt, bei dem keiner von beiden so recht weiterhilft. Weder der eine noch der andere würde wollen, daß ich mir die Maske unpersönlicher Objektivität überstülpe – also möchte ich dieses Problem ganz offen und subjektiv aussprechen. Ich bin vom Wert jener Tätigkeiten, die wir als »Geisteswissenschaften« bezeichnen, zutiefst überzeugt, aber wenn ich ein Werk sehe wie das von der Bibliothek des Britischen Museums herausgegebene Kompendium *Current Research in Britain (1986): The Humanities* (386 S., £ 30, ISBN 0-7123-2031-8), wird mir übel. Ich glaube, es liegt nicht daran, daß ich schwer zufriedenzustellen bin oder einen schwachen Magen habe. Immerhin wird mir von den gewöhnlichen rhetorischen Höhenflügen in den alljährlichen Ansprachen von Universitätsrektoren und College-Präsidenten auf der ganzen Welt – »das Verständnis unserer selbst und unserer Geschichte vertiefen«, »Dimensionen menschlicher Kreativität erkunden«, »unbeirrbares Streben nach Wahrheit, Kultivierung eines humanen Urteilsvermögens« – nur leicht unwohl, und manchmal, wenn der billige Weißwein beim Empfang reichlicher bemessen war als gewöhnlich, entquillt meinem Augenwinkel sogar so etwas wie eine Träne des Stolzes auf meine Zugehörigkeit zur Zunft.

Wenn ich jedoch den Zeitschriftenlesesaal meiner Universitätsbibliothek betrete, erneuert sich sogleich meine Hochachtung vor jenem letzten Bibliothekar von Alexandria, gegen den bis heute eine Klage wegen Brandstiftung anhängig ist. Ich weiß, diese Reaktion ist so ungehörig, daß man sie schon als arglistig bezeichnen könnte. Denn im Laufe der Jahre habe ich durch das, was ich in diesem Saal gelesen habe, viel gelernt; manchmal bin ich mit neuem Respekt vor der disziplinierten Wissenschaft wieder herausgekommen, die dem Menschen eine solche Vielfalt von Fähigkeiten und Fertigkeiten abverlangt; zuweilen war ich auch einfach beschämt angesichts der Qualität von anderer Leute Arbeit. Und noch schlimmer, ich habe selbst so manchen wissenschaftlichen Aufsatz verfaßt und kann nicht sagen,

daß es mir heute leid täte. Dennoch erfüllt mich der Anblick jener unaufhaltsam sich aufblähenden wissenschaftlichen Zeitschriften mit einer Mischung aus Verzweiflung, Beschämung und Pyromanie. Zumindest hätte ich Lust, bei der Aufsicht einen falschen Namen anzugeben und einige deutliche Worte auf den Umschlag des *Bulletin of the Institute of Historical Research* zu kritzeln.

Nietzsche und Morris Zapp allerdings lassen einen an diesem Punkt ein bißchen im Stich. Nicht, daß der junge Professor für klassische Philologie in Basel nicht ein ähnliches Unbehagen verspürt hätte. Gewiß war dieses Unbehagen die Grundlage für seine Attacken gegen die rastlosen Gelehrten seiner Zeit: längst hätten sie die Zielsetzung ihres Treibens aus den Augen verloren, aber »die gelehrtenhafte Gewöhnung besteht ohne sie fort und dreht sich egoistisch-selbstgefällig um ihren eigenen Mittelpunkt«. Der Gelehrte mit dem großen Magen sinke oftmals »so tief, daß er zuletzt mit jeder Kost zufrieden ist und mit Lust selbst den Staub bibliographischer Quisquilien frißt«. Das ist vielleicht ein bißchen zu direkt; ob die späteren Werke etwas Maßvolleres zu bieten haben? Da liest man etwas von der »Tüchtigkeit unserer besten Gelehrten«, ihrem »unermüdlichen Fleiß« – ja, das klingt schon besser –, aber dann ist von ihren Köpfen die Rede, die Tag und Nacht rauchen, und davon, daß die wirkliche Bedeutung dieses ganzen Treibens allzu oft in dem Wunsch liegt, etwas vor sich selbst zu verheimlichen! – Die Wissenschaft, so liest man, sei heute ein Ort, an dem sich jede Art von Unzufriedenheit, Zweifel, nagendes Mißtrauen, »despectio sui«, schlechtes Gewissen versteckt halten. Nein, auch das sollte man besser weglassen, wenn man sich bei der Universität um ein Stipendium bewerben will.

Der Morris Zapp aus den Romanen von David Lodge* lag, schon bevor er anfing zu joggen, im Trend seiner Zeit, und zum ordentlichen Professor an der Euphoria State University war er deshalb nicht ernannt worden, weil er als feinfühliger Mensch das Arbeitspensum des Druckers nicht unnötig hatte vermehren wollen. Er hatte das Herz am richtigen Fleck, und er war stets bemüht, auch andere, hartnäckigere Organe an die richtige Stelle zu bringen; doch selbst mir erscheint sein Vorschlag zur Lösung unseres gemeinsamen existentiellen Dilemmas ein wenig drastisch. Wie Sie sich erinnern, plante er zu den Werken von Jane Austen und letztlich zu jedem

* Die beiden Romane von David Lodge, in deren Mittelpunkt Morris Zapp steht – glänzende Satiren auf den akademischen Betrieb – sind: *Changing Places. A Tale of Two Campuses*, London 1975 (dt. *Ortswechsel*, München: List 1975), und *Small World. An academic Romance*, London 1984 (dt. *Schnitzeljagd. Ein satirischer Roman*, München: List 1985; Taschenbuchausgabe: Frankfurt, Berlin: Ullstein Nr. 20836, 1987).

Autor, der zum klassischen Kanon zählt, eine Reihe von Kommentaren, die »absolut erschöpfend« sein sollten, es sollte »einfach nichts weiter über die einzelnen Romane zu sagen bleiben«. »Das Ziel der Übung bestand, wie er schon oft mit aller ihm zu Gebote stehenden Geduld erläutert hatte, nicht darin, das Vergnügen anderer Leute an Jane Austen oder ihr Verständnis zu vertiefen, und erst recht nicht darin, die Schriftstellerin selbst zu ehren, es ging vielmehr darum, die Produktion von weiterem Unfug zu diesem Thema ein für allemal zu stoppen ... der Rest, nach Zapp, würde Schweigen sein.«

Bei beiden Reaktionen scheint mir das Verhältnis zwischen Kind und Badewasser nicht ganz zu stimmen. Und doch haben wir es hier mit einem realen Problem zu tun, das sich nicht einfach lösen läßt, indem man auf eine Überempfindlichkeit angesichts der unvermeidlichen Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit verweist oder auf die selbstzufriedene Art, mit der gewisse Arrivierte mittleren Alters die Leiter ihres Erfolgs beiseite treten. Irgend etwas stimmt nicht an der Art, wie wir gegenwärtig »Forschung in den Geistenswissenschaften« betreiben. Genauer gesagt – denn es gibt ja nicht bloß *eine* Art von Forschung, und »wir«, das ist ein recht bunt zusammengewürfelter Haufen –, vieles von dem, was unter dieser Rubrik getrieben wird, und vielleicht noch mehr von dem, was hier geplant, angekündigt und empfohlen wird, läßt einen an Wörter wie »unangemessen« und »mißverstanden« denken. Eine solche Aussage ist vielleicht nicht populär, oder, was viel schlimmer wäre, sie könnte Beifall von der falschen Seite auslösen, deshalb möchte ich zunächst einige mögliche Mißverständnisse ausräumen.

Erstens, ich schlage nicht vor, daß Leute, die sich mit der Kultivierung der Geisteswissenschaften befassen (und die zumeist durch akademische Institutionen abgesichert sind), das Schreiben einstellen sollen. Schreiben ist ein wesentlicher Teil ihrer Tätigkeit, wenngleich mehr schreiben und weniger publizieren eine durchaus vernünftige und vielleicht sogar heilsame Maßregel sein könnte.

Zweitens, ich bin nicht der Ansicht, daß »mehr« gleichbedeutend ist mit »schlechter«. »Mehr« bedeutet »mehr«, und ich halte es für unbestreitbar, daß in den Geisteswissenschaften heutzutage mehr Gutes und mehr Schlechtes fabriziert wird als vor dreißig Jahren oder, falls sich ein solcher Vergleich überhaupt anstellen läßt, vor hundertdreißig Jahren. Ich nehme also nicht die Haltung des spätrömischen Patriziers ein, der mit abschätzigem Blick zusieht, wie sich die Barbaren in seiner Stadt breitmachen – eine Haltung, die sich sehr häufig hinter der Formel »mehr ist schlechter« oder hinter dem Argument »Rückbesinnung auf Maßstäbe« verbirgt (falls man letzteres überhaupt ein Argument nennen kann).

Und drittens, die meisten Themen, über die geschrieben wird, sind nicht aus sich heraus trivial oder belanglos. Wer versucht, *im voraus* zu bestimmen, was sich als wichtig oder triftig erweisen wird, der steht wegen der unvorhersehbaren Wendungen und Umschwünge des intellektuellen Wandels am Ende fast immer ziemlich dumm da. Ein Interesse an Hegel hätte in der englischen Philosophie vor dreißig Jahren den sicheren Holzweg ins intellektuelle Abseits markiert, und die Geistesgeschichte kennt zahllose Beispiele, wie auf die Verkündigung, ein bestimmtes Thema sei erschöpft, wenig später eine Phase unvergleichlich kreativer Beschäftigung mit eben diesem Thema folgte. Es stimmt zwar, daß sich das generelle Problem des abnehmenden Grenznutzens in einer bestimmten Variante auch der geistigen Arbeit stellt, aber in der Praxis (und zwar aus Gründen, die ich gleich erläutern werde) kommt es doch meist auf die Qualität der Arbeit an, die in einem bestimmten Bereich geleistet wird, und nicht auf die Quantität der Arbeit, die bereits geleistet wurde. Es stimmt zwar, daß eine zweitklassige Arbeit über eine neue Frage (zumal dann, wenn sie mit viel Kleinarbeit verbunden ist) eher gerechtfertigt erscheint als eine zweitklassige Arbeit über eine alte Frage, aber eine erstklassige Arbeit rechtfertigt sich in beiden Fällen aus sich selbst und verändert überdies auch die Fragestellung als solche.

Dennoch ist eine gewisse Besorgnis angesichts der Auffassung von »Forschung in den Geisteswissenschaften«, wie sie dem Kompendium der British Library zugrunde liegt, durchaus angebracht. Vor allem deshalb, weil der Begriff »Forschung« selbst vielleicht nicht ganz angemessen ist. Seine Bedeutung ist den Naturwissenschaften entlehnt, wo die Ansicht verbreitet ist (zu Unrecht übrigens, wenn man vielen Philosophen und Wissenschaftshistorikern und sogar vielen praktizierenden Wissenschaftlern Glauben schenken darf), der Forschung gehe es vor allem darum, »die Grenzen des Wissens zu erweitern«. (Im Schutze dieser Bedeutung verschaffen sich dann auch allerlei ungebetene Gäste Zugang: zum Beispiel der »Forschungsleiter«, unter dessen Namen in der Aufstellung der British Library jedes »Forschungsprojekt« aufgeführt wird.) Aber wie angemessen oder unangemessen diese Beschreibung für den Arbeitsalltag im Forschungslabor auch sein mag – in ihrer neuen Umgebung macht die in ihr enthaltene und noch nicht völlig verdorrte Metapher jedenfalls einen sehr unglücklichen Eindruck. Wer von »Grenzen« spricht, der sieht das »Wissen« geopolitisch, als ein staatliches Imperium, das sich immer weiter ausdehnt; was innerhalb der »Grenzen« liegt, ist gesicherter Besitz, und die Richtung, in der es weitergeht, ergibt sich einfach aus der Geographie. Das immerwährende Schielen nach dem neuesten Stand der Wissenschaft ist nur die moderne, schicke Variante der alten Strategie vom »Drang nach Wahrheit«: das Wissen macht

keine Gefangenen, der Kompaß liefert die nötige Rechtfertigung, und wo die Front verläuft, darüber besteht keinerlei Zweifel.
Auch das Wort »Wissen« trifft eigentlich nicht besonders gut, worauf wir es wirklich abgesehen haben. Wenn man das Wort »Verstehen« dagegenhält, wird deutlich, was hier unter den Tisch fällt oder verzerrt wird, und selbst eine Vokabel wie »Kultivierung« kann in diesem Zusammenhang Geltung beanspruchen, oder könnte es, wenn man dieses Wort nicht so sehr mit Vorstellungen von vorgetäuschter Kennerschaft oder schlichtem Snobismus assoziieren würde. Allzu leicht denkt man sich das »Wissen« als einen ein für allemal angehäuften Vorrat: man braucht es nicht immer wieder aufs neue zu entdecken, und es steht jedem zur Verfügung, der es benutzen will. »Verstehen« dagegen bezeichnet sehr deutlich ein menschliches Tun und ist deshalb von den Menschen, die sich darauf einlassen, gar nicht zu trennen. Bekanntlich hängt die Möglichkeit, das eigene Verständnis zu erweitern, nicht bloß davon ab, was man bereits verstanden hat, sondern auch davon, was für ein Mensch man dabei geworden ist.
Ich will nicht behaupten, daß sich auf den ersten Blick erkennen ließe, was aus diesen Überlegungen für das Problem der »Forschung in den Geisteswissenschaften« folgt, aber wenn wir ihnen in unserem Denken mehr Platz einräumen, könnten wir es dem Produktivitätsjargon in den Wissenschaften zumindest schwerer machen, sich auf der ganzen Linie durchzusetzen. Diese Überlegungen könnten uns zum Beispiel vor der Überschätzung einer besonders beschränkten Art von »Neuheit« warnen, der dieser Jargon Vorschub leistet. Für die Prod-Sprache besteht nämlich das einzig annehmbare Resultat von »Forschung« in der Veröffentlichung »neuer Erkenntnisse«. Gewiß gibt es in den Geisteswissenschaften große Bereiche, in denen zumindest ein Teil der Arbeit völlig zutreffend als Mitteilung »neuer Erkenntnisse« bezeichnet werden kann – die Erschließung neuer Quellen etwa ist ein einleuchtendes Beispiel. Aber über weite Strecken scheinen Worte wie »pflegen«, »mit Leben erfüllen«, »überarbeiten«, »unser Verständnis erweitern« sehr viel genauer zu treffen, und »neue Erkenntnisse« lassen sich hier nicht so ohne weiteres isolieren.
In Wahrheit ist die Arbeit unserer Vorgänger oft von einer Art, die wir (selbst wenn es möglich wäre) weder einfach wiederholen, noch in Bausch und Bogen verdammen und durch etwas anderes ersetzen können. Die richtige Haltung würde vielmehr darin bestehen, diese Arbeit anzuerkennen, sie sich anzueignen, von ihr zu lernen und sie in unser Verständnis eingehen zu lassen. Allerdings handelt man sich auf diese Weise leicht den Vorwurf der Unbeweglichkeit und Passivität ein: wo der Eindruck entsteht, wir würden unser kulturelles Erbe bloß weitergeben, da hat es sogleich den

Anschein, wir seien einigermaßen träge, gesellschaftlich und kulturell stockkonservative Museumsdirektoren und obendrein davon überzeugt, daß sich alles überhaupt Erhaltenswerte längst in der Sammlung befindet. Wer so denkt, würde allerdings verkennen, was diese Form von Verstehen eigentlich bedeutet. Um das kulturelle Erbe neu in Besitz zu nehmen, und zwar im vollen, nicht bloß im museumsverwalterischen Sinne des Wortes, muß jede Generation die Art, wie sie dieses Erbe versteht, abwandeln und erweitern. Unser Verständnis muß sich schon deshalb von dem früherer Generationen unterscheiden, weil es das unsere ist: wir stellen es in neue Zusammenhänge, die *wir* verstehen, wir artikulieren es vor dem Hintergrund unserer Interessen (die keineswegs rein intellektueller Natur sind), und wir formulieren es in *unserer* Sprache und für *unser* Publikum neu. Die Geisteswissenschaften, so hat man treffend gesagt, sind »Gesprächs-Wissenschaften« (dies ist einer der Gründe dafür, daß ihre enge Beziehung zur Lehre kein historischer Zufall ist), und sich auf ein Gespräch einzulassen, das verlangt, anders als so unterschiedliche Tätigkeiten wie Reden halten oder Kataloge erstellen, eine ständige, flexible Aufgeschlossenheit.

Außerdem kann es viel Zeit und Mühe kosten, bevor ein Einzelner bis zu dem Punkt gelangt, wo ein echtes, die Vorstellungskraft beflügelndes Verständnis, sagen wir, für die kantische Philosophie oder die Rechtsgepflogenheiten im mittelalterlichen England, überhaupt möglich wird. Während dieser Zeit und auch, wenn er soweit ist, wird unser »Forschungsleiter« höchstwahrscheinlich keine »neuen Erkenntnisse« mitzuteilen haben, wenngleich aus einem längeren Nachdenken über solche Gegenstände, verbunden mit ausgedehnter Lektüre auf anderen Gebieten und einer Offenheit für neuartige Erfahrungen, am Ende etwas hervorgehen könnte, das zu besitzen sich lohnt, auch wenn es nach den Maßstäben der Prod-Sprache nicht neu ist.

Das kann einige Zeit in Anspruch nehmen; unterdessen aber stehen die »Forscher« in den Geisteswissenschaften, wie wir wissen, unter einem sehr starken ökonomischen und existentiellen Druck, *schnell* mit etwas Neuem in Erscheinung zu treten. Deshalb kommt den sogenannten intellektuellen Moden eine so wichtige Rolle zu. Sie bringen das Geschäft des Vater-(und Mutter-)Mords auf Hochtouren. Neue Wurstmaschinen produzieren Würstchen, die anders aussehen als bisher, und zwar jede Menge. Mode und Prod-Sprache stützen sich gegenseitig.

Die allgemeine These, die ich hier zu entfalten versuche, ist schon sehr alt und überhaupt nicht originell. Aber diese These besagt ja auch, daß wir solche alten Wahrheiten immer wieder von neuem in Besitz nehmen, immer wieder neu verstehen und unter veränderten Bedingungen neu formulieren

müssen. Einige dieser Bedingungen liegen auf der Hand, etwa die enorme Ausdehnung des akademischen Betriebs in England und vielen anderen Ländern während der letzten Jahrzehnte, wodurch die Spätankömmlinge – aus Gründen, die man bei Malthus nachlesen kann – möglicherweise gezwungen wurden, Bodenparzellen zu bestellen, die an der Rentabilitätsgrenze oder sogar darunter liegen. Aber es gibt auch weniger offenkundige Veränderungen, etwa die Art und Weise, wie sich in der öffentlichen Diskussion innerhalb der liberalen Demokratien von heute das Nützlichkeitsdenken mit einem Mißtrauen gegenüber Verfahrensweisen verbündet hat, die sich nicht mechanisch universalisieren lassen. Es ist ein merkwürdiger Zug dieser Diskussion, daß sie »Verstehen« und erst recht »Kultivierung« als »elitär« brandmarkt, während sie der »Forschung« einen offenen, anscheinend demokratischen Charakter attestiert: der Vorrat an »Wissen« ist für jedermann zugänglich, und jeder (wenn man einmal von ein paar IQ-Punkten mehr oder weniger oder ein paar Jahren »Ausbildung« mehr oder weniger absieht) kann das Experiment nachvollziehen. »Resultate« werden als etwas Objektives angesehen, und statt das eigene Urteilsvermögen zu betätigen, addiert man die eigenen »Veröffentlichungen« zu einer Zahl, die jedem Rechnungsprüfer einleuchtend erscheint.

Widerstand gegen dieses Abgleiten in ein unangemessenes utilitaristisches Vokabular wirkt fast immer wie reine Donquichotterie und ist zuweilen geradezu selbstmörderisch. Aber mit der Prod-Sprache einfach gemeinsame Sache zu machen, wäre letztlich wohl noch fataler, denn unser Beitrag zum Bruttosozialprodukt ist, wie Morris Zapp uns immer wieder ins Gedächtnis ruft, »gleich Null«. Wir können unsere Tätigkeit nicht sinnvoll verteidigen, indem wir sie verkleiden und als etwas ausgeben, was sie nicht ist: Die Geisteswissenschaften sind, wie die Ansprachen jener Universitätsrektoren immerhin andeuten, wesentlich für das Selbstverständnis unserer Gesellschaft, aber Erfolg im Hinblick auf ein solches Ziel läßt sich nur qualitativ bestimmen.

Und diese allgemeine These ist, wenn auch auf Umwegen, mit meiner schwankenden Haltung zu dem Alptraum des Zauberlehrlings im Zeitschriftenlesesaal verbunden. Je mehr wir im Jargon der Prod-Sprache reden, desto mehr wird er unser Leben prägen. Mehr noch und heimtückischer: je mehr wir diesen Jargon zur einzigen Sprache werden lassen, in der sich irgend etwas rechtfertigen läßt, desto stärker prägt und konstituiert er unser eigenes individuelles Bewußtsein von Identität. Sollen wir denn den Gedanken am Ende gar nicht mehr fassen können, daß der Entscheidung, die Ergebnisse irgendeiner ausgedehnteren Grübelei *nicht* zu publizieren, Motive zugrunde liegen können, die mehr Bewunderung verdienen als der

Entschluß, aus ihnen eine weitere »Veröffentlichung« für die jährliche Liste zu fabrizieren?

Inzwischen flattern uns regelmäßig diese blöden Formulare auf den Tisch, die uns »Projektleiter« nach unseren derzeitigen »Forschungsprojekten« fragen, und Formulare haben eine ganz eigene Art, uns ihre Kategorien aufzudrängen. Leider ist es ziemlich unwahrscheinlich, daß die Auswertung für das nächste Jahr Eintragungen enthält wie »Brüte über Wittgenstein« oder »Versuche, mir ein klares Bild von der Französischen Revolution zu machen«. Und auch an diesem Punkt liefert weder Nietzsche noch Morris Zapp ein sehr hilfreiches Modell. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Nietzsche viel für Formulare übrig hatte, aber wenn er es ausgefüllt hätte, dann hätte ich gern zugesehen, wie der Computer der British Library versucht, zu einem Entschluß darüber zu kommen, welcher Rubrik er das Projekt »Selbstüberwindung« zuordnen soll. Zapp, der sich im Jargon besser auskennt, würde vermutlich versuchen, sich mit einer Abhandlung »Zur allgemeinen Theorie der Wechselwirkung der Geschlechter: einige vergleichende Befunde« aus der Affäre zu ziehen. Und ich? Nun, irgendwann einmal werde ich eintragen: »Beim Wiederlesen der Gesammelten Werke von Henry James unter besonderer Berücksichtigung der diesmaligen Schwierigkeiten beim Erreichen des Endes von *Die goldene Schale*.«

Aus dem Englischen von Reinhard Kaiser

Selbständig und ohne fremde Hilfe

Titel westdeutscher Dissertationen 1986/87

1. Philosophie

Wissenschaft als Resultat der unsichtbaren Hand; e. Antwort auf d. Herausforderung d. Wiss.-Kritik an d. freiheitl. Gesellschaft (Kiel 1986)

Die Warenförmigkeit kindlicher Spielarbeit; d. Verformung d. Spiels im Lichte industrieller Erkenntnisinteressen (Hannover 1986)

Die Entzauberung der Krankheit; vom Theos zum Anthropos – über d. alteurop. Genesis moderner Medizin nach d. Systemtheorie Niklas Luhmanns (Konstanz 1987)

Sprache und Lebensform; Wittgenstein über Freud u. d. Geisteskrankheit (Heidelberg 1986)

Sein, Physis, Aletheia; zur Vermittlung u. Unmittelbarkeit im »ursprünglichen« Seinsdenken Martin Heideggers (Tübingen 1986)

Bedürfnis und Widerspruch; e. Kritik d. Rationalitätsanspruches in d. Bedürfnisforschung (Oldenburg 1986)

Konkrete Philosophie und kritische Theorie der Gesellschaft; e. Untersuchung über die Sozialphilosophie und die Kritische Theorie Herbert Marcuses (Tübingen 1987)

Frivolität und Sprache; zur Zeichentheorie bei Jacques Derrida (Düsseldorf 1986)

Der Denkweg von Jürgen Habermas zur Theorie des kommunikativen Handelns; Grundlagen e. neuen Fundamentaltheologie? (Regensburg 1986)

Zur Struktur des Bewußtseins und zum Problem der Auflösung des Ich (München 1986)

Im Alltag die Kultur zurückerobern; Überlegungen zu e. praxisphilos. Bildungsarbeit (Kassel 1986)

Handlung, Zeit, Notwendigkeit; e. ontolog.-semant. Unters. (Regensburg 1986)

Bildung und Kulturentwicklung; zur kulturtheoret. Analyse gesellschaftl. organisierter Bildungsprozesse (Dortmund 1986)

Geist und Materie in den ersten Schriften Pierre Teilhard de Chardins (Freiburg 1987)

Autonomie und Sinnprinzip; zum Vorgang kantischen Philosophierens (Düsseldorf 1987)

Nähe; d. Denken Martin Heideggers (Mainz 1986)

Das Chiasma; zur Problematik von Sprache, Bewußtsein u. Unbewußtem bei Maurice Merleau-Ponty (Würzburg 1986)

Wahrheit und Existenz; zu Heideggers phänomenolog. Grundlegung d. überlieferten Wahrheitsbegriffes als Übereinstimmung (Freiburg 1986)

Die Ordnung des Leibes in der Aufklärung; Kants Anthropologie und ihre historischen Voraussetzungen (Tübingen 1987)

Zeitlichkeit und Offenbarung; e. Vergleich von Martin Heideggers »Sein und Zeit« mit Rudolf Bultmanns »Das Evangelium des Johannes« (Saarbrücken 1986)

Glücklichsein, eine empirische Studie auf der Basis von persönlichen Gesprächen (Hamburg 1987)
Gaston Bachelards materialistischer Transzendentalismus (Mainz 1986)
Heideggers Auffassung des Gewissens vor dem Hintergrund traditioneller Gewissenskonzeptionen (Freiburg 1986)
Aus dem Leben – zum Leben; Entstehung, Wesen u. Bedeutung populärer Lebensphilosophien in d. Geistesgeschichte d. 19. Jh. (Bochum 1986)
Kants Besitzlehre; zur Problematik d. transzendentalphilos. Eigentumslehre (Köln 1986)
»Sich vom Bösen ernüchtern«; über d. Ursprung d. Metapher vom Leben als Trunkenheit u. ihre Bedeutung für d. antike u. spätantike Philosophie (Freiburg 1987)
Theorie der Normen – Normentheorie; e. krit. Unters. von Normenbegründungen angesichts d. Bedeutungsverlusts d. metaphys. Naturrechts (Frankfurt 1986)
Psychologie vor dem Schönen (Eichstätt, Kath. Univ., 1986)
Bewegtheit und Rückkehr; Perspektiven zu Heideggers Phänomenologie d. Daseins (Freiburg 1986)
Das personale Antlitz des Menschen; e. Unters. zum Personenbegriff bei Romano Guardini (München 1986)
Selbstheit und Zeitlichkeit; Heideggers neuer Denkansatz zur Seinsbestimmung d. Ich (Freiburg 1986)
Postmaterialismus und Lebensorientierung; systemat. Argumentation u. exemplar. Erfahrungsbildung für e. Psychologie in kulturwiss. Absicht (Erlangen, Nürnberg 1986)
Ethik, Psychoanalyse und Pädagogik; Studien zur Grundlegung mündigkeitsorientierter Moralerziehung (Kiel 1986)

2. Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

Der literarische Rezeptionsprozeß; e. Modell (Bielefeld 1986)
Das Nichts, die Angst, die Erfahrung; Unters. zur zeitgenöss. schwulen Literatur (Hamburg 1987)
Höfisierter Text und Verstädterung der Sprache; städt. Wahrnehmung als Palimpsest spätmittelalterl. Versromane (Berlin, TU, 1986)
Wirklichkeit und Möglichkeit; modaltheoret. Unters. zum Werk Robert Musils (Saarbrücken 1986)
Land ohne Tod; e. Unters. zur inneren Struktur d. »Amazonas-Trilogie« Alfred Döblins (Duisburg 1987)
Der Archetyp der Großen Mutter in Hermann Hesses »Demian« und Gerhart Hauptmanns »Insel der Großen Mutter« (Berlin, FU, 1986)
Zurückweisungen in Diskussionen; d. Konzeption e. Sprechhandlungstheorie als Basis e. empir. orientierten Konversationsanalyse (Trier 1986)
»... Ein besonnenes Buch ..., aus dem absolut nichts gelernt werden kann«; Aspekte künstler. Selbstentfaltung im »Tagebuch«-Fragm. und im »Räuber«-Roman von Robert Walser (Frankfurt 1986)
Liebe, Ehe, Hausstand; d. sprachl. u. bildl. Darst. d. »Frauenzimmers im Herrenhaus« in Fontanes Roman »Effi Briest« (Bochum 1987)
Untersuchungen zur Negation in der deutschen Gegenwartssprache; e. mikro- u. makrostrukturelle Analyse (Bochum 1986)
Klassikrezeption im Literaturunterricht; e. didakt. Unters. in entwicklungstheoret. Sicht (Hamburg 1986)
Morphologie, Semantik und Funktion fachsprachlicher Komposita; Analyse

von Fachtexten d. Silikattechnik (Bochum 1987)

Die Produktivität der Sprachkrise in der modernen Prosa (Münster 1986)

Arbeit am Mythos Frau; Weiblichkeit u. Autonomie in d. literar. Mythenrezeption Ingeborg Bachmanns, Christa Wolfs u. Gertrud Leuteneggers (Düsseldorf 1987)

Poetisierung als Kritik; Stefan Heyms Neugestaltung d. Erzählung vom Ewigen Jugend (Passau 1986)

Aussonderung und Erwählung; d. »verzauberten« Helden Thomas Manns und ihre »Erlösung« (Düsseldorf 1987)

Bewußtseinsspiele; Drama und Dramaturgie bei Botho Strauss (Aachen, TH, 1986)

Bettina von Arnim und Goethe; Topographie e. Beziehung als Beispiel weibl. Emanzipation (Bremen 1986)

Lehrerin des Schönen, Wahren, Guten; Literatur u. Frauenbildung im ausgehenden 18. Jh. am Beispiel Sophie von La Roche (Bochum 1986/87)

Wie Eltern von sich reden machen; sprachl. Analyse von Geburtsanzeigen in Tageszeitungen zwischen 1790 u. 1985 (Darmstadt, TH, 1986)

Die Dada-Internationale; d. Dadaismus in Berlin u. d. Modernismus in Brasilien (Berlin, FU, 1987)

Impersonalia, Diathesen und die deutsche Satzgliedstellung (Bochum 1986)

Das andere Blau; zur Poetik e. Farbe im modernen Gedicht (Tübingen 1986)

Rollen und pragmatische Einbindung; Analysen zur Wandlung d. Minnegesangs nach Walther von der Vogelweide (München 1986)

Dialektrenaissance? (Erlebt d. Mundart e. Aufschwung?); Überlegungen u. Analysen zu Funktionen d. Substandardvarietäten in d. Massenkommunikationsmitteln, unters. am Beispiel d. Kölner Raumes (Heidelberg 1986)

Märchen – Bilder – Wirkungen; zur Wirkung u. Rezeptionsgeschichte von ill. Märchen d. Gebrüder Grimm nach 1945 (Konstanz 1986)

Der Mythos des Alleinseins; d. Texte Thomas Bernhards (Hamburg 1986)

Expressives Schreiben; Unters. d. Schreibprozesses u. seiner Funktionen als Grundlage für e. Laienschreibdidaktik (Hildesheim, Hochsch., 1986)

Die Sprache der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland; e. textlinguist. Beitr. zur Bestimmung ihrer Textsorten (Regensburg 1986)

Peter Handkes Wendung zur Geschichte; e. komponentialanalyt. Unters. (Marburg 1986)

Sind Grundwerte Leerformeln?; Bedeutungen u. parteispezif. Verwendungen polit. Grundwerte-Lexeme in d. Bundesrepublik (Saarbrücken 1986)

Hans Henny Jahnn und mann-männliche Liebe (Berlin, FU, 1986)

Faust in der DDR (Tübingen 1986)

Syntax des Vorfelds; zur Systematik u. Didaktik d. dt. Wortstellung (Heidelberg 1986)

Politik mit Sprache; d. Spitzenpolitiker im hess. Landtagswahlkampf (Gießen 1986)

Zusammensprechen in Gesprächen; Aspekte e. konsonanztheoret. Pragmatik (Braunschweig, TU, 1986)

Hypostasierung – die Logik mythischen Denkens im Werk Gustav Meyrinks nach 1907; e. Studie zur erkenntnistheoret. Problematik e. phantast. Œuvres (Hamburg 1986)

Distanz und Identifikation; e. Studie über Robert Walsers Roman »Der Gehülfe«, Rainer Maria Rilkes »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« u. Franz Kafkas »Das Schloß« (München 1986)

Kultur und Sprache; e. kontrastive Analyse als didakt. Konzept am Beispiel d. Deutschen u. Arabischen (Bielefeld 1986)

Kompensation. Materialien zu einer Debatte

Odo Marquard

Verspätete Moralistik
Bemerkungen zur Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften

1. Thesen zur Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften

Die Grundthese meines Vortrags »Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften« war diese: »Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften.« Diese Grundthese habe ich zu plausibilisieren versucht durch vier Einzelthesen:

– Die Geisteswissenschaften sind nicht älter, sondern jünger als die Naturwissenschaften. Die spezifisch moderne Genese der Geisteswissenschaften ist als Antwort auf die spezifisch moderne Genese der exakten Naturwissenschaften zu verstehen. Darum sind die Geisteswissenschaften nicht Opfer, sondern Produkt der Modernisierung und darum selber unüberbietbar modern.

– Die Geisteswissenschaften helfen, als erzählende Wissenschaften, jene lebensweltlichen Verluste zu kompensieren, die die durch die experimentierenden Naturwissenschaften angetriebenen Modernisierungen herbeiführen. Modernisierungen sind Entzauberungen: die Geisteswissenschaften helfen der kompensatorischen Genese einer Dennoch-Verzauberung durch den ästhetischen Sinn, indem sie Sensibilisierungsgeschichten erzählen. Modernisierungen sind – als veraltungsbeschleunigende Innovationen – Entgeschichtlichungen: die Geisteswissenschaften helfen der Kompensation durch Kontinuitäts- und Traditionsbewahrung, indem sie Bewahrungsgeschichten erzählen. Modernisierungen sind schließlich Komplexitätssteigerungen mit Desorientierungsfolgen: die Geisteswissenschaften versuchen – kompensatorisch – Orientierungsgeschichten zu erzählen.

– Dabei wirken die Geisteswissenschaften, indem sie viele Geschichten mit vielen Deutungen erzählen, pluralisierend und kompensieren, kritisieren,

negieren dadurch die Herrschaft jener gefährlichen Alleingeschichten (Monomythen), die gerade im modernen Zeitalter der Entgeschichtlichungen zur Herrschaft zu kommen drohen: Die Geisteswissenschaften werden modern unvermeidlich als Organ für kontraideologische Liberalisierungen.
– Das wünschenswerte Zusammenwirken der naturwissenschaftlichen, pragmatischen und geisteswissenschaftlichen Humanwissenschaften ist nicht die Institutionalisierung einer Gesamtwissenschaft vom Menschen in einem einzigen Fach, sondern es ist heute in begrüßenswerter Weise möglich und wirklich als fachübergreifendes (interdisziplinäres) Gespräch.

2. Besprechungen einiger Einwände

Mir sind in der Zwischenzeit, auch bei der Wiederholung meiner Gedanken in einigen Varianten vor verschiedenem Publikum, Fragen gestellt und Einwände gemacht worden, von denen ich hier folgende fünf erwähnen und kurz beantworten möchte:
Wenn die Geisteswissenschaften junge Wissenschaften sind, muß es vormodern etwas gegeben haben, was dort ihr Pensum – Selbstverständnis des Menschen – wahrnahm: Was war das? Meine lakonische Antwort ist diese: Das waren Philosophie, Theologie und Rhetorik. Lassen wir die Rhetorik einmal beiseite (Glenn W. Most aus Princeton hat einen brillanten Aufsatz über die moderne Ersetzung der Rhetorik durch die Hermeneutik geschrieben), so gilt: Die Geisteswissenschaften historisieren und ästhetisieren das altphilosophische und alttheologische Pensum des menschlichen Selbstverständnisses und retten es so, auf die Modernisierungen antwortend, für die moderne Welt. Dabei habe ich keinen Zweifel daran gelassen: Ohne weiterhin intakt vorhandene Traditionen, zu denen auch die Tradition der Aufklärung gehört, ginge das gar nicht.
Die Geisteswissenschaften, wird eingewandt, werden als, wie es dann heißt, »bloße« Kompensationen nur funktional, das heißt unterbestimmt. Statt dessen müsse man ihre substantielle Aufgabe bestimmen. Natürlich setzen die Geisteswissenschaften eine substantielle Aufgabe fort: Selbstverständnis des Menschen und insofern Theorie: die Schönheit der Künste merken und sagen; klären, wie es eigentlich gewesen ist; erwägen, wie es weitergehen könnte und sollte. Das passiert auch und gerade als Modernisierungskompensation. Der Funktionalismuseinwand, um dessen Spezifikation es sich beim Antikompensationseinwand handelt, traut meines Erachtens in der Regel dem Substantiellen zu wenig zu, als ob es sich beim leisesten Hauch von Funktionalisierung erkälten und daran sterben würde: So schwach ist

das Substantielle gar nicht. Die Funktionalisierung, also auch die Beschreibung einer Kompensationsleistung, sagt nicht zuwenig über das Substantielle, sondern sagt über das Substantielle – das vor allem auch als das Substantielle gesehen werden muß – noch etwas mehr als nur, daß es das Substantielle ist.

Wer, so wird weiterhin eingewandt, die Geisteswissenschaften nur als Geschichten erzählende Wissenschaften bestimmt, macht sie wahrheitsunfähig oder – so Jürgen Mittelstraß – verbannt zumindest das Argumentative aus ihnen. Dagegen meine ich: Geschichten sind wahrheitsfähig. Man kann mit Geschichten argumentieren, und die Geisteswissenschaften sind dort am interessantesten, wo sie mit Geschichten argumentieren. Das ist, gebe ich zu, leicht hingesagt und schwer getan und ausgeführt. Eine Konsequenz wäre: Bildung durch Geschichten, historische Bildung, ist gerade in der modernen Welt ganz und gar unverzichtbar.

Darum würde ich – ohne die Ethik ganz darauf zu reduzieren – den Geisteswissenschaften als ethischem Unternehmen mehr zutrauen, als Jürgen Mittelstraß dies tut: Orientierungsgeschichten orientieren wirklich, auch indem sie Geschichten sind, die nur teilweise Vergangenheit und teilweise noch Zukunft sind: man erfährt durch sie auch, wie es weitergehen könnte und sollte.

Das braucht gerade der Bürger für seine »Bürgerethik« (Jürgen Mittelstraß). Die Geisteswissenschaften sind ein Dienstleistungsgewerbe für Leistung von Diensten an Bürgern für deren Bürgerethik. Die Geisteswissenschaften kompensieren den Verlust der, für die antike Ethik selbstverständlichen, Bindung an die Lebenserfahrung, der für die moderne kantoide Ethik auf ruinöse Weise charakteristisch ist, weil man unter anderem definieren kann: Geisteswissenschaften sind Lebenserfahrung für die, die noch keine haben, Altersweisheit der noch nicht Alten, was – als Orientierungspotential – wachsend wichtig wird in einer Zeit, in der, durch ihre Dauerveränderung, die Welt auch für den Ältesten noch so fremd bleibt wie einst nur für Kinder: Die von Hermann Lübbe beschriebene moderne Infantilisierung braucht die Geisteswissenschaften als Kompensation der Lebenserfahrung, als Orientierungshilfe: Dauerverkindlichung braucht die Kompensation durch eine Art Ersatzerwachsensein. Daß dabei nicht die große eine Orientierung, sondern viele Orientierungen geliefert werden, ist kein relativistisches Manko, sondern eine pluralistische Wohltat, wenn ohnehin gilt: Der universalistische kategorische Imperativ (Sei nur das, was auch alle anderen sein können) muß zumindest ergänzt werden durch den historischen Imperativ (Max Müller): Sei das, was nur du sein kannst, und laß auch die anderen das sein, was nur sie sein können.

Wer, wird schließlich eingewandt, die Geisteswissenschaften als Kompensation bestimmt, nimmt ihnen den kritischen Stachel. Ich sehe das nicht ein: Kompensationen sind selber Korrektive und – rettende – Veränderungen und können Veränderungen – häufig, aber nicht nur bewahrende – induzieren.

3. Schwierigkeiten beim Jasagen

Mit diesem Einwand und meiner Antwort darauf hängt eine Überlegung zusammen, die ich zu einer eigenen Bemerkung mache, nämlich: Natürlich können die Geisteswissenschaften auch als Remedien gegen den großen Hang zum Nein wirken, der die Szene beherrscht. Für meinen Geschmack sind sie dann – und müssen sich dafür den Namen »Akzeptanzwissenschaften« vielleicht hin und wieder gefallen lassen – besonders kritisch: Sie negieren den heutigen Negationskonformismus, das Mitläufertum beim großen Nein zur modernen, zur bürgerlichen Welt.
Ich habe einmal einige Gründe aufzulisten versucht für diese Schwierigkeiten beim Jasagen zur modernen Welt: mit den Stichworten »Negativierungswirkung von Übererwartungen«, »Übelstandsnostalgie der Wohlstandswelt«, »nachträglicher Ungehorsam«, die ich hier nicht erläutern kann. Ich konzentriere mich hier, weil meine Rollenbestimmung der Geisteswissenschaften zentral mit dem Kompensationsbegriff arbeitet, auf den Kompensationsgedanken: Schwierigkeiten beim Jasagen zur modernen Welt entstehen auch durch Abwehr des Kompensationsgedankens. Der Kompensationsgedanke – der auf das Gleichgewichtsmodell, beispielsweise das der Balance von technologischen Innovationen und kompensierenden Bewahrungen, rekurriert – kommt aus dem Argumentationshaushalt der Theodizeen des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts, wo man die Welt als zustimmungsfähig begreifen mußte, um Gott als gut denken zu können. In der Welt – das war dort ein Gottesverteidigungsgedanke – sind die Übel durch Güter kompensiert. Der Canguilhem-Schüler Jean Svagelski hat 1981 in seinem Buch *L'idée de compensation en France 1750 à 1850* gezeigt, wie der Siegeszug des Fortschrittsgedankens den Kompensationsgedanken zerstört. Svagelski begrüßt das. Ich hingegen meine: Wo dieser emphatische Fortschrittsgedanke, wie es heute der Fall ist, seinerseits in Schwierigkeiten gerät, ist es fällig, den Kompensationsgedanken und das Konzept der Balance wiederaufzugreifen. Seit dem achtzehnten Jahrhundert sind wir es gewöhnt, das Ja zur modernen Welt durch die Überzeugung ihrer Fortgeschrittenheit zu stützen; wo wir – weil der Glaube an den Fortschritt wankt

– dies nicht mehr schaffen, kippt unser fortschrittsphilosophisch emphatisches Ja zur modernen Welt: in den Hang zum Nein. War die Welt fortschrittsphilosophisch die absolute Nichtkrise, ist die moderne Welt nun verfallsphilosophisch die absolute Krise. Was wir demgegenüber brauchen, ist eine Nichtkrisentheorie der Moderne, die von der Fortschrittstheorie verschieden ist: und genau das ist die Philosophie der Kompensation. Sie erlaubt das unemphatische – auf nüchterne Weise kritikfähige – Ja zur modernen Welt, weil sie zu begreifen vermag: Die moderne Welt ist mehr Nichtkrise als Krise, weil in ihr Störungen kompensiert sind: zum Beispiel der große Trend zur Technifizierung durch den kompensierenden Trend zur Historisierung, der große Trend zur Uniformisierung durch den kompensierenden Trend zur Pluralisierung, der große Trend zur Vernaturwissenschaftlichung und der große Trend zur Ausrufung der alleinseligmachenden Alleingeschichte durch den kompensierenden Trend zu den Geisteswissenschaften.

4. Verspätete Moralistik

Wenn zur Klärung der Geisteswissenschaften der Kompensationsgedanke nützlich ist und wenn der Kompensationsgedanke zum Konzept der Balance gehört, ist es – zur Klärung der Geisteswissenschaften – vielleicht nützlich, auf Philosophien zu blicken, die auf die Balance setzten: Zu ihnen gehört die politische Lehre von der Balance der Gewalten, die Gewaltenteilungslehre. Montesquieu hat sie politisch entwickelt; sie – der Gedanke der einander balancierenden Gewalten – hat weit über das Politische hinaus ontologisch Bedeutung.

Man sollte sich daran erinnern, daß Montesquieu, der ja auch allgemein die einander balancierenden Buntheiten ins Spiel brachte, in der Tradition der Moralistik stand, die ihrerseits in der Tradition der Skepsis steht: Skepsis ist der Sinn für Gewaltenteilung. Ich meine, die Geisteswissenschaften sind in Deutschland – der verspäteten Nation – eine späte Aktualisierung der Moralistik, die ja ebenfalls diesseits von Fortschritts- und Verfallsphilosophie dachte.

Das Wort »Moralistik« wird im heutigen Klima der Hypermoralisierung häufig fehlverwendet. Bei uns wird heutzutage gern derjenige ein Moralist genannt, der – stets mit flammender Empörung und häufig durch Vergessen seines Kopfes – nur noch aus erhobenem Zeigefinger besteht. Dem gegenüber muß man – auch wenn die Benennung »Moralistik« von Nietzsche stammt – hier an die traditionelle Moralistik denken, die Nietzsche ja

meinte, an Montaigne, La Rochefoucauld und andere, die den Menschen aus seinen Sitten, Usancen, Üblichkeiten, eben seinen Mores, zu verstehen suchten. Diese Moralistik entstand in Frankreich und England – als Weltleute-Weltkenntnis – recht frühneuzeitlich; in Deutschland entstand statt ihrer – als Schulleute-Weltkenntnis – gleichzeitig ab ungefähr 1600 die philosophische Anthropologie.

Die Existenz der philosophischen Anthropologie – und natürlich noch andere historische Verzögerungsfaktoren der »verspäteten Nation« – haben eine frühe Konjunktur der Moralistik in Deutschland verhindert: Weil es bei uns die philosophische Anthropologie, zu der es in Frankreich und England ja niemals kam, so früh gab, gab es bei uns die Moralistik erst spät; und dabei trat die Moralistik dann hierzulande nicht als Moralistik auf, sondern sozusagen inkognito, nämlich im neunzehnten Jahrhundert als historistische Absage an die Geschichtsphilosophie und, horribile dictu, als die Geisteswissenschaften: daß der Begriff der Geisteswissenschaften als Übersetzungsausdruck für »moral sciences« Karriere machte, ist einschlägig wohl doch nicht ganz unwichtig. Die Geisteswissenschaften – die diesseits der monomythischen Geschichtsphilosophie, diesseits der Philosophie vom großen Fortschritt oder vom großen Verfall denken und so die moderne Welt milde kritisieren und nüchtern Bejahungshilfe leisten – holen eine Denktradition in Deutschland nach, die dort zu lange fehlte: die der Moralistik. Meine abschließende These, die auf die deutsche Sonderlage eingeht, ist also diese: Die deutschen Geisteswissenschaften sind die verspätete Moralistik der verspäteten Nation.

(*FAZ*, 18. 3. 1987)

Hermann Lübbe
Geschichtsinteresse in einer dynamischen Zivilisation
Das historische Bewusstsein ist als Common sense ebenso unvermeidlich wie nötig

Die wissenschaftlich-technische Zivilisation hat Joachim Ritter, 1974 in Münster verstorbener Philosoph, eine »ungeschichtliche« Zivilisation genannt.

Die Phänomene, auf die diese Kennzeichnung passen will, stehen uns vor Augen: die Elemente einer global sich ausbreitenden Technik und Industrie, die sich zu den regionalen Herkunftskulturen, über die sie sich lagern,

neutral, nämlich herkunftsindifferent und in genau diesem Sinne ungeschichtlich verhalten. Vor dem Hintergrund dieser Züge der modernen Zivilisation und der sie tragenden Wissenschaften hat Joachim Ritter dann die komplementäre Funktion der historischen Kulturwissenschaften, also der im deutschkulturellen Bereich zumeist so genannten Geisteswissenschaften beschrieben: Ihre Leistungen der Vergegenwärtigung unserer kontingenten Herkunftskulturen kompensieren die Herkunftsindifferenz der modernen Zivilisation. Was Ritter mit dieser Kompensationsthese vor Augen hatte, läßt sich unschwer plausibel machen. Zumal Städtebau und Architektur bieten sprechende Exempel, die den von Ritter analysierten Kompensationszusammenhang von herkunftsneutraler zivilisatorischer Modernität einerseits und reflexiver kultureller Zuwendung zu unseren kontingenten Herkunftsgeschichten andererseits anschaulich machen.
Als Frankfurt am Main sich noch in den Frühstadien seiner von architektonischer Moderne geprägten jüngeren Stadtentwicklung befand, erwog der damals amtierende Oberbürgermeister, die monumentale Hinterlassenschaft großbürgerlichen architektonischen Historismus, nämlich die Ruine des Opernhauses, in die Luft zu sprengen. Nachdem indessen die Angleichung der Silhouette von Frankfurt an die von Dallas oder Denver sehr weit fortgeschritten ist, sieht jedermann, daß die Expansion der Moderne nicht die Liquidation der Relikte der Vormoderne erzwingt, vielmehr ganz im Gegenteil nie zuvor gekannte Anstrengungen ihrer Rekonstruktion.
Es handelt sich bei diesem Phänomen, daß mit der Ausbreitung technisch bedingter zivilisatorischer Homogenität das reflexive Interesse an unseren kontingenten Herkunftswelten nicht abnimmt, sondern zunimmt, nicht nur um kulturelle Beiläufigkeiten, die auf die ästhetische Sphäre des Lebens beschränkt wären und vorzugsweise Intellektuelle oder Gebildete beschäftigen. Das Interesse, komplementär zu dem, was uns in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation über immer größere Räume hinweg miteinander verbindet, sich seiner herkunftsabhängigen kulturellen Besonderheit zu versichern, hat längst bis in den politischen Lebenszusammenhang hinein durchgeschlagen.

Wachstum der Relikte

»Regionalismus« ist für diese aktuelle Bewegung der gemeineuropäische Name, in der, sogar in internationalen Zusammenschlüssen, Friuli und Sarden, burgenländische Austrokroaten und Jurassier, Bretonen, Waliser und Ostfriesen sich für das engagieren, was uns, statt wie die moderne Zivilisa-

tion einander uns anzuverwandeln, im Kontrast zum jeweils anderen andere sein läßt.

Das Gesagte genügt, um zu erkennen, daß Ritters Kennzeichnung der zivilisatorischen Moderne als »ungeschichtlich« von erheblicher kulturdiagnostischer Produktivität ist. In anderer Hinsicht ist diese Kennzeichnung aber unzweckmäßig. Sie blendet einen wichtigen Zug zivilisatorischer Modernität konzeptuell aus. Man erkennt das, wenn man sich die temporalen Bedingungen des globalen Ausbreitungserfolgs der zivilisatorischen Moderne vergegenwärtigt. Dieser Ausbreitungserfolg ist ja nichts anderes als der räumliche Aspekt der historisch singulären Dynamik dieser Moderne. Nicht, weil unsere Zivilisation eine ungeschichtliche Zivilisation wäre – so müßte man im Kontrast zur These Ritters sagen –, sondern genau umgekehrt deswegen, weil sie durch eine historisch beispiellose Dynamik gekennzeichnet ist, überlagert sie alle sich ungleich langsamer entwickelnden Herkunftskulturen. Die Homogenität der wissenschaftlich-technischen Zivilisation ist, in ihrer globalen Expansion, nichts anderes als der räumliche Effekt ihrer an temporalen Mißständen zu messenden Evolutionsdynamik. Das auffällige Kontrastverhältnis von wissenschaftlich-technischer Modernität einerseits und regional differenzierten Herkunftskulturen andererseits, an welchen die sich fortschreitend intensivierende Vergangenheitszugewandtheit der Moderne sich entzündet, ist, in dieser Perspektive gesehen, nicht ein Kontrast geschichtlicher und ungeschichtlicher Welten, vielmehr der Kontrast von Geschichtsformationen unterschiedlicher Entwicklungsdynamik.

Eine wichtige kulturelle Folge erhöhter zivilisatorischer Evolutionsgeschwindigkeit ist die Zunahme des Reliktanfalls. Je rascher die Menge wissenschaftlicher und technischer Innovationen pro Zeiteinheit wächst, um so größer wird zugleich die Geschwindigkeit des Veraltens in bezug auf das, was gestern noch galt und genutzt wurde. Das bedeutet: Mit der von der Evolutionsgeschwindigkeit abhängigen Erhöhung der Reliktrate nimmt die Menge der historisch ungleichzeitigen Zivilisationselemente in der Gegenwart zu. Der Anblick, den dynamische Zivilisationen bieten, ist daher der Anblick einer in sich historisch gebrochenen Realität. Am Maß der Fortschrittlichkeit der Moderne haben wir zugleich ein Maß ihrer Kraft, Vergangenheit zu erzeugen und Vergangenheit aufdringlich zu machen.

Gewiß: Zivilisationsdynamik läßt sich bereits für die Ur- und Frühgeschichte konstatieren. Die Chronologie in der Veränderung der Technik in der Steinbearbeitung und der Wandlung in den Formen der Artefakte zeigt deutlich eine laufende Verkürzung der Zeitspanne bis zum Auftreten der jeweils neueren Art. Die »Zeitmaße in der Urgeschichte«, wie sie so Karl

J. Narr verzeichnet hat, haben freilich subgeologische Dimensionen, das heißt, zwischen den Relikten, die sich durch deutliche innovatorische Schübe unterscheiden, liegen für die allerfrühesten Perioden Zeiträume von mehr als zehntausend Jahren, was trivialerweise bedeutet, daß die einschlägigen Evolutionen als Evolutionen für ihre Subjekte schlechterdings nicht bemerkbar waren.

Es geschieht kulturgeschichtlich sehr spät, daß unsere Kultur ihre Historizität überhaupt zu entdecken vermochte. Ich demonstriere das gern am Beispiel des insofern noch durchaus vor dem Historismus neuzeitlicher Kultur liegenden Umgangs Machiavellis mit der Geschichte Roms. Über viele hundert Seiten hinweg hat Machiavelli bekanntlich die römische Geschichte des Titus Livius kommentiert, und das in letzter Instanz in der pragmatischen Absicht, aus Exempeln römischer Militär- und Politikgeschichte Handlungsregeln für die Gegenwart abzuleiten. Das bedeutet: Insoweit Machiavelli dieses tun zu können vermeinte, nahm er Epochen, die im chronologischen Sinne anderthalbtausend Jahre zurück in der Vergangenheit lagen, sozusagen als Gegenwart wahr. Im Kontrast dazu ist evident, wie absurd es wäre, anzunehmen, daß der den heutigen Offiziersschülern erteilte militärgeschichtliche Unterricht den Zweck hätte, sie über Regeln gegenwärtig geltender Gefechtstaktik zu unterrichten. Dergleichen wäre evidenterweise deswegen unsinnig, weil die Dynamik gerade auch der militärtechnologischen Entwicklung ein Maß erreicht hat, das bereits über die Frist weniger Jahre hinweg tiefgreifende Änderungen der taktischen und strategischen Konzeptionen fällig macht.

Vorsprung des Alten

Das bedeutet: Nachdem die Innovationsrate im Kontext der zivilisatorischen Evolution inzwischen auf ein Maß sich erhöht hat, das das Veralten wichtiger Elemente unserer jeweiligen Gegenwartskultur innerhalb der Lebensfrist der zwei oder drei synchron existierenden Generationen unübersehbar macht, wurde das historische Bewußtsein als ein Gemeinbewußtsein ebenso unvermeidlich wie nötig.

Aber was veranlaßt uns, die in Abhängigkeit von der Zivilisationsdynamik sich mehrenden Relikte unserer Zivilisation nicht, wie es doch in der naturalen Evolution geschieht, schlicht Recyclingprozessen zu überlassen, vielmehr sie, zumindest in repräsentativen Exemplaren, unter großem materiellen und technischen Aufwand zu konservieren? Diese Frage nach dem Grund unseres historischen Interesses, das uns Vergangenes konservieren

läßt, ist eine sehr weitreichende Frage. Aus Abkürzungsgründen mag zu ihrer Beantwortung eine signifikante Geschichte erzählt werden.

Ich erinnere mich an eine lebhafte Debatte im Gründungssenat der Universität zu Bochum, bei der über das künftige Universitätssiegel beschlossen werden sollte. Die Bochumer Universität war, wie man weiß, die erste in dem über mehr als einhundertundfünfzig Jahre unserer Industriegeschichte hinweg stets universitätsfrei gehaltenen Industrierevier. Entsprechend fand eine progressive Senatsfraktion, man wäre es dem Geist dieses Industriereviers schuldig, statt irgendwelcher Symbole klassizistisch-humanistischer Bildung ein technisches Symbol als Universitätsemblem zu wählen. Also schlug man als dieses Emblem einen Förderturm vor – mit der Wirkung freilich eines Protestes der Ökonomen und Wirtschaftshistoriker, die geltend machten, die letzten Zechen im Bochumer Süden würden in den beiden kommenden Jahren geschlossen werden. Wie könne man also zum Universitätsemblem wählen, was bereits morgen veraltet sein würde? Daraufhin schlug ein Theologe vor, sich dann doch lieber, ultramodern, für eine Atommodellgraphik zu entscheiden. Der Protest der Physiker ließ nicht lange auf sich warten: Gerade unsere Vorstellungen vom Aufbau der Atome unterlägen gegenwärtig kernphysikalisch einer permanenten Revolution, so daß hier die Geschwindigkeit des innovationsabhängigen Veraltens sogar noch größer als in jenem technischen Emblemzusammenhang sein würde. Daraufhin schlug die Stunde der klassischen Bildung: Prometheus und Epimetheus – sie zieren seither das Bochumer Siegel, von keinem Innovationsschub ernsthaft bedroht.

Bringt man diese kleine Geschichte auf ihre strukturelle Quintessenz, so scheint diese zu lauten: In sehr dynamischen Zivilisationen gewinnt das sehr Alte gegenüber dem weniger Alten den Vorzug, ungleich weniger rasch als das weniger Alte zu altern. Genau das ist die Figur, die exemplarisch sichtbar macht, daß in dynamischen Zivilisationen konservierende Verhaltensweisen nicht ein kultur-evolutionäres Relikt darstellen, vielmehr Verhaltensweisen sind, deren Nötigkeit komplementär zum Grad zivilisatorischer Dynamik anwächst.

(*FAZ*, 18. 3. 1987)

Henning Ritter

Preisfragen

In seinem Tagebuch vom 7. April 1846 notiert Varnhagen von Ense, daß die »Lust am Sammeln, Aufspüren, Bewahren« jetzt allgemein sei, und deutet sie als ein Zeichen, »daß in dem nächsten Zeitalter viel untergehen und verschwinden wird, daß es hohe Zeit ist, einige Proben des Frühergewesenen zu erhalten, denn bald wird dieses gänzlich fehlen«. Die Beobachtung Varnhagen von Enses scheint heute so aktuell wie damals. Die jüngste, vor allem von Odo Marquards 1985 vor der Westdeutschen Rektorenkonferenz gehaltenen (und jetzt in seinem Reclambändchen *Apologie des Zufälligen* abgedruckten) Vortrag über die »Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften« angestoßene Diskussion über die Aufgaben der Geisteswissenschaften hat den Stichworten des Bewahrens und der Herkunft eine Konjunktur gebracht wie selten zuvor. Die beiden oben abgedruckten Beiträge von Hermann Lübbe und Odo Marquard, die im Zentrum für interdisziplinäre Forschung in Bielefeld bei einem Colloquium »Die Geisteswissenschaften – ein deutsches Phänomen?« vorgetragen wurden, dokumentieren dies. Die Diskussion hat inzwischen weite Kreise gezogen.

Erstaunlich an ihr ist nicht nur die Konstanz der Themen und Positionen, sondern vor allem, daß sie unter dem Titel »Geisteswissenschaften« geführt wird – ein Einheitstitel für eine Vielzahl von Disziplinen, der noch vor einem Jahrzehnt unrettbar veraltet wirkte und heute fester etabliert scheint als je zuvor. Strittig scheinen nicht so sehr die mit diesem Einheitstitel verbundenen Assoziationen, sondern die Funktionen, die den Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft zugesprochen werden: Sollen sie der, wie es unschön heißt, »Akzeptanz« des technischen Fortschritts dienen, wie Politiker es vielfach wollen, dienen sie der »Orientierung« des Menschen, oder sind sie Organe der »Kompensation«, wie Marquard im Anschluß an Joachim Ritters Abhandlung über »Die Aufgabe der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft« von 1963 meint?

Man kann auch hier die Beobachtung machen, daß wichtig an einer Diskussion nicht das ist, was strittig ist, sondern was stillschweigend vorausgesetzt wird. In unserem Falle ist dies die weitgehend als selbstverständlich hingenommene Grenzziehung und Gebietsteilung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Der Soziologe Friedrich H. Tenbruck hat ebenfalls vor der Westdeutschen Rektorenkonferenz 1985 mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß »jüngste Entwicklungen das gewohnte Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften umgestoßen haben und die Aufgabenverteilung in

Frage stellen. Denn indem die Naturwissenschaften die naturhaften Grundlagen des Leib-Seele-Wesens Mensch verändern, schaffen sie unerhörte Probleme, deren Klärung man naturgemäß von den Geisteswissenschaften erwartet.« Zuwenig beachtet wurde freilich, daß Tenbruck diese Erwartung nicht teilte, sondern im Gegenteil davor warnte, Lösungen von den Geisteswissenschaften zu fordern. Dramatischer hätte er kaum formulieren können: »Jeder Tag, den man darauf verwendet, ›Lösungen‹ bei den Geisteswissenschaften einzuklagen, kann die Lage nur noch hoffnungsloser machen.« Die durch die avancierten Naturwissenschaften geschaffenen Probleme lassen sich, so die These Tenbrucks, nicht delegieren nach der Devise: für die »Nebenfolgen« meines Tuns sind glücklicherweise andere zuständig. Die Wissenschaft als ganze ist herausgefordert.

Eine zweite, gegenwärtig ebenso beliebte Unterscheidung, über die weitgehend Konsens besteht, ist die zwischen dem Wißbaren und dem Wissenswerten. Gerne wären die Geisteswissenschaften – und so stellen vor allem die Politiker sie sich gerne vor – zuständig für das Wissenswerte gegenüber dem Wißbaren. Die klassische Formulierung für diesen Unterschied stammt von Friedrich Nietzsche: »Die Wissenschaft stürzt sich ... auf alles Wißbare, in der blinden Begierde, alles um jeden Preis erkennen zu wollen; das philosophische Denken dagegen ist immer auf der Fährte der wissenswürdigsten Dinge, der großen und wichtigsten Erkenntnisse.« Was könnte, gerade im Zeichen der Zweifel am »Sinn« des Fortschritts auch der Wissenschaften, plausibler sein als ein solches Plädoyer für die Beschränkung aufs Wesentliche?

Nun hat Hans Blumenberg in seinem jüngsten Buch *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Theorie* auf das Haltlose dieser Unterscheidung aufmerksam gemacht. Die Formel: Wissenschaft als Betriebsamkeit um alles Wißbare und Philosophie als unendliche Verfeinerung in der Wahl ihrer Gegenstände allein unter der Norm ihrer Wissenswürdigkeit – eine solche Formel treffe fast nichts am faktischen Verhältnis von Wissenschaft und Philosophie. Auch die Geisteswissenschaften können sich auf diese Formel nicht festlegen lassen. Denn, so Blumenbergs Argument, der Wissenswert einer Erkenntnis wird erst bewertbar, wenn diese Erkenntnis erkannt worden ist. »Vorzugeben, man habe die Maßstäbe der Wissenswürdigkeit nur zufällig im nachhinein angelegt und hätte dies genausogut im vorhinein tun können, ist schlechthin Irreführung eines Publikums, das durch seine Geschichtsverluste solcher elementaren Sachverhalte nahezu unkundig geworden ist.«

Die Frage nach dem Wissenswerten läßt sich nur rückblickend stellen: Ob das, was erkannt wurde, auch wert war, erkannt zu werden. Deswegen sind

alle Wissenschaften und nicht nur die Geisteswissenschaften historische: sie haben ihren Anfang in der »Nivellierung des Wißbaren«, aber ihre Geschichte ist die Geschichte der Verwandlung des Wißbaren in Wissenswertes. Die Diskussion, die über die Geisteswissenschaften in den letzten Jahren geführt worden ist, hat diesen elementaren Sachverhalt vielfach verkannt – in dem verständlichen Wunsch, das unübersehbar gewordene Wachstum der Wissenschaften am Maßstab des Wissenswerten zu regulieren. Die Grenze zwischen Wißbarem und Wissenswertem zieht jede neue Erfahrung neu. Die Zukunft wird zeigen, wo diese Grenze heute gezogen wird und ob diese Grenzziehung Bestand hat.

(*FAZ*, 18. 3. 1987)

Philippe Ariès
Zeit und Geschichte
Etwa 280 Seiten,
geb. mit Schutzumschlag,
ca. DM 39,80
ISBN 3-610-08494-4

Zeitgeschichte(n)

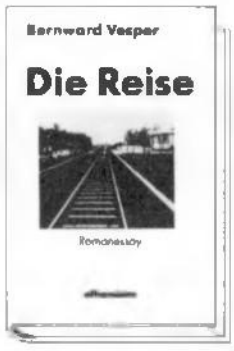
Fritz Heymann
Tod oder Taufe
Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal im Zeitalter der Inquisition
Etwa 176 Seiten, geb. mit Schutzumschlag, ca. DM 38,–
ISBN 3-610-00409-6

Henri Stierlin
Astrologie und Herrschaft
Mit einem Vorwort von Pierre Grimal
Etwa 350 Seiten mit zahlr. Abb., geb. mit Schutzumschlag, ca. DM 48,–
ISBN 3-610-08475-8

Barbara Just-Dahlmann
Helmut Just
Die Gehilfen
NS-Verbrechen und die Justiz nach 1945
Etwa 360 Seiten,
geb. mit Schutzumschlag,
ca. DM 39,80
ISBN 3-610-08473-1

Eike Hennig
Zum Historikerstreit
Was heißt und zu welchem Ende studiert man Faschismus?
Etwa 220 Seiten, kt.
ca. DM 28,–
ISBN 3-610-08490-1

Jost Hermand
Der alte Traum vom neuen Reich
Völkische Utopien und Nationalsozialismus
Etwa 320 Seiten mit 67 Abb.,
kt. ca. DM 44,–
ISBN 3-610-08476-6



Bernward Vesper
Die Reise
Romanessay
Etwa 700 Seiten,
geb. mit Schutzumschlag,
ca. DM 44,–
ISBN 3-610-08482-0

Jugendwahn und Altersangst
Herausgegeben von Hilmar Hoffmann
Etwa 160 Seiten,
kt. ca. DM 19,80
ISBN 3-610-08479-0

Jacqueline de Segonzac
Trauer und Wahn
Tagebuch einer Manisch-Depressiven
Etwa 280 Seiten,
kt. ca. DM 38,–
ISBN 3-610-08496-0

athenäum

...mit Leib und Seele Bücher machen

Karl Markus Michel
Der Ruf nach dem Geist

»Sie pflegen auch unterirdische Höhlen freizulegen und beladen sie oben mit viel Mist.« Tacitus, *Germania*

Wir erleben derzeit eine sprunghaft gestiegene Nachfrage nach Geist. Zwar ist es nicht mehr so selbstverständlich wie einstmals der *deutsche* Geist, der da protzig oder bänglich beschworen wird; auch haben wir unlängst das Wort »Geist« durch »Sinn« ersetzt und uns auf die Sinnsuche begeben. Aber das soll uns nicht täuschen. Denn diese Sinnsuche, die sich jahrelang vor allem im Jenseits abspielte, wo wir nichts Verläßliches finden konnten, wendet sich neuerdings mehr der Vergangenheit zu, und zwar der deutschen: der Tradition unserer Geschichte und Kultur, dem deutschen Wesen. Hier sollen wir das, was bislang nur individuell erstrebt wurde, nun kollektiv erfahren, nämlich Sinnstiftung durch Rückführung in frühere Leben, oder wendiger gesagt: *nationale Geistheilung*.

Viele von uns kicherten noch über die Wendeparolen von der »geistig-politischen Führung« und der »geistig-moralischen Erneuerung«. Kohlsche Sprechblasen, dachte man. Aber der Wind, der diese Blasen füllte, kam gar nicht vom neuen Kanzler, vielmehr war dieser selbst nur herangeweht worden von dem neuen Zeitgeist, der aus verschiedenen Höhlen und Grüften pfiff – schon lange übrigens, nur daß er vorher eben nicht »Zeitgeist« war, eher ein dumpfer Brodem, der aus konservativen oder nationalistischen Sümpfen aufstieg, sich um irgendwelche Stammtische, Stiftungen, Studienzentren sammelte, die rund um CDU und CSU angesiedelt, aber keineswegs immer »parteinah« waren. Und soweit die Mitglieder dieser Konventikel als Universitätsprofessoren wirkten, haben sie in ihren Lehrveranstaltungen und Publikationen tunlichst ein Feigen-Blatt vor den Mund genommen. Das ist jetzt anders geworden. Der frische postmoderne Zeitgeist, der uns umweht, hat alle Schamblätter hinweggeblasen. Jetzt tönt es, auch von den Lehrkanzeln herab, nicht mehr stickig altkonservativ, sondern forsch jungkonservativ und hallt fröhlich wider in den Sprachrohren der Regierung. Nicht unisono, nein, es ist ein vielstimmiger Chor, es gibt auch Dissonanzen, sehr schrille sogar. Manch einer, der sich als Vorsänger profilieren wollte, wie etwa Professor Biedenkopf oder Professor Rohrmoser, wurde von den Dirigenten in Bonn bzw. München ins Abseits geschoben, der eine

wegen Links-, der andere wegen Rechtsabweichung. Aber trotz aller Stimmenvielfalt dringt dem erstaunten Publikum eine Botschaft ins linke Ohr: *Der Geist steht rechts*. So lautet der Titel eines Buches von Claus Leggewie, das keinen Zweifel mehr daran läßt, daß in den »Denkfabriken der Wende« heute tatsächlich *gedacht* wird, auf welche Weise auch immer; es gibt ein Interesse an *Theorien*, ja sogar an *Utopien*, anstatt wie bisher nur das dumpfe Beharren auf überkommenen Werten, moralischen und materiellen. Und die Absicht dieses neuen Bemühens ist: Zukunftsgewinnung durch Politikberatung.
Läßt die Politik sich beraten? Oder leistet sich die Union ihre Denkfabriken nur, um das Odium des Anti-Intellektualismus loszuwerden, das ihr seit Adenauer anhaftet? Betrachtet man die Wendepolitik der letzten Jahre mit ihrem Dauergezänk, dann sieht es nicht so aus, als atmete sie schon den Geist, der ihr von Philosophen, Historikern und Politologen eingeblasen wird. Vielleicht ist es aber so, daß der sich zuspitzende Richtungsstreit im konservativen Lager, durch den es fast auseinanderbricht, die Widersprüchlichkeit des neuen Geistes selber ausdrückt. Denn er steht zwar rechts, aber nicht stramm. Im Grunde wird er erst gesucht, erfunden, beschworen.

Das geschieht vornehmlich dort, wo man Geist in den letzten Jahren am wenigsten gesucht hätte: im Schoß der Geisteswissenschaften. Seit der Universitätsreform galt dieser Schoß als unfruchtbar. Lagerdenken beherrschte und blockierte die Köpfe, am selbstgezeugten Mittelmaß war jeweils der andere schuld. Die Rechten verziehen den Linken nicht ihr politisches Engagement – wie sollten sie nun ihrerseits politische Sinnstiftung betreiben? Tief getroffen von der (verspäteten) Abrechnung mit dem faschistischen Sündenfall der konservativen Geisteswissenschaften, bestanden sie auf »Objektivität« und »Wertfreiheit« der Forschung – wie konnten sie dann konservative Werte und deutschen Geist propagieren?
Zunächst einmal mußten die Geisteswissenschaften selbst wieder einen »Sinn«, einen »Geist« gewinnen, ein neues Selbstverständnis. So entstand eine Diskussion über die Rolle der Geisteswissenschaften in der technischen Welt, die sich in jüngster Zeit zugespitzt hat und sogar in Tageszeitungen ihren Niederschlag findet. »Kompensation« heißt die neue Losung. Neu ist sie zwar nicht, schon 1963 hatte Joachim Ritter diese These vorgetragen. Aber erst jetzt bekam sie, in einem veränderten geistigen Klima, aktuelle Brisanz, vor allem durch die »Bamberger Botschaft«. So nennen Eingeweihte Odo Marquards Vortrag »Die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften«, gehalten 1985 auf der Jahresversammlung der Westdeutschen Rektorenkonferenz in Bamberg.

Marquard ist sicher kein CDU-Vordenker, eher ein Zeitgeist-Ritter auf eigene Faust. Schon seit Jahren vertritt er die Meinung, die Aufklärung sei vollendet, geschichtsphilosophische Entwürfe hätten ausgedient, den Geisteswissenschaften bleibe nur noch die schmunzelnde Erinnerung an das, was einmal war und von der technischen Zivilisation überholt worden ist. Nein, sagt er jetzt, »die Geisteswissenschaften sind nicht das Opfer, sondern sie sind das Resultat der Modernisierung und daher selber unüberbietbar modern«. Sie müssen die Traditionsverluste aktiv ausgleichen, die Fortschrittsschäden kreativ reparieren: sie sind »nicht modernisierungsfeindlich, sondern – als Kompensation der Modernisierungsschäden – gerade modernisierungsermöglichend«.

Das ist genial: der Geist als Frischzelle, die Geisteswissenschaften als Dienstleistungsbetriebe, die desto unvermeidlicher werden, je selbstläufiger der Modernisierungsprozeß überlieferte Lebenswelten und Sinnbezüge auflöst: »jeder weitere Fortschritt der harten Wissenschaften – der Naturwissenschaften und ihrer Umsetzung in Technologie, aber auch der experimentellen Humanwissenschaften – wird (in immer kürzerem Abstand) einen zunehmend erweiterten Bedarf an Geisteswissenschaften erzwingen«, sagt der Philosoph und nimmt uns damit das schlechte Gewissen, wenn wir zum Beispiel den Rhein vergiften: die Volkskundler erzählen uns dann, was der Rhein einmal war; oder wenn wir ein altes Gemäuer abreißen: im Geschichtsmuseum, das daneben errichtet wird, dürfen der Plenarsaal, die Judengasse, die Renaissancearkaden im Geist überleben; oder wenn wir der Gentechnologie frönen: von Anthropologen werden wir einst erfahren (sofern wir's dann wissen wollen), was die Menschen bewegte, als sie noch allzumenschlich waren.

Marquards Vortrag fand ein breites Echo unter seinen Kollegen. Hermann Lübbe etwa verschärfte noch die Unvermeidlichkeitsthese, indem er sie politisch wandte: Aus der »historisch beispiellosen Dynamik« der zivilisatorischen Moderne und der entsprechenden »Geschwindigkeit des Veraltens« erwachse uns die Aufgabe, die Relikte der Zivilisation »unter großem materiellen und technischen Aufwand zu konservieren«. Das konservierende Verhalten – oder darf man sagen: das konservative Verhalten? – läuft der Zivilisation nicht hinterher, sondern ist ihr unvermeidlicher Gefährte. Womit der konservativen Politik ebenso wie den konservierenden Geisteswissenschaften der Weg in die Zukunft gewiesen wäre ...

Es wurde auch Einspruch erhoben gegen solche »Degradierung« der Geisteswissenschaften: Wer sie zur Kompensation von Orientierungslücken empfehle, mache sie eben dadurch von der technischen Entwicklung abhängig, durch die diese Lücken gerissen werden, sagte zum Beispiel Günther

Patzig. Besteht man aber, wie er, auf dem Eigenwert der Traditionen, die vom technischen Fortschritt bedroht sind, so muß man diesen Fortschritt und seine gesellschaftlichen Bedingungen in Frage stellen. Das tun die konservativen Philosophen nicht. Das tut nicht einmal Robert Spaemann, trotz seiner Attacken gegen die Verdinglichung der Natur durch die instrumentelle Vernunft; instrumentell nämlich ist für Spaemann auch die »Überdehnung« der sittlichen Verantwortung zu einer (gesinnungsethischen) Gesamtverantwortung. Die »Ganzheitlichkeit«, die er meint, ist die des Bestehenden. Sittliches Handeln heißt für ihn: »richtiges Leben« des Einzelnen, auf Gott ausgerichtet. Im Beispiel gesagt: Wenn es Caesium regnet, dann geh nicht barfuß durchs Gras!
Wie idealistisch war doch die Neue Linke, als sie – kulturrevolutionär – den Überbau (vulgo: den Geist) gegen die Basis mobilisieren wollte. Die besseren Materialisten, das sehen wir jetzt, sind die Neuen Konservativen. Sie überlassen die Basis sich selbst und kurieren die unvermeidlichen Schäden im Überbau. Neben den Atommeiler stellen sie das Heimatmuseum, und die Datenbank speisen sie mit Memoiren, die man abrufen kann unter Stichworten wie Liebe, Scham, Würde. Der Bedarf an Geisteswissenschaften ist damit garantiert. Aber sind sie der ihnen zugewachsenen Aufgabe gewachsen? Hören sie unser aller Ruf nach dem Geist?

Ach, sie waren gar nicht darauf gefaßt, Sinn und Geist zu liefern. Bis gestern hätten sie diese Zumutung sogar indigniert zurückgewiesen. Denn sie leiden ja schon seit Jahrzehnten daran, keine richtigen – exakten oder empirischen – Wissenschaften zu sein, sondern »nur« historische, philologische, hermeneutische Aufgaben zu haben, und bemühen sich deshalb, diesen Mangel zu kompensieren durch etwas, das sie »Methode« nennen – es ist in der Regel bloß ein besonderer Wortschatz, eine »Begrifflichkeit«, die dafür sorgt, daß der Laie den Spezialisten nicht mehr versteht, und Laie ist oft schon der Kollege nebenan, aus der Nachbardisziplin oder sogar aus der eigenen, wenn er einen anderen »Approach« hat, einem neueren »Paradigma« huldigt, etwa der Dekonstruktion anstatt der Konstruktion.
Hinzu kommt die unaufhaltsame Spezialisierung: das Gebiet, auf dem ein Forscher sich auskennt, wird immer kleiner, weil die Menge des zu Wissenden immer größer wird und die Zahl derer, die um ein Teilgebiet konkurrieren, desgleichen. Ein jeder muß ja originell und innovativ sein, sonst gilt er nicht als Forscher. Oder anders herum gesagt: als Forschung gilt eigentlich nur, was keinen sonst interessiert. Dieser Prozeß, der sich »Verwissenschaftlichung« nennt, führt nicht nur zur Banalisierung der Forschungsgegenstände, sondern oft auch zur (partiellen) Infantilisierung der Forscherin-

telligenz. Aber das macht nichts. Inzwischen gibt es ja die Künstliche Intelligenz, auf die läuft jetzt alles hinaus, auch in den Geisteswissenschaften. Die Computer erlauben es, eine unübersehbare Fülle von (sinnleerem) Spezialwissen zu erfassen und zu verewigen. Fast täglich erreichen uns Sondermeldungen aus Instituten und Archiven, die besagen, daß es dank endlich genehmigter Forschungsmittel möglich geworden sei, die Arbeit an dieser oder jener Textedition, Wortkonkordanz, Bibliographie, oder was es sei, entschlossen in Angriff zu nehmen, computergestützt, so daß noch vor Ablauf des Jahrtausends mit ersten Ergebnissen gerechnet werden könne.
Auch früher gab es schon solche Langzeitprojekte der Philologie, handverlesen; aber sie mußten sich umständlich damit rechtfertigen, daß die »Forschung« – sagen wir: über Hölderlin oder Hegel – ohne eine gesicherte Textgrundlage nicht möglich sei. Tatsächlich aber pflegte die Forschung über Hegel oder Hölderlin oder Hotzenpotz zu versiegen, sobald die entsprechende Ausgabe vorlag: als wäre die Thesaurierung ein Endzweck. Sie ist es, das wissen wir jetzt! Auf wundersame Weise erfüllt die Computerisierung der Geisteswissenschaften die neuerdings an sie gestellte Forderung, zu sammeln, zu bewahren, zu verwalten.
Aber liefern sie damit auch schon den Sinn, der ihnen jetzt abverlangt wird? Odo Marquard hat diese Frage vorausgeahnt und abgewehrt: »Die gegenwärtige Krise der Geisteswissenschaften ist – kurz gesagt – keine ›Leistungskrise‹ sondern eine ›Überforderungskrise‹.« Noch kürzer gesagt: sie müssen wachsen. Mehr Stellen, mehr Mittel! Doch wie können sie das Erzählen lernen, auf das Marquard sie einschwören will, wenn sie dem Zwang zur Spezialisierung unterliegen? Wie wollen sie Identitäts- und Sinnstiftung betreiben, wenn ihnen der Sinn auf Computer steht? Sind sie nicht selber ein Teil jener Zivilisationsschäden, die sie kurieren sollen?
Nun, es gibt Grund zur Hoffnung. In der heutigen Diskussion um die Rolle der Geisteswissenschaften in der technischen Zivilisation, die angeblich alle Traditionen zerstört, geht es auch darum, ob sich das Wissenswerte vom Wißbaren scheiden lasse. Zwei Lager zeichnen sich ab; es sind die alten: Sinnhuber und Stoffhuber, wie man früher sagte. Zumindest *diese* Tradition scheint ungebrochen zu sein. Gebrochen zwar, jedoch gekittet ist eine andere Tradition: daß der Sinn, der Geit ein *deutscher* sein soll. Man rehabilitierte unlängst die »deutsche Soziologie«; man feiert die deutsche Philosophie (mit französischem Segen); man beschwört die deutsche Geschichte (auf eigene Kosten). Und überhaupt: sind nicht die Geisteswissenschaften als solche eine echt deutsche Errungenschaft? In angelsächsischen und romanischen Ländern gibt es nichts Entsprechendes, es sei denn als Import – daran wird jetzt mit Brunst erinnert.

Deshalb dürfen wir auch die Polemik ignorieren, die sich heute in Frankreich oder den USA gegen die Kulturwissenschaften und ihre wohlfeilen Sinnstiftungen richtet: Der Vorwurf der Infantilisierung, der Debilisierung, zu deutsch: der Verblödung – nein, dieser Vorwurf trifft die deutschen Geisteswissenschaften nicht, jedenfalls nicht die echten und rechten. Der Historikerstreit der letzten Jahre hat ja gezeigt, wes Geistes Kind ein deutscher Professor sein kann, wenn er nur will. Er hat überdies gezeigt, woher der Ruf nach dem Geist, der aus den ihm gewidmeten Wissenschaften widerhallt, wirklich stammt: aus dem deutschen Ungeist, der weiter west, trotz tausend Jahren. Da erinnert man sich fröstelnd daran, daß diese ganze Diskussion schon einmal geführt worden ist, nämlich im Wendejahr '33, als Heidegger den deutschen Geist der entfesselten Technik zur Seite stellte; nur brauchte er damals, um die beiden zu versöhnen, einen dritten: einen höchsten Willen, einen Führer. Den haben wir heute nicht, Kohlseidank.

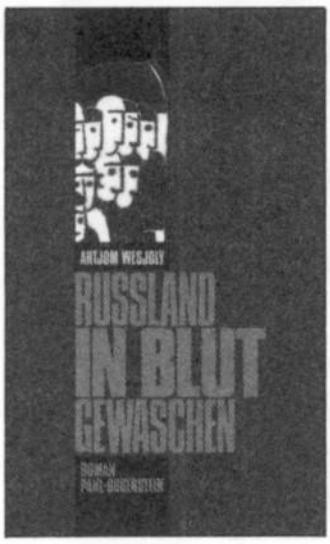
Mehr als ein Frösteln ist also nicht angezeigt, denn wir treten ja heraus aus dem Schatten der Vergangenheit, auch geisteswissenschaftlich gesehen – wenn nur der Wissenschaftsbetrieb so weiterläuft wie in den letzten Jahrzehnten, samt Fußnotenspenden, Kongreßtourismus und Gremienclinch. Gegen die Gefahr einer nationalistischen Regression – eines geistigen Aufbruchs, wenn man so will – ist das Gros der Forscher heute gefeit, selbst in so anfälligen Disziplinen wie Germanistik, Volkskunde, neuere Geschichte. Und zwar dank ihrer beflissenen Anpassung an internationale Standards, besonders amerikanische. Man möchte ja anerkannt sein, ausgewiesen, gefragt auf internationalen Kongressen. Auch das ist eine Lehre aus dem Historikerstreit: die Auf- und Abrechner wollten, zur Rede gestellt, gar nichts gesagt haben, wollten vor allem nichts »politisch« gemeint haben. Deshalb aber durfte auch die Gegenseite nicht »politisch« argumentieren, sonst verfiel sie gleich dem schlimmsten Verdikt, das es im akademischen Diskurs heute gibt: nicht wissenschaftlich zu sein.
Die neue Wissenschaftlichkeit bewahrt die deutschen Geisteswissenschaften vor dem, was sie einmal waren. Im Guten wie im Argen. Neue Ideen, heißt das, sind hier kaum zu erwarten, die holt man sich lieber aus dem Ausland und reitet sie dann dogmatisch zu Tode, so wie die Ideen der Außenseiter – Marx, Kierkegaard, Nietzsche, Freud, Benjamin u. a. –, von denen die deutschen Forscher schon lange zehren wie von der letzten Ration, die sie zu erwarten haben. Wo aber bleiben die Außenseiter von *heute*, die wenigstens morgen neue Forschungsgegenstände bieten könnten? An stellenlosen Akademikern mangelt es ja nicht. Doch im Land des verbeamteten Geistes scheint ein Berufsverbot als Denkdispens zu wirken, der Ein-

stellungs- als Einfallsstop. Es gibt Ausnahmen, wie immer. Einige wurden prompt akademisch rekrutiert und waren's zufrieden; jetzt sind sie keine Herausforderung mehr.
Auch innerhalb der Universitäten ist mit einem Innovationsdruck nicht zu rechnen: Die Stellen sind vergeben, sie werden bis ins nächste Jahrtausend besetzt bleiben, so daß die geisteswissenschaftliche Lehre & Forschung über eine ganze Generation hin den Nachwuchs ausschließen, der Konkurrenz entraten muß, die durch die Lehrer-Schüler-Spannung entstehen könnte. Die Folgen lassen sich abschätzen: Vergreisung, Leerlauf eines Betriebs, dessen Agenten ihn heute schon am liebsten fliehen, um sich in der Einsamkeit und Freiheit eines sogenannten Forschungssemesters zu entspannen. – Im übrigen wird die gut gedüngte Ödnis des Wissenschaftleralltags, die sich der Universitätsreform verdankt, achselzuckend hingenommen. Warum sich aufregen, wozu sich auflehnen? Man richtet sich ein. Die Stätten des Geistes sind saniert.

Nein, reife Sinnfrüchte fallen uns von dort nicht in den Schoß. Aber es fallen andere Früchte ab, gleichsam das Apfelmus der Erkenntnis. Die akademische Nebenarbeit, früher als Allotria verachtet, erscheint heute wahrhaft »unvermeidlich«. In der Tat, an der Medienpräsenz der Geisteswissenschaftler gemessen, ist die Nachfrage nach Geist sehr groß. Jedenfalls das Angebot. Einer schreibt Kanzler-Reden, ein anderer berät Manager, ein dritter bereichert Talkshows. Warum auch nicht. Eine Gruppe von Mediävisten sucht jahrelang nach sachlichen Fehlern in Ecos Roman, ohne dessen Witz zu erfassen. Historiker entwerfen fleißig Flachware für Geschichtsmuseen; Kunstwissenschaftler füllen dickleibige Ausstellungskataloge, die jeder kauft und keiner liest; jeder zweite Germanist ist für Jahre oder Jahrzehnte damit befaßt, Klassiker-Editionen mit gelehrten Anmerkungen zu versehen, die den Text ersticken.
Das alles ist legitim: komisch, hilflos, wunderbar. Aber ist es die Kompensation, die uns für unsere Zivilisationsschäden verschrieben wurde? Und selbst wenn die Kompensationstheoretiker es so gemeint haben sollten: braucht man dazu den riesigen, schwerfälligen Apparat der Geisteswissenschaften? Kann man das nicht viel billiger haben, auch effektiver, medialer – mit ein paar Stiftungen, Instituten, Studios, die privatwirtschaftlich arbeiten, wettbewerbsorientiert? Wenn dem so wäre (und wer zweifelt ernstlich daran), dann hieße die Konsequenz der Kompensation, die geisteswissenschaftlichen Disziplinen nicht zu päppeln, sondern abzuschaffen.
Ach, es wäre schade um sie. Besonders um die Orchideen.

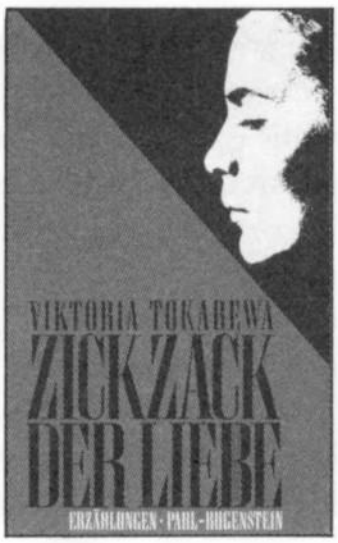
In diesem Reich sind wir alle gleich.

In den Empfindungen und Gefühlen, in ihrer Differenz und ihrem Ausdruck.



Womit die Menschen ihre Gefühle „ertränken", auf welche engeren und weiteren Ziele ihre Sehnsüchte gerichtet sind, wie sie beschaffen sind und wie sie enden – Artjom Wesjolys erschütternder Roman, in dem das russische Volk der „Held" ist, bringt diese Menschen und das, was sie erlebt haben, nahe. Und uns ihrem Bewußtsein vielleicht etwas näher.

Artjom Wesjoly
RUSSLAND IN BLUT GEWASCHEN
Roman
Leinen mit Schutzumschlag,
DM 34,–



Wie fehlende Gefühle unsere Empfindungen beeinflussen, wie wir darauf reagieren und unser Verhalten davon bestimmt wird, wie auch unsere Sprache auf diese Weise verarmen oder sich mit Unerwünschtem anreichern kann – Viktoria Tokarewa weiß es und beschreibt es. „Das Leben zu zweit" – sie schildert es als spannenden Kampf. Vor allem als Kampf mit sich selbst. Und das ist in der Sowjetunion nicht anders als bei uns.

Viktoria Tokarewa
ZICKZACK DER LIEBE
Erzählungen
Leinen mit Schutzumschlag,
DM 29,80

Was es bedeutet, wenn der Einzelne das Ganze nicht sieht oder das Ganze den Einzelnen nicht beachtet, was dies bei den Menschen bewirkt und verhindert – Michail Scholochow hat es mit seinen Figuren erfaßt. Sie beleben diesen konstruktiven Roman mit lebhaften Dialogen, lebhaften Aktionen und einem ebenso lebhaften Gefühlsleben und werden so ein Ganzes.
In diesem Jahr erscheint bei uns auch das Zweite Buch dieses Romans. Und in den Werken dieses russischen Nobelpreisträgers, die in 80 Sprachen übersetzt wurden, können wir auch von uns etwas finden.

Michail Scholochow
NEULAND UNTERM PFLUG
Erstes Buch
Roman
Leinen mit Schutzumschlag,
DM 32,–

Unsere Bücher sind Lebens-Mittel.

PAHL-RUGENSTEIN

Herbert Schnädelbach
Kritik der Kompensation

Die Geisteswissenschaften werden wieder einmal verteidigt. Das ist nötig, seitdem es sie gibt; ihre Verfahren und Ergebnisse, ja ihre Existenzberechtigung waren nie unumstritten, und immer mußten sie sich mit meist beschämendem Resultat an den Naturwissenschaften messen lassen. Unvermeidlich ist, daß die Geisteswissenschaftler selbst sie verteidigen, denn alles andere wäre professioneller Selbstmord; besser wäre es freilich, wenn dies die Nichtgeisteswissenschaftler übernähmen, aber die sind wohl zu sehr mit ihrer eigenen Unvermeidlichkeit beschäftigt. So ist die Geschichte der Geisteswissenschaften die Geschichte der Defensive, in der sich die Geisteswissenschaftler seit eh und je befinden, und daß sie darüber hinaus eine Geschichte der Selbstverteidigung ist, macht sie nicht unbedingt sympathisch: immer wird da *pro domo* geredet. Natürlich zerbrechen sich alle Verteidiger eines Besonderen genau dann den Kopf des Allgemeinen, wenn es ihnen an den Kragen geht. Im übrigen existiert der allgemeine Kopf, der sich den des Besonderen zerbrechen könnte, halt bloß als allgemeines Kopfzerbrechen, an dem viele Köpfe beteiligt sind. Die Frage ist nur, ob die Verteidigung der Geisteswissenschaften als Selbstverteidigung der Geisteswissenschaftler das erreicht, was sie allein erfolgreich sein ließe: ihr vernünftiges Selbstinteresse so zu präsentieren, daß sich auch andere seiner vernünftig annehmen, es mit ihrem jeweiligen Selbstinteresse in Zusammenhang bringen, ohne es bloß zu vereinnahmen oder gar zu beschädigen.

I

Die jüngste Verteidigung der Geisteswissenschaften läßt da Zweifel aufkommen. Sie steht im Zeichen der ›Kompensation‹, und ihr Grundargument lautet: »Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften.«[1] Das Kompensationsmodell als kulturphilosophisches Grundmuster stammt von Joachim Ritter, der es dem Rechtshegelianismus entlehnte[2]: inzwischen ist es zur Geschäftsgrundlage der neokonservativen Kulturpolitik geworden und der sie begleitenden Pu-

blizistik, die seit längerem glaubt, eine drohende linke »Kulturrevolution« abwehren zu müssen.[3] Unser Neokonservativismus ist wesentlich Kulturkonservatismus. Mit der politischen und der gesellschaftlichen Moderne, d. h. dem demokratischen Verfassungsstaat und der wissenschaftlich-technischen Modernisierung aller Lebensbereiche, hat er seinen Frieden gemacht; das unterscheidet ihn vom älteren Konservatismus auch noch der Weimarer Zeit. Die Institutionen des modernen Staates gelten als endgültig modernisiert und weitergehende Demokratisierungsbestrebungen als tendenziell verfassungsfeindlich; die technisch-wissenschaftliche Modernisierung hingegen wird als unaufhaltsam, unabschließbar, ja als ›Schicksal‹ aufgefaßt (Gehlen, Schelsky, Ritter u. a.), und darum ist jeder Widerstand sinnlos. Identifiziert er sich damit, so kann der Konservatismus als »Modernitätstraditionalismus« (Marquard) auftreten. Wo er der Fortschrittsidee das Kompensationsmodell programmatisch entgegensetzt – »Was wir (...) brauchen, ist eine Nichtkrisentheorie der Moderne, die von der Fortschrittsidee verschieden ist: und genau das ist die Philosophie der Kompensation«[4] –, meint er damit den Abschied von der Idee des Fortschritts als *kultureller* Modernisierung. So ist der Kulturkonservatismus unserer Tage wesentlich gekennzeichnet durch die »Verbindung der affirmativen Einstellung zur gesellschaftlichen Moderne mit einer gleichzeitigen Abwertung der kulturellen Moderne«.[5] Es ist dann nicht verwunderlich, daß von hier aus die Postmoderne als die Gestalt moderner Kultur begrüßt wird, die der kompensationstheoretisch begründeten »Abwertung« nicht mehr bedarf, denn sie hat sich ja selbst vom Leitbild des krisenerzeugenden Fortschritts verabschiedet; die technologische Gesellschaft soll zusammen mit der kompensierenden Postmoderne die Moderne insgesamt ausmachen.[6]

Die Konservatismus-Debatte ist an dieser Stelle nicht fortzusetzen; auch die Unentbehrlichkeit der Geisteswissenschaften steht hier nicht zur Diskussion, denn wie sollte sie jemand zur Diskussion stellen, der zumindest auch Geisteswissenschaftler ist? (Im übrigen gilt der Grundsatz, daß alles so lange als unentbehrlich zu gelten hat, wie das Gegenteil nicht bewiesen ist; Entbehrlichkeitsbehauptungen sind noch keine Entbehrlichkeitsbeweise.) Fraglich ist freilich, ob die Kompensationstheoretiker mit ihrer Verteidigung den Geisteswissenschaften wirklich einen Gefallen tun, d. h. ob sich die Geisteswissenschaften nicht selbst einmal Gedanken darüber machen müßten, wie und als was sie da verteidigt werden, denn das kann ihnen doch nicht gleichgültig sein. Wollen sie sich wirklich durch das Kompensationsmodell auf eine kulturkonservative Funktionsbestimmung festlegen lassen? Gegen Marquard ist zu sagen: Nicht daß den Geisteswissenschaften eine bestimmte gesamtkulturelle Funktion zugesprochen wird, ist bedenklich,

sondern welche Funktion das sein soll.[7] Die »Nichtkrisentheorie der Moderne« gründet auf einem Gleichgewichts-, ja einem Stabilitätsmodell und verwendet es normativ bei der Analyse und Beurteilung der modernen Kulturphänomene. Vom technisch-wissenschaftlichen Bereich geht angeblich eine permanente Destabilisierung des Selbstverständlichen aus, und darauf sei die Fülle der modernen lebensweltlichen und psychischen Krisenerfahrung zurückzuführen. Das Rezept lautet: »Gegensteuern durch Kompensation«. Hatten Hegel und die Altkonservativen dies noch dem »starken Staat« zugemutet, scheint dies den heutigen Nichtkrisentheoretikern nicht mehr zu genügen. Der endgültig modernisierte Staat ist ihnen nicht stark genug; allein kann er kaum für die Balance sorgen, und darum nehmen sie auch noch die Kultur und damit die Geisteswissenschaften in die Pflicht: »Die Geisteswissenschaften helfen den Traditionen, damit die Menschen die Modernisierungen aushalten können: sie sind – das betone ich in meiner Skeptikereigenschaft als Modernitätstraditionalist – nicht modernisierungsfeindlich, sondern – als Kompensation der Modernisierungsschäden – gerade modernisierungsermöglichend.«[8] Hier wird deutlich, daß es nicht nur darum geht, eine Funktion zu beschreiben, die die Geisteswissenschaften übernehmen können oder schon übernommen haben, sondern es geht um etwas, was sie übernehmen *sollen*: die Modernisierungen erträglich machen, um sie gesellschaftlich weiterhin zu ermöglichen. Für den Modernitätstraditionalisten ist ›Modernisierung‹ nicht bloß der Name für etwas, was unvermeidlich und unabschließbar ist, sondern ein normativgehaltvolles Konzept; technisch-wissenschaftliche Modernisierung ist selbst ein Traditionsgut, sie soll sein, sie soll weitergehen, und ihre Kritik mit prinzipiellen Argumenten gilt als Antimodernismus.[9] Das »Jasagen«, mit dessen Schwierigkeiten sich Marquard beschäftigt[10], betrifft primär *diese* Modernisierung und die Geisteswissenschaften nur insoweit, als sie in das Jasagen einstimmen; nur als die gesellschaftliche Moderne prinzipiell Bejahende wird die kulturelle Moderne hier bejaht, und ausschließlich in dieser Rolle werden die Geisteswissenschaftler von den Kompensationstheoretikern verteidigt.

Der offenbare Funktionalismus dieser Verteidigung ist ein heimlicher Normativismus; nachdem der technisch-wissenschaftliche Fortschritt der prinzipiellen Kritik entzogen und der allgemeinen Bejahung anempfohlen ist, lautet die Devise: ›Stabilität durch kulturelle Kompensation!‹ Man kann sich leicht vorstellen, was geschieht, wenn dies zur offiziellen Kulturpolitik wird: Die Geisteswissenschaften werden dann nur toleriert und gefördert, wenn sie Krisenreparatur und Krisenprävention betreiben; geraten sie – wie schon einmal vor zwei Jahrzehnten – in den Ruf, Krisen zu schüren oder

gar erst herbeizureden, werden ihnen die Ressourcen entzogen. Die angebliche Instrumentalisierung der Wissenschaften durch »linke« Kulturpolitiker wurde einmal lautstark befürchtet und beklagt; und zwar genau von denen, die heute die »Nichtkrisentheorie der Moderne« vertreten; wo sind heute ihre entsprechenden Sorgen um die Wissenschaftsfreiheit? Auch wissenschaftsintern sollten sich die Geisteswissenschaftler Sorgen machen, denn wenn die Kompensationstheorie politisch recht bekommt, wird nur noch das akzeptiert und gefördert werden, was sich in den Geisteswissenschaften zur »modernisierungsermöglichenden« Kompensation eignet, und das sind die hermeneutische Vergegenwärtigung von Traditionen und das Erzählen von Geschichten.[11] Damit werden die unter dem unglücklichen Namen ›Geisteswissenschaften‹ firmierenden Disziplinen auf ein historisch-hermeneutisches Selbstverständnis festgelegt, was das Jasagen zu dem, was dort außerdem geschieht, notwendig ausschließt. Die systematischen Sprachwissenschaften, die nichtnarrative Geschichtsforschung, strukturalistische oder dekonstruktionistische Literaturinterpretationen, und dann die Philosophie selber, sofern sie nicht bloß geisteswissenschaftlich betrieben wird als Ideengeschichte und Textauslegung – all das wird von den kompensationstheoretischen Verteidigern der Geisteswissenschaften nicht mitverteidigt, denn die verteidigen nur dort, wo hermeneutisch angeeignet und erzählt wird. In Wahrheit läuft ihre Verteidigung auf den Versuch hinaus, ein bestimmtes, nämlich das traditionelle Selbstverständnis dieser Fächergruppe, das eine ziemlich deutsche und provinzielle Angelegenheit ist, mit Hilfe des Kompensationstheorems normativ allgemein verbindlich zu machen; denn wenn sich die Geisteswissenschaften nur so verteidigen lassen: verstoßen dann nicht die Nichthermeneutiker und Nichtnarrativisten sträflich gegen das vernünftige Selbstinteresse ihres Metiers? Was geschieht mit ihnen, wenn der historisch-hermeneutische Methodenkanon zum Bestandteil der kompensativ orientierten öffentlichen Kultur- und Wissenschaftspolitik wird: Stellen sie sich dann nicht schon methodologisch gegen das öffentliche Interesse? Wieder braucht man nur die Besorgnis derer zu zitieren, die früher einmal befürchteten, in Hessen z. B. erhielten die sozialwissenschaftlich orientierten Historiker über Rahmenrichtlinien den regierungsamtlichen Segen für ihr Methodenkonzept, was die anderen politisch diskriminiere; man braucht nur Termini auszutauschen, um erneut besorgt zu sein.

II

Die kulturkonservative Festlegung der Geisteswissenschaften durch ihre kompensationstheoretischen Verteidiger ist keine bloße Einschätzungssache; sie ist nicht nur politisch, sondern auch theoretisch angreifbar: durch *Kritik der Kompensation*. Das Kompensationsmodell selbst ist recht plausibel; es hat gute Gründe für sich, aber offen ist doch, wie weit die reichen. Seine kulturphilosophischen Liebhaber unterschätzen systematisch die Komplexität von Kompensationsphänomenen in unserer modernen Welt, und nur darum scheinen die kulturkonservativen Empfehlungen, die sie aus dem Kompensationstheorem ziehen, so überzeugend zu sein. Ihre Folgerungen kann man unabhängig vom politischen Standort dadurch erschüttern, daß man deren Prämissen berichtigt, und meine These ist, daß eine komplexere Kompensationstheorie, die der Realität besser entspricht, kulturkonservative Bestrebungen nicht besonders privilegiert, allerdings auch nicht deren Gegenteil; auf diese Weise wird das Kompensationsmodell kulturpolitisch neutralisiert und ist dann nur noch diagnostisch interessant.
Der Haupteinwand ist der der tendenziösen Vereinfachung der Verhältnisse; er betrifft das Operieren mit einfachen Entgegensetzungen, wo es darum ginge, auch begrifflich der komplizierten Realität gewachsen zu sein. Das beginnt – wie gezeigt – schon bei der Rede von ›Geisteswissenschaften‹, als seien die in ihrer Methode ganz homogen. Mit dem Schema ›Natur- vs. Geisteswissenschaften‹ kann man im übrigen der Wissenschaftswirklichkeit schon lange nicht mehr gerecht werden: Wohin gehören denn Psychologie, Sozialwissenschaften, Mathematik, Jurisprudenz und Medizin – von integrativen Disziplinen wie der Anthropologie oder Ökologie einmal ganz abgesehen? Wie ist es mit den Technologien: ist Technik ›Natur‹ oder ›Geist‹? Die alte Entgegensetzung von Erklären und Verstehen (Dilthey), die uns heute auch als ›Erklären vs. Erzählen‹ (Lübbe) angeboten wird, vermochte der komplexen Wissenschaftswirklichkeit noch nie gerecht zu werden. Seit dem 19. Jahrhundert ist ›Wissenschaft‹ ein Plural, zusammengehalten nur durch Familienähnlichkeiten oder -feindlichkeiten, und ein einfaches dichotomisches Einteilungsschema versagt selbst dann, wenn es nur methodologisch gemeint ist. Akzeptiert man die These, historisch-narrative und hermeneutische Verfahren seien spezifisch geisteswissenschaftlich, kommt man nie zu »den« Geisteswissenschaften, die sich dann *en bloc* mit kulturkonservativer Blickrichtung verteidigen ließen, denn Narratives und Hermeneutisches findet sich in fast allen Wissenschaftssparten mehr oder weniger; also kann man auf diese Weise nur »das Geisteswissenschaftliche« in den Wissenschaften verteidigen und diejenigen, die sich professio-

nell darauf spezialisiert haben. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Nichts gegen die Unentbehrlichkeit von Erzählung und Interpretation in unserer Kultur, aber die kulturpolitische Indienststellung bestimmter Wissenschaftssparten folgt einfach nicht daraus.

Ähnlich ist es mit dem Ritterschen Kompensationsmodell selber; seine suggestive Kraft beruht wesentlich auf seiner Primitivität, und es verliert sie, wenn man es präzisiert und differenziert. Es legt eine Variante der These von den »zwei Kulturen« (Snow) zugrunde: in Wahrheit das alte und wiederum spezifisch deutsche Modell ›Kultur vs. Zivilisation‹. Zwei Welten stehen sich da gegenüber: hier der technisch-wissenschaftlich dominierte Bereich, den die ältere Kulturkritik ›Zivilisation‹ nannte und dem man die modernen Entfremdungserfahrungen ursächlich zuschreibt; dort die Kultur als der Inbegriff der Traditionen, in denen sich die Menschen zu Hause fühlen können. Damit ist man noch nicht beim Kompensationstheorem, denn bis hierhin wurde nur ein Komplementaritätsmodell vertreten; beide Felder zusammengenommen ergeben erst das Ganze. Das Kompensatorische kommt erst durch Zusatzannahmen herein, nämlich durch die These, daß der technisch-wissenschaftliche Sektor durch eine nicht mehr steuerbare und sich ständig beschleunigende Innovationsdynamik bestimmt sei, die ihrerseits ständig »lebensweltliche Verluste« und »Modernisierungsschäden«[12] erzeuge; mit einem kulturellen Innovationsdruck hingegen, der nicht bloß Reaktion auf den technisch-wissenschaftlichen Fortschritt wäre, sondern selbsterzeugt, wird nicht gerechnet. In diesem Modernisierungsmodell ist die Verteilung der Modernisierungslasten eindeutig; damit die unvermeidliche technisch-wissenschaftliche Innovation gesamtgesellschaftlich erträglich bleibt, muß die Kultur die Rolle des Gegengewichts übernehmen – nichts anderes bedeutet ›Kompensation‹ –, und das kann sie nur, wenn sie selbst auf die Erzeugung von Innovationsdruck verzichtet und konservativ wird. Kulturelle Modernisierung erscheint so als viel zu gefährlich, ja, sie gerät in den Verdacht, ein Bestandteil der Katastrophenpolitik linker Intellektueller zu sein mit dem Ziel, das Ganze endgültig in die Krise zu treiben, um dann selbst die Herrschaft übernehmen zu können.[13]

Im Kompensationsmodell der Kulturkonservativen mischen sich deskriptive und normative Elemente; ganz analog zur Frage nach »den Geisteswissenschaften« und »dem Geisteswissenschaftlichen« muß man fragen: Ist die Kultur per se Kompensation, oder gehört nur das dazu, was kompensiert? Ist die Kultur immer konservativ, oder ist nur das Konservierende Kultur, das Innovative hingegen nicht? Ständig gehen schon normative Vorgaben in das ein, was dann quasi-definitorisch als »die« Kultur und als »die« Geisteswissenschaften präsentiert wird. Dabei trifft es doch gar nicht zu, daß nur

der technisch-wissenschaftliche Sektor ständig Modernisierungsschübe und -schäden hervorbringt. In den osteuropäischen Staaten sind die Politiker und Technokraten andauernd damit beschäftigt, kulturelle Innovationsbedürfnisse zu kompensieren und dies, obwohl sie sich mit Haut und Haaren der technisch-wissenschaftlichen Modernisierung verschrieben haben; immer müssen deren Erfolge dazu herhalten, das Bedürfnis nach politischer und kultureller Erneuerung auszubalancieren und in Grenzen zu halten. Auch in unserer Gesellschaft gibt es Beispiele für solchen gegenläufigen Kompensationsbedarf. Die Liberalisierung der Sexualmoral als Element des vielbeschworenen »Wertewandels« erschwert die Bekämpfung von Aids beträchtlich. Da diese kulturelle Innovation kaum mit moralischen Appellen im Stil der katholischen Bischofskonferenz oder mit administrativen Maßnahmen à la Gauweiler rückgängig zu machen sein dürfte, entschloß sich die Bundesregierung zur Kompensation mit Mitteln technisch-wissenschaftlicher Modernisierung, d. h. durch einschlägige Forschungsförderung und öffentliche Sexualaufklärung, in der ein weiblicher Bundesminister sogar das Wort ›Kondom‹ in den Mund nimmt; zu Adenauers Zeiten hätte dies unweigerlich zum Rücktritt geführt. Das Beispiel zeigt: Wenn konservative Politiker mit kulturellen Innovationslasten nicht fertig werden, versuchen sie es durchaus mit der »anderen« Kompensation; der kulturkonservative Kompensationstheoretiker hingegen kann sein Modell nur aufrechterhalten, wenn er so etwas anders interpretiert oder für unerlaubt erklärt.
Die Umkehrung der Kompensationsrichtung allein ist aber auch noch nicht zureichend, um das Kompensationsmodell der Wirklichkeit näherzubringen. Wir leben nämlich nicht in einem binären, sondern in einem *vieldimensionalen* Kompensationssystem, ohne daß wir immer von vornherein sagen könnten, was da jeweils auszubalancieren ist und wodurch. Kultur selbst hat etwas mit Kompensation zu tun; da ist Odo Marquard zuzustimmen[14], nur muß man den Begriff ›Kultur‹ präzisieren. Einmal ist damit nämlich gemeint der Inbegriff der menschlichen Lebenswelt im Unterschied zur Natur, aus der der Mensch heraustrat, als er Mensch wurde – dies nenne ich im folgenden ›KULTUR‹. Zum anderen aber ist Kultur ein Teilbereich der menschlichen Lebenswelt, der sich von Technik, Wirtschaft, politischem System etc. auch unterscheiden läßt; so gesehen ist das mit ›Kultur‹ zu Bezeichnende ein Teilsystem der KULTUR. Mein Einwand gegen die kulturkonservativen Kompensationstheoretiker lautet: Sie schließen die Kultur mit der KULTUR kurz und verstehen die Kultur genau unter dem allgemeinen Kompensationsgesichtspunkt, den sie mit einigem Recht auf die KULTUR beziehen; so müssen Krisen der KULTUR, die die wesentlich auf Kompensation festgelegte Kultur erzeugen könnte, notwendig als unwahr-

scheinlich oder als von kulturrevolutionären Katastrophenpolitikern erzeugter Schein erscheinen.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die KULTUR eine vom Menschen selbst geschaffene Ersatzwelt für die natürliche Umwelt der Tiere ist und insofern Kompensation der verlorenen Natur. Dies stimmt allerdings nur in einer rein funktionalen Betrachtungsweise; sonst ist KULTUR noch viel mehr: vor allem ist sie auch eine kreative Potenz, der Ursprungsort des Unabsehbaren und Unwahrscheinlichen, wobei ihr eigener Fortbestand vielleicht das Unwahrscheinlichste ist. Eine konservative KULTURphilosophie, ja ein KULTURkonservatismus insgesamt macht da keinen rechten Sinn, denn von welchem Ort her wollte man die KULTUR auf das Bewahren und Stabilisieren festlegen? Sinnvoll wird so etwas erst, wenn man innerhalb des externen Kompensationssystems ›KULTUR‹, das die Natur außer sich hat und ersetzen soll, bestimmte interne Kompensationen als notwendig für den Fortbestand der KULTUR auszeichnen kann, und zwar genau die, die der Kulturkonservative im Auge hat. Die Kompensationsaufgabe fällt aber nur unter Voraussetzungen der Kultur zu, die bestreitbar sind. Von der einseitigen Verteilung der Modernisierungsdynamik und der Folgelasten an Technologie und Kultur war schon die Rede, und es mangelt nicht an Beispielen dafür, daß kulturell erzeugte Innovationsschübe KULTURell durch den technisch-wissenschaftlichen Sektor kompensiert werden müssen. Versucht man nun, kulturelle Modernisierungen insgesamt als eine Weise der Reaktion auf gesellschaftliche Modernisierung zu erklären, gerät man in das ›Ei-Henne-Dilemma‹ der Marxisten: Was bestimmt was – die Basis den Überbau oder umgekehrt? Ehe man also allgemeine Thesen über die Rolle der Kultur innerhalb der KULTUR formuliert, sollte man lieber die Geschichte genauer erzählen: Wie ist es denn »eigentlich gewesen« bei der Entstehung von Kompensationsbedarf, und welcher ist wirklich entstanden? Dann träte auch die Vieldimensionalität möglicher und nötiger Kompensationsprozesse deutlicher hervor.

Kompensation selbst ist kein spezifisch modernes Phänomen; so hatte das religiös begründete Almosenwesen eine unentbehrliche ökonomische Bedeutung für die relative Stabilität der mittelalterlichen Gesellschaft, und in Preußen mußte das politische System (d. h. König, Militär und Beamtenschaft) einspringen, um die kulturellen Verspätungen des Dreißigjährigen Krieges zu kompensieren. Kennzeichnend für die Moderne ist die Tatsache, daß hier Kompensationsprobleme unter Bedingungen der Ausdifferenzierung und Autonomisierung verschiedener Sektoren der KULTUR entstehen; es existieren keine zentralen Steuerungsinstanzen mehr. Damit ist die KULTURelle Evolution die Resultante verschiedener, voneinander relativ unab-

hängiger Vektoren, die sich gegenseitig verstärken, stören, ablenken und sogar aufheben können. Darum trifft es einfach nicht zu, daß in unserer Gesellschaft ein für allemal bestimmte KULTURbereiche auf Innovation und andere auf Kompensation festgelegt seien; nur die Kulturkonservativen möchten die Kultur auf Kompensation festlegen. In Wirklichkeit erfolgt Kompensation in viele verschiedene Richtungen: z. B. muß das System der sozialen Sicherung sozial unerwünschte Nebenfolgen der industriellen Modernisierung ausgleichen, was tendenziell zu einer Überlastung dieses Systems führt, die dann wieder politisch bewältigt werden muß; die Verschärfung des Demonstrations-Strafrechts ist als legislative Kompensation der Sicherheitslücken gedacht, denen sich Exekutive, Polizei und Justiz angesichts drohender Massenproteste aus mancherlei politischen und sozialen Gründen gegenübersehen. Offenbar ist es die Regel, daß in modernen Gesellschaften die KULTURverträglichkeit dessen, was in den Teilsystemen geschieht – und häufig genug sogar das interne Funktionieren dieser Teilsysteme – mit deren eigenen Mitteln allein nicht mehr gewährleistet werden kann; darum ist die Kompensation allgegenwärtig. Es ist auch unbestreitbar, daß die größten Gefahren für den Bestand der KULTUR heute vom technisch-wissenschaftlichen Komplex ausgehen – die Stichworte ›atomare Hochrüstung‹, ›Umwelt‹ und ›Gentechnologie‹ mögen genügen –, aber das rechtfertigt in keiner Weise einen allgemeinen Kulturkonservatismus. Politisch läuft der nur darauf hinaus, die technisch-wissenschaftlichen Innovationen vom Nachweis ihrer KULTURverträglichkeit zu entlasten: Wenn sich schon die Kultur heute ständig in dieser Perspektive rechtfertigen muß, warum dann nicht auch die Technologie? Die Rechtfertigungsinstanz ist die KULTUR als komplexes Kompensationssystem, und nicht die Kultur allein – dies nur als Vorausentgegnung auf den zu erwartenden Gehlenschen Einwand, Rechtfertigungszumutungen an die Adresse der Technologie liefen auf Intellektuellenherrschaft durch geistige Bevormundung hinaus.

Darum ist auch die Alternative ›Kompensation oder Fortschritt‹ unhaltbar. Natürlich darf man nicht von »dem« Fortschritt oder der Utopie alles erwarten – vor allem nicht die endgültige Beseitigung aller Struktur- und Entwicklungsprobleme der KULTUR –, aber wenn wir uns endlich von dem mythischen Singular »der Fortschritt« verabschiedet haben, kann das doch nicht bedeuten, daß wir uns nun auf ein kompensationstheoretisches Stabilitätsmodell der KULTUR festlegen lassen müßten. Wer wollte denn ausschließen, daß um des Fortbestandes der KULTUR willen auch einmal Fortschritte nötig sein können und nicht bloß Kompensationen? Selbst die Altkonservativen des 19. Jahrhunderts und nicht bloß Hegel haben fundamentale Reformen des politischen und juristischen Systems ihrer Zeit für unum-

gänglich gehalten, um so das revolutionäre Desaster abzuwenden; ohne eine gerechte Verteilung der Kosten und Lasten wird unser Gesundheitssystem zusammenbrechen, und kulturkonservative Appelle an die Selbstverantwortung des Patienten und seine Sekundärtugenden werden das nicht abwenden. Das bedeutet, daß auch Fortschritte die KULTUR zu stabilisieren geeignet sind; auch sie können kompensierend wirken, so wie kompensative Strategien umgekehrt nicht immer nur konservierende Effekte zeitigen – die preußische Innenpolitik vor 1848 ist dafür wieder ein gutes Beispiel. Im übrigen hatte das Wort ›Fortschritt‹ auch einmal einen vernünftigen Sinn; es war nicht nur ein geschichtsphilosophischer Fetisch. Vor allem war mehr damit gemeint als bloße Innovation: nämlich die Evolution der KULTUR unter den normativen Gesichtspunkten der Humanität und der individuellen Freiheit. Dieser Gedanke bleibt auch nach dem Abschied von der Geschichtsmetaphysik und der Revolution aktuell, und es ist überhaupt nicht einzusehen, warum wir uns heute auf ein in normativer Hinsicht stationäres Status-quo-Denken verpflichten müßten; im recht verstandenen Sinn von ›Fortschritt‹ gibt es in der Welt – vor allem im Weltmaßstab – noch genug zu tun, was durch Kompensation allein nicht zu leisten ist.

III

Doch zurück zu den Geisteswissenschaften. Man kann ihnen nur raten, in mehrfacher Hinsicht skeptisch zu sein: einmal gegen ihre problematische Gesamtdeutung durch eine problematische Kulturphilosophie, und zum anderen angesichts ihrer problematischen kulturpolitischen Funktionalisierung durch eine problematische KULTURphilosophie. Sie sollten sich von niemandem vereinnahmen lassen – weder von den Kulturrevolutionären noch von den Kulturkonservativen –, und wenn ihnen Kompensationsleistungen abverlangt werden, sollten sie selbst prüfen, ob sie sie erbringen wollen oder nicht. Die Geisteswissenschaftler sollten vor allem ihre Verteidigung selbst übernehmen; der dabei zu erwartende Stimmenwirrwarr ist kein Nachteil, sondern macht sie eher attraktiv. Vielleicht müssen wir überhaupt erst noch lernen, was die ›Geisteswissenschaften‹ wirklich für die KULTUR bedeuten, aber eines steht fest: Modernisierungsermöglichung durch Kompensation von Modernisierungsschäden – das kann nicht alles sein, und dies nicht nur, weil das nicht alles sein soll, sondern weil die kulturkonservative ›Philosophie der Kompensation‹ weder als Kulturphilosophie noch als KULTURphilosophie akzeptabel ist; ihre Vertreter sollten sich nach einer Kompensation umsehen.

Anmerkungen

1 Odo Marquard, »Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften«, in: Ders., *Apologie des Zufälligen*, Stuttgart 1986, S. 105
2 Vgl. Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt 1985, S. 89 ff.
3 Vgl. Hermann Lübbe, »›Neo-Konservative‹ in der Kritik. Eine Metakritik«, in: *Merkur* 420 (1983), S. 622-632 (als Entgegnung auf Jürgen Habermas, vgl. Anm. 13)
4 Odo Marquard, »Verspätete Moralistik«, siehe oben S. 17
5 Jürgen Habermas, a. a. O., S. 90
6 So Odo Marquard in einer Diskussionsbemerkung auf der Tagung des Engeren Kreises der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland »Technologische Gesellschaft oder Postmoderne?« im September 1986 in Braunschweig; zum Verhältnis zwischen Marquard und Lyotard vgl. Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim 1987, S. 197 f.
7 Vgl. Odo Marquard, »Verspätete Moralistik«, oben S. 17
8 Ders., »Über die Unvermeidlichkeit ...«, a. a. O., S. 105
9 Vgl. ders., »Nach der Postmoderne. Bemerkungen über die Futurisierung des Antimodernismus und die Usance Modernität«, in: Koslowski/Spaemann/Löw (Hg.), *Moderne oder Postmoderne?*, Weinheim 1986, S. 45 ff., insbes. S. 52
10 Vgl. »Verspätete Moralistik«, oben S. 16 f.
11 Vgl. Odo Marquard, »Über die Unvermeidlichkeit ...«, a. a. O., S. 105 f. und 109 f.
12 Ebd., S. 103 und 105
13 Vgl. Helmut Schelsky, *Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen*, Opladen 1975, vor allem S. 77 ff.; zur »programmatischen Verabschiedung von der kulturellen Moderne« vgl. Jürgen Habermas, »Die Kulturkritik der Neokonservativen in den USA und in der Bundesrepublik«, in: *Die Neue Unübersichtlichkeit*, Frankfurt 1986, S. 51 f.
14 Vgl. Odo Marquard, »Homo compensator«, in: Frey/Zelger (Hg.) *Der Mensch und die Wissenschaften vom Menschen*, Band 1, Innsbruck 1983, S. 55-66

KiWi 163. DM 14,80
Stefan Welzks Buch *Vom Börsencrash zur Wirtschaftskrise* ist eine ernsthafte Warnung an die politisch Verantwortlichen in der Bundesrepublik, im letzten Augenblick mit ihren Partnern eine tiefe internationale Rezession mit allen ihren unkalkulierbaren Folgen zu verhindern. Das vom Autor beschriebene hierzu notwendige Instrumentarium existiert und ist bekannt, es muß nur angewandt werden.

Kiepenheuer&Witsch

JUNIUS

LYOTARD
zur Einführung

von Walter Reese-Schäfer

Mit einem Gespräch zwischen Willem van Reijen, Dick Veerman und Jean-François Lyotard

170 Seiten, DM 14,80
ISBN 3-88506-836-2

Außerdem neu in diesem Frühjahr:
Derrida · Friedlaender (Mynona) · Landauer · Machiavelli

Bisher erschienen:
Alfred Adler · Adorno · Althusser · Bakunin · Benjamin · Bloch · Brecht · Freud · Habermas · Horkheimer · Kant · Alexandra Kollontai · Karl Liebknecht · Rosa Luxemburg · Herbert Marcuse · Montaigne · Franz Neumann · Nietzsche · Wilhelm Reich · Otto Rühle · Sartre · Sohn-Rethel · Sorel · Manès Sperber

JUNIUS

Auf Wunsch senden wir gern unseren ausführlichen Prospekt über die Reihe »zur Einführung« zu.

Junius Verlag
Postfach 50 0745
Stresemannstraße 375
2000 Hamburg 50

Christian Meier
Klio als Klatschbase

Man reibt sich die Augen. Sieht man recht? Die Geisteswissenschaften, dieses Aschenputtel (wie es uns lange scheinen mußte) plötzlich in den schönsten Kleidern – und gelegentlich sogar Gold und Silber über sie geworfen. Prinzen hinter ihr her und meinen, sie als die rechte Braut zu erkennen. Dazu gehört nicht nur, so erfährt man, daß sie schön ist und tanzen, sondern vor allem, daß sie kompensieren kann. Und erzählen. Die Prinzen goutieren das; warum auch nicht? Das Aschenputtel also in der Rolle der Scheherazade. Im Alltag, gewiß, werden weithin noch Erbsen gezählt, aber am Horizont leuchtet schon der Thron. Denn, und dieser Satz scheint nun festzustehen: Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften.

Odo Marquard, der ihn in seiner »Bamberger Botschaft« sprach, sieht sich bestätigt. Schon in den siebziger Jahren hatte er beobachtet, daß der Zeitgeist Runden dreht. Warum also mitlaufen? Man kann in aller Ruhe unter dem einen Maulwurfshügel bleiben, irgendwann gilt man dann »ebenso irrtümlich wie wirksam wieder als Spitzengruppe«. Jetzt ist es der Fall. Alle Welt ist überzeugt, daß es der Kompensation bedarf. Der Igel ist vor dem Hasen am Ziel. Insoweit sind die Dinge nicht unübersichtlich. Als langjähriger Zuschauer des Rennens sehe ich diese Etappe nicht ohne Respekt, auch nicht ohne Sympathie. Aber ich habe einige Zweifel anzumelden, wenn ich sie auch nicht so gerade heraus zu formulieren vermag wie der kleine Junge in Des Kaisers neuen Kleidern.

Ich werde den Verdacht nicht los, die Prinzen seien der Stiefmutter auf den Leim gegangen. Sie haben nicht gemerkt, daß es eine von Aschenputtels Stiefschwestern ist, die sie im Arm halten. Es ist »Blut im Schuck«; denn es mußte einiges amputiert werden, damit er sich dem Fuß anbequemte.

Allerdings, das will ich nicht bestreiten: Menschen haben, solange es sie gibt, ihre Probleme mit dem Gleichgewicht, mit der Kompensation also. Sie trauen klugerweise dem Frieden nicht; man kann ja nie wissen. Wenn sie gewinnen, meinen sie opfern zu sollen. Den Zehnten etwa für den Gott; er muß ja nicht gleich pari beteiligt werden. Manchmal schieben sie's ein

wenig auf. Zum Alter hin aber wird das anders. Irgendetwas glauben sie dann zumeist doch schuldig zu sein; sacrificia irgendwelcher Art, und sei es von dem, was sie bis dahin für intellectus gehalten hatten. Und wie erst steht es, auf die Länge der Zeiten gesehen, mit uns, die wir weiter und zunehmend »im Namen des Fortschritts für die kommenden Geschlechter Schulden machen« (Jacob Burckhardt)? Die wir – in der Tat – rapide und immer noch sich beschleunigende Wandlungsprozesse mit- und durchmachen? Die wir unendlich vieles unwiderruflich und gar sehenden Auges, wenn auch nicht unbedingt wahrnehmend zu verspielen scheinen? Möglicherweise gibt es auch epochenbezügliche Kompensationen, die auf ein dickes Ende verschoben sind, so daß erst spätere Geschlechter für das aufzukommen haben, was frühere verbrauchten. Wir und vor allem unsere Kinder zum Beispiel.

Mithin sollte man nicht leugnen, daß Gegengewichte sein müssen; ja, man sollte zugeben, daß wir noch gar nicht genügend darüber wissen, wie nötig sie sind (so daß uns unser Bedürfnis danach so oft aus dem Hinterhalt anfallen kann). Ich stehe auch nicht an, zuzugeben, daß viel Wahres an Joachim Ritters These ist, die auf den ersten Blick eher erstaunliche Tatsache, daß um 1800 gleichzeitig mit dem raschen Wandel ein ganz neues Bedürfnis nach Bewahrung des Überholten, Veralteten eintrat, weise auf einen tiefen Zusammenhang. Ein Beispiel dafür, daß die Uniformierung vieler Lebensbedingungen, die Entzauberung und Rationalisierung den Sinn für das Bunte, das Vielfältige, das Irrationale provoziert, erleben wir gerade in der Geschichtswissenschaft: im Aufkommen der »Alltagsgeschichte«. Der Zeitgeist dreht wirklich Runden. Freilich ist deswegen noch nicht gesagt, daß sie mit Notwendigkeit immer über die gleichen Bahnen führten; vielmehr erlaubt er sich schon mal Freiheiten. Und er pflegt halbe Wahrheiten nicht zu ganzen werden zu lassen, was immer die Leute jeweils daran finden.

Schließlich sei eingeräumt, daß die Geisteswissenschaften gewisse kompensatorische Funktionen erfüllen können: Sie bewahren die Kunde von Fremdem, Anderem, Früherem (angefangen bei den Texten, die sie herstellen), sie deuten sie und informieren darüber. Sie bilden Spezialisten aus für Sprachen, die keiner mehr spricht, für Archive, für Museen; und speziell an die Museen können sie – dieser Verdacht mag einen ja gelegentlich beschleichen – mit der Zeit vielleicht gar mehr Nachwuchs absetzen als an die Schulen (zumal im Unterschied zu den vielen andern Wellen, in die die Nachkriegsgeschichte sich einteilen läßt – von der Freß- und der Kleidungs- bis zur Sex- und der Sinnwelle –, die museale, in der wir uns zur Zeit befinden, ja stellenträchtig ist nach Beamtengesetz und BAT).

Nur, was beim Zeus berechtigt uns, in dieser Funktion eine wichtige oder gar die entscheidende Aufgabe und Rechtfertigung der Geisteswissenschaften zu sehen? Etwa die Furcht, daß die Politiker (oder die Naturwissenschaftler) das Aschenputtel nur nehmen, wenn es sie mit Exotischem und mit Erzählungen erfreut, daß sie es mit dem Vieldeutigen halten, welches Erzählungen eignet und für Marquard so wichtig ist? Die Furcht, daß sie uns nur anerkennen, wenn wir Kreide gefressen haben? Wir müßten dann aber wirklich annehmen, daß jene, denen gegenüber wir uns vielleicht legitimieren wollen, nicht genau hinschauen (übrigens auch, daß sie nicht ihrerseits schon mit Vieldeutigkeiten genug umgeben seien).

Denn wenn einer auszöge, erzählen zu hören, gar das Erzählen zu lernen, wird er bei den Geisteswissenschaften bald frustriert sein – es sei denn, er bliebe bei Marquard stehen. Die Geschichtswissenschaft etwa ist vorwiegend damit beschäftigt, ihre Gegenstände immer genauer, immer nüchterner zu analysieren. Ihre Standards machen es zunehmend schwer, auch nur zu Synthesen zu gelangen, geschweige denn zum Erzählen. Wer ein Bild des Andern, des Fremden, des Bunten will, tut gut daran, sich nicht an die Wissenschaft selbst zu wenden. Er geht besser gleich in die Museen, zu den Quellen oder – zu Sachbuchautoren. Womit nicht bestritten sei, daß es in Frankreich und gelegentlich auch anderswo für die mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte Gegenbeispiele gibt. Aber das sind einstweilen Ausnahmen.

Auch wenn man das »Erzählen« im komplizierten Sinn des Narrativen nimmt und, was etwa für Marquard wichtig sein könnte, vor allem die Beschäftigung mit der Kontingenz an den Geisteswissenschaften schätzt, wird man im Zweifel eher enttäuscht sein. Wohl haben sie es weithin damit zu tun. Und überdies gehört zu den wichtigsten Beobachtungen der Historiker die Widerborstigkeit, die Menschen immer wieder zeigen, wenn »Die Geschichte« zu großen Schritten anhebt; freilich zumeist erst im zweiten Akt, im ersten machen sie gern mit, da haben sie noch keine Angst. Und es gehört der »permanente Abstand zwischen Entscheidungsintention und geschichtlichem Resultat« dazu, dessen Wahrnehmung uns nach Rainer Specht »ein für allemal zu der Unterstellung« neigen läßt, »daß der Mensch vor allem ein Wesen ist, dem Malheurs passieren«. »Der Mensch dachte, Gott lachte«, sagt man in solchen Fällen.

Allein, neben dem Kontingenten, dem Freien, dem Widerborstigen und all dem Stolpern über die eigenen Füße steht doch in der Geschichte all das, was bestimmten strukturellen Zusammenhängen und oft genug auch: Gesetzmäßigkeiten gehorcht. Wo die Hermeneutik nicht hinlangt (welche doch nicht mehr wie früher annehmen kann, es seien nicht bloß Texte und

Handlungen, sondern auch »der Geist« der Völker und Epochen zu »verstehen«). Da ist denn auch nichts zu erzählen. Da sind vielmehr Monographien am Platz, da ist die Geschichte eine Sozialwissenschaft. Das betrifft gewiß nicht das Ganze an ihr. Das Ganze bleibt vielmehr kontingent. Aber es betrifft weite Strecken.

An dieser Stelle sollte ich vielleicht einfügen, daß ich für neue Formen historischer Erzählung plädiere. Die Geschichtswissenschaft sollte nicht nur für sich selbst produzieren. Sie sollte sich vor allem der Herausforderung stellen, die es heute bedeutet, anspruchsvoll, das heißt, ohne dem Leser etwas zu schenken, doch zugleich verständlich die Geschichte von Epochen darzustellen. Aber sie wird dabei in Deutschland nicht an eine Tradition anknüpfen können. Die ist bei uns vielmehr schon vor vielen Jahrzehnten abgebrochen; eben weil wir primär Wissenschaft sein wollten; weit mehr als etwa die Engländer und die Franzosen. Allerdings kann man aus der Not die Chance eines Neuanfangs machen. Es liegen da wichtige (übrigens auch reizvolle), schwierige Aufgaben.

Man wird dabei die Strukturen im Zusammenhang zu behandeln haben; denn sie sind Zusammenhänge, diese Historiographie muß also systematische Kapitel enthalten. Doch wird man zugleich zu erzählen haben, unter anderm davon, wie sich die Strukturen auf das Leben, auf das Sein der Menschen auswirken. Man kann vielleicht gar – aber nur in ganz kontrollierten Verfahren – Exemplifikationen in erfundenen Einzelgeschichten vornehmen. Man ist dazu eventuell sogar genötigt, wenn man wirklich klarmachen will, was in der Epoche geschehen ist, über die man schreibt. Das gilt zumal für ferne, schlecht bezeugte Zeiten. Für diejenige, für die es am notwendigsten und am schwierigsten ist, die Epoche von 1933 bis 1945 in Deutschland und Europa, gibt es dagegen vermutlich Quellen genug, um solche Geschichten aus der Überlieferung zu nehmen. Da liegt das Problem eher bei der Auswahl und dem Arrangement. Und das klingt sehr viel einfacher, als es ist: Denn wie will man im Einzelnen und im Ganzen all die unverhältnismäßigen Zusammenhänge verständlich machen, aus denen sich das damalige Geschehen, Schreckliches und ganz Gewöhnliches mischend, in all seiner erschütternden Einzigartigkeit aufbaute, wie das Normale zum Verbrecherischen und das Verbrecherische zum Normalen werden konnte, wie man es merkte und nicht merkte (und wie übrigens auch dafür unendlich viele Kompensationen noch immer zu leisten sind, weil es sich nicht aufwiegen läßt)? Ganz gewiß ist die Erzählung innerhalb der Geschichte eine Form der Erkenntnis, die durch nichts anderes ersetzt werden kann; eine Erzählung allerdings, die aus großer Distanz angelegt sein und weithin argumentieren muß.

Im Wunsch nach Erzählung also, in der Einsicht in deren Notwendigkeit will ich hinter Marquard nicht zurückstehen, will ich gar weitergehen als er (wenn ich denn zu Recht vermute, daß er sich der ganzen Schwierigkeit der Sache nicht bewußt ist). Nur, was wird damit kompensiert?

Jene im ganzen erzählende Darstellung, für die ich plädiere, hätte vielmehr primär zwei ganz andere Aufgaben: Sie dient der Erkenntnis und deren Vermittlung. Der Erkenntnis von Geschichte samt allem, was dazu gehört. Und das ist ja nicht wenig. Geschichte freilich bestimmter Epochen, denn von der Geschichte im Singular kann und mag ich nicht reden, es sei denn als von einem Gegenstand der Begriffsgeschichte.

Man kann auch formulieren, Historie diene der Aufklärung. Der neuen und immer neuen, vielleicht gar dringlicher werdenden Aufgabe nämlich, Licht in das Dunkel zu bringen, das allein dadurch entsteht, daß wir immer neu und immer schneller ins Ungewohnte geraten. Daß wir selbst da, wo alles mögliche auf dem Präsentierteller zu liegen scheint, selbst in unsern illuminierten Straßen und in den gut ausgeleuchteten Praxen unserer Ärzte, oft nur allzu sehr im Finstern tappen, weil wir nicht wissen, was dahintersteckt und wie die Dinge zusammenhängen. Wenn wir uns jedenfalls nicht, Fortschrittslieder pfeifend, forsch durch den Wald bewegen; was ja aber die Ausnahme bleibt. Gerade weil Aufklärung keinen eindeutigen Gegner mehr hat, gerade weil sich überall das Helle und das Dunkle kompliziert mischen, ist diese Aufgabe so schwierig.

Insbesondere soll Historie darüber aufklären, wer wir sind und sein wollen. Vielleicht auch, nur muß das jeder für sich entscheiden, wer wir zu sein haben. Wo wir herkommen, wo andere herkommen – denn die westliche Kultur ist ja nicht allein auf der Welt, und sie wird das immer stärker merken –, und nicht zuletzt, wer die Menschen überhaupt sind und sein können. Die Wirklichkeit ist, wie man weiß, erfinderischer als der phantasievollste Schriftsteller. Die Geschichten, die sie schreibt, sind oft so unglaublich wahr. Sie können die Erwartungskompetenz auch gescheiter Menschen so sehr übersteigen, wie die Politik der Donaumonarchie dies zu Anfang des Jahrhunderts mindestens nach Meinung jenes Diplomaten tat, der, um eine Prognose der Reaktion seiner Regierung auf irgendeine Affäre gefragt, schlicht antwortete: »Weiß ich, was das Dümmste ist?« Wenn also eine Wissenschaft unsere Phantasie, unsern Sinn für Möglichkeiten schärfen kann, dann ist das die Geschichtswissenschaft, vermutlich noch mehr als die von dichterischen Texten. Eben darin, behaupte ich, liegt ein ganz wesentlicher, vielleicht sogar der entscheidende Sinn der Beschäftigung mit Geschichte. Eben darin, um es zu wiederholen, geht es um Aufklärung.

Denn wenn man von all den vordergründigen Determinationen absieht, die

laufbahn- oder lehrplanbedingt sind, aus dem zünftigen Hickhack oder auch aus irgendeinem zufälligen Ehrgeiz resultieren – was treibt denn den Historiker? Gewiß vielerlei Neugier. Aber selbst darin und jedenfalls, wenn er es dabei nicht bewenden lassen, wenn er damit vor allem nicht allein bleiben will, muß er Fragen stellen. Die verschiedensten, und oft sind sie auf den ersten Blick unwichtig und auf den zweiten um so interessanter. Aber dahinter steht zumeist irgendeine Form der Teilnahme und damit dann sehr rasch auch des Vergleichs. Damit ist er intellektuell zwischen Vergangenheit und Gegenwart ausgespannt (und trägt noch dazu, was man immer wieder beobachten kann, seine Vorstellung von der Zukunft in seine Auffassungsweise mit hinein). Wenn das anspruchsvoll genutzt wird, dann läuft es allemal darauf hinaus, daß Fragen der Gegenwart an die Vergangenheit gestellt werden und dort manches zutage fördern – so daß man über die Vergangenheit wie über die Gegenwart, nicht zuletzt aber über die Fragen selbst etwas lernt, die sich nämlich bei solchem Wechselspiel zumeist verändern, also neu formuliert werden müssen; auch für die Gegenwart. Was hat Reinhart Koselleck nicht aus seinem utopiekritischen Ansatz für das Wesen der Neuzeit zutage gefördert! Was bringt uns nicht der Zweifel an der Zivilisation, am Staat an anthropologischen Erkenntnissen über frühe Völker und über uns selbst!

Da kann einer in den siebziger Jahren Aischylos' Orestie immer wieder lesen, im Zusammenhang des politischen Denkens der Griechen, kann finden, was es bedeutet, daß Aischylos eine Auseinandersetzung nicht mit dem Sieg, sondern damit enden läßt, daß der Sieger unter großer Anstrengung die empörten Unterlegenen versöhnt. Und dann kann ihm zu Anfang der achtziger Jahre deutlich werden, wie unerhört, wie unnachahmlich die Geschichte des Politischen in diesem Stück mit der der Angst verwoben ist. Und in wieder anderer Situation kann sich ihm die ganze anthropologische Problematik auftun, die mit der griechischen Demokratie verbunden war. Zu leben, Politik zu machen, immer neuen, riesigen Entscheidungsfragen ausgesetzt zu werden, ohne ein Staat zu sein, das heißt ohne Instanzen, die bereits als solche Autorität haben, so daß die Bürgerschaft letztlich – wie unsere Wendung das so schön sagt – auf sie (hin) *sich verlassen* kann. Da erscheint die Tragödie geradezu als Grund des Politischen, und es tun sich vielleicht auch Einsichten über die damaligen Beziehungen zwischen Alltag und Fest auf, die man übrigens allgemein auch als die Frage nach Weisen der Kompensation auffassen kann. Je mehr Erfolg, umso mehr Ehre für die Götter, je mehr Anstrengung, umso mehr das Bedürfnis nach Regeneration. Das eine scheint ohne das andere nicht zu haben gewesen zu sein. Dahinter beginnt das allgemeinere Problem der gesellschaftlichen Bedingungen von

Gesundheit und Krankheit, die damals so ganz anders waren als bei uns. Übrigens vermögen sie uns zugleich über die Besonderheit unseres Eingespanntseins in die Zeit zu belehren, welche so wenig auf den direkten Wechsel von Alltag und gemeinsamen Festen, so sehr dagegen auf Zukunft eingestellt ist. Was doch wohl unsere Erwartungen, unsere Identität betrifft und deutlicher werden läßt, was es bedeutet, daß diese Zukunft inzwischen nicht mehr ist, was sie einmal war.

Es gibt also viele kommunizierende Röhren zwischen historischer Erkenntnis und Gegenwartserleben. Teils sind sie bewußt, teils unbewußt, oft kann man sie erst hinterher vermuten.

Wenn die Historie sich seit den sechziger Jahren intensiv mit dem Kaiserreich beschäftigt, wenn sich die Frage stellt, wie da gesellschaftliche Struktur, Machtgeographie und politisches Handeln sich gegenseitig bedingten, so liegt die aufklärerische Absicht auf der Hand. Diese Erkenntnis fiel unmittelbar in die politische Aktualität. Das gleiche gilt, wenn man in bestimmten Situationen nach dem Zusammenhang zwischen Tugend und Terror forscht. Komplizierter ist es vermutlich mit dem Interesse, das Ariès an der Geschichte der Kindheit und des Todes entwickelte. Wußte Norbert Elias in den dreißiger Jahren, daß seine Erkenntnisse etwa über die Verlegung der Schamgrenzen nicht nur für den »Prozeß der Zivilisation«, um den es ihm ging, sondern fast mehr noch für die so anders gearteten heutigen Beziehungen zwischen Schamgrenzen und Zivilisation interessant sind, vielleicht gar eher für einen großen Kompensationsprozeß als für einen Rückschlag?

Um es kurz zu machen: Der alte Spruch »historia magistra vitae« ist heute schal geworden. Seine Voraussetzungen sind geschwunden. Aber es ist unverkennbar, daß wir durch historische Arbeit nicht nur, was nicht schlecht wäre, unterhalten und nicht nur aufs vielfältigste belehrt, sondern daß wir auch für das Bestehen unserer Zeit direkt oder indirekt belehrt und aufgeklärt werden, dadurch, daß unsere Phantasie gebildet, unsere Herkunft neu beleuchtet, unsere Kenntnis von Zusammenhängen gefördert wird, daß unsere Vorurteile auf ihren Grund zurückgeführt und wenigstens geläutert werden, daß wir lernen, wer wir sind und wo wir stehen, und daß wir vielleicht auch etwas über die Zukunft vermuten können.

Mit welchen Absichten das vom Einzelnen her geschieht, das kann sehr verschieden sein. Man kann, konservativ, Argumente für die Tradition suchen, man kann aber auch, fortschrittlich, nach Argumenten dafür sich umsehen, daß die Geschichte in eine bessere Zukunft führt. Und es gibt Zwischenlösungen. Der Sieger kann die Geschichte schreiben, oft genug versucht er es. Aber es gibt auch, und in der Regel in weit großartigerer

Form, die Geschichte, die Besiegte schreiben, welche verstehen wollen, warum eine Realität, die ihnen nicht genehm ist, sich durchgesetzt hat; die also in sich selbst das Recht des Tatsächlichen gegen das von ihnen Gewünschte durchsetzen müssen. Ihr geistiger Aufwand ist weit höher als beim Sieger; und am Ergebnis ist das zu spüren. Weiter kann man in der Geschichte mehr das Unterschiedliche oder mehr das Gleiche suchen. Man kann etwa – was beim Historiker-Streit eine Rolle spielte – bemüht sein, einen deutschen Sonderweg festzustellen, oder auch versuchen zu zeigen, daß die Deutschen früher soviel anders nicht waren als andere Völker.
Man kann der Überzeugung anhängen, Wissenschaft sei unpolitisch, so daß es sich, gleichgültig wie neuralgisch die Punkte sind, um die es geht, selbst dann um reine Wissenschaft handelt, wenn man sie in Tageszeitungen ausbreitet, um die Öffentlichkeit zu beeinflussen. Und man kann andererseits wissen, daß Geschichte im ganzen doch zu wichtig ist, als daß sie, selbst wenn sie unwahrscheinlicherweise sine ira et studio zu schreiben sein sollte, in wichtigen Fragen sine ira et studio aufgenommen werden könnte. Man kann sich auch um der Heiterkeit des Erkennens willen mit der Geschichte beschäftigen, wie Jacob Burckhardt. Und man kann Geschichte, um die Reihe dann damit enden zu lassen, betreiben im ausdrücklichen »Interesse an emanzipatorischen Entwicklungsprozessen, an der Durchleuchtung der Widerstände gegen sie und an der Vermehrung ihrer Durchsetzungschancen« (Hans-Ulrich Wehler).
Und der Reiz, ja auch die aufklärerische Funktion der Historie besteht darin, daß alle diese Absichten gleichzeitig verfolgt werden, daß sie in Konflikt zueinander geraten und so auf direktem wie indirektem Wege eine Vielfalt von Erkenntnissen erzielt wird. Sie können übrigens bei Problemen, die für die Öffentlichkeit wichtig sind, Geschichtswissenschaft und Politik in dichteste Berührung bringen, und was das heißt, wie eine politisch stärker divergierende »Zunft« damit fertig wird, dafür gibt es bei uns kaum Vorbilder, das scheint seinerseits noch der Aufklärung zu bedürfen.
Wollte man sagen, die Geschichte sei zum Kompensieren da, so würde man sie auf eine von vielen möglichen Zwecksetzungen festlegen. Ja, man muß wohl ausdrücklich feststellen, daß eine solche These im wesentlichen politisch, also parteilich ist, auch wenn sie auf leisen Sohlen daherkommt. Und sie ist auf jeden Fall gefährlich für die Geisteswissenschaften: Denn sie erweckt, wenn man sie wirklich ernst nähme, Erwartungen, die diese keineswegs erfüllen können. Und dann würden ihnen auch diejenigen, die sich ihnen aus konservativer Gesinnung zuneigen, zunehmend skeptisch gegenüberstehen.

Nein, ich glaube, wir sollten es dabei lassen, daß es in den Geisteswissenschaften allgemein und speziell in der Geschichte um Erkenntnis, um Aufklärung geht, und wir sollten uns nicht einreden – oder einreden lassen –, daß das zu ihrer Rechtfertigung nicht genüge. Sonst würden wir Erkenntnis und Aufklärung – und den Bedarf gerade auch unserer Gesellschaft daran – in ungebührlicher Weise unterschätzen, ja vielleicht gar im Stich lassen. Und im übrigen kann sich eine Wissenschaft nur dadurch rechtfertigen, daß sie mit Verstand und allem geistigen Aufwand betrieben wird, daß sie also gut arbeitet.

Der Aufgaben gibt es genug, und sie sind zum guten Teil auch recht dringend und schwierig. Können wir es uns etwa noch weiter leisten, als Geschichte das anzusehen und zu betreiben, was sich gemäß den Facheinteilungen der Universität so ausweist: Alte, Mittlere und Neue Geschichte, ergänzt um die Osteuropäische sowie eventuell um Wirtschafts- und Sozialgeschichte? Können wir es uns leisten, noch weiter in der Richtung voranzuschreiten, in die wir bisher immer gegangen sind, nämlich zu immer stärkerer Spezialisierung? Müssen wir nicht Methoden entwickeln, um neben der Spezialisierung – die natürlich unabdingbar bleibt – zugleich eine Generalisierung zu erreichen? Ein Zusammenhangswissen, eine Fähigkeit, das größere Ganze genau zu begreifen, etwa. Oder haben wir vergessen, daß Rotkäppchens Unglück daher rührte, daß sie nur auf Einzelheiten achtete und das Ganze schlicht und falsch für gegeben ansah? Was man tut, aber nicht unbedingt tun sollte. Wir brauchen daher den Vergleich, auch eine Einbeziehung der andern Teile der Welt in unsere historische Betrachtung, zur Orientierung, aber auch zur Erzielung weiterer Erkenntnis. Müssen wir nicht, wie einst Max Weber, nur jetzt in gemeinsamer Unternehmung, versuchen, uns aus einer sehr umsichtigen Einbeziehung etwa der indischen und der chinesischen Geschichte ein besseres Sach- und Zusammenhangswissen zu erwerben? Wird nicht, was wir treiben, zusammen mit unserem Kontinent zunehmend provinziell? Ich meine jedenfalls, daß wir noch sehr viele Aufgaben vor uns haben.

Was die einzelnen an diesem Forschungsprozeß Beteiligten tun, ob sie sich politisch also etwa alle zur einen Seite des Schiffes hinausbeugen, so daß es zu kentern droht, oder ob genügend da sind, die sich – und zum Teil sogar: jeweils – zur anderen beugen, um zu kompensieren, das ist die Sache der Einzelnen. Man darf der Wissenschaft selbst nicht zuviel aufladen. Und schließlich: Man soll sich vielleicht auch den Weg des Zeitgeistes trotz allen gegenteiligen Anscheins nicht zu sehr nach dem Muster des Sechs-Tage-Rennens im Sportpalast vorstellen. Doch selbst wenn man es wollte, sollte man sich nicht die Alternative zwischen Mitlaufen und Abwarten aufzwin-

gen lassen. Ich will nicht leugnen, daß Odo Marquard aus der einen dieser Möglichkeiten etwas Großartiges gemacht hat. Sein Maulwurfshügel ist inzwischen auf das Bewunderungswürdigste ausgebaut, bald so großartig wie das Schloß, in das der Gestiefelte Kater den König geführt hat – das Schloß des Großen Zauberers, der sich genausogut in einen Elefanten wie in eine Maus verwandeln konnte. Recht vielseitig also, vieldeutig, mithin schätzenswert.

Nach meinem Urteil aber ist es besser, sich unabhängig vom Kreisen des Zeitgeistes voranzubewegen, sowohl links wie rechts seine Früchte einzusammeln, gewiß nicht in übermäßiger Eile, aber doch auch nicht säumig.

Wie es ja überhaupt besser ist, aus dem Schatten der Jahre seit 1968 herauszutreten. Das Bild beängstigt, je länger man es anschaut, umso mehr. Es ist wie bei einer Kinoreklame, die nicht von der Leinwand weichen will; man hat den Eindruck, die Regie sei nicht besetzt. Auf der einen Seite werden vielfach immer noch Wunden geleckt, auf der andern immer noch gemeint, man müsse die Unterlegenen besiegen. Mir scheint, daß auf unseren wissenschaftlichen wie auf den politischen Schlachtfeldern zu viele Generale sind, die immer noch einmal den Krieg von gestern zu führen neigen oder gar sich gedrängt fühlen.

Was also die Geisteswissenschaften angeht, so glaube ich, das Aschenputtel sei noch erst zu entdecken. Nicht im Taubenschlag, wo offenbar Prinzen am ehesten versucht sind, es zu vermuten (wenn sie sich nicht durch Stiefmütter jemand andern aufschwatzen lassen), sondern dort, wo gearbeitet wird. Und man weiß ja auch, woran es zu erkennen ist, daß nämlich der ganze Fuß, wie er ist, in den Schuh passe. Denn das Aschenputtel lebt nicht auf großen Füßen. Vielleicht ist es sogar das beste, wenn sie von keinem Prinzen heimgeführt wird, wenn sie also bleibt, wo sie ist. Man sollte freilich sehen, daß sie nicht nur Erbsen zählt. Aber das tut sie ja ohnehin nicht.

Rudolf G. Wagner
Chinesisches Sinnstift

»... daß in geschichtslosem Land die Zukunft gewinnt, wer die Erinnerung füllt, die Begriffe prägt und die Vergangenheit deutet.«
Michael Stürmer, 1986

Als »Hure Vernunft« beschimpft Martin Luther die Fähigkeit des gebildeten Schädels, in der unendlichen und trivialen Fülle des Gewesenen jeweils Kiesel zu finden und zusammenzutragen, die einen gegenwärtigen Zustand auf den Sockel seiner historischen Notwendigkeit setzen; und dabei noch die Lust und Befriedigung zu verspüren, die die volle Ausschöpfung der eigenen Kräfte gewährt. Es ist dabei ohne rechte Bedeutung, ob das Ergebnis affirmativ ist und die letzte Maßnahme der Regierung als den natürlichen Höhepunkt der bisherigen Menschheitsgeschichte ausweist, kritisch die Unvermeidlichkeit des gegenwärtigen Desasters belegt oder, in der geschliffensten Form, schließlich die grundlose Selbstzüchtigung rechtfertigt, die den Kopf vom Rumpf trennt und damit dem Unternehmen ein natürliches Ende setzt wie bei Arthur Koestlers Rabinovich. Die gebildete Vernunft hat keine gute Presse im zwanzigsten Jahrhundert. Ihr wird alles vom hermeneutischen Opportunismus bis zum Denken auf dem Strich nachgesagt.

Sie schwebt im Raum zwischen fact und fiction und verbindet die beiden ad libidinem und meistbietend. Ihr Geschäft ist allemal befriedigend, gelegentlich lethal oder selbstmörderisch, doch immer nutzlos, will es scheinen. In Stefan Heyms *König David Bericht* betritt der weise Historiker Ethan ben Hoshaja die Stadt Jerusholayim. Er soll für Salomon die *Eine Wahrheit* aufstellen und dadurch *Allem Widerspruch und Streit ein Ende setzen*, indem er den *Einen und Einzig Wahren und Autoritativen, Historisch Genauen und Authentisch Anerkannten Bericht über den Erstaunlichen Aufstieg, das Gottesfürchtige Leben, sowie die Heroischen Taten und Wunderbaren Leistungen des David ben Jesse* schreibt und den frohen Beweis erbringt, daß Salomo und nicht sein älterer Bruder der legitime Thronerbe Davids sei, so daß auch seine Taten vom Glanz des HErrn übergossen sind. Als Ethan zum Stadttor kommt, zeigt sich, daß die Krethi und Plethi anders über den Nutzen der Geschichte denken.

»Der krethische Wachposten hielt uns an, und da ich ihm meine Ausweise zeigte, rief er den Hauptmann herbei.

›Historiker, eh?‹ Der Torhauptmann war des Lesens mächtig. ›Wir brauchen Steinmetzen, Maurer, Mörtelträger in Jerusholayim; sogar ein Schuster wäre von Nutzen; aber siehe, zu uns kommt ein Historiker.‹ Ich wies auf das königliche Siegel. ›Dieses Volk braucht eine Geschichte‹, fuhr der Hauptmann fort, ›wie ich ein Geschwür brauche an meinem Geschlecht. Sie werden als Dummköpfe geboren und sterben als solche, sie treiben Unzucht mit ihren Müttern und ihren Schafen und du willst ihnen eine Geschichte geben. Haben sie es nicht ohne Geschichte schon schwer genug?‹«

Die Krethi und Plethi von Salomos Geheimpolizei jedoch, selbst wenn sie des Lesens mächtig sind, irren sich. Zum sicheren Stand bedarf die Gegenwart der Geschichte so wie das Monument des Sockels, der es über die Köpfe der Sterblichen hebt. Und Salomo will nicht nur die Kontinuität des Bestehenden, er will Veränderung. Er will einen neuen Palast bauen und will seinen Bruder aus dem Weg räumen. Solche Veränderung, Anpassung und Revolution mehr noch als die Bewahrung des Bestehenden bedarf des Selbstvertrauens und der öffentlichen Glaubwürdigkeit und ist darum auf einen noch breiteren und höheren, historischen wie philosophischen Sockel angewiesen. Natürlicherweise findet dieses Verlangen nach Geschichte seinen Höhepunkt dort, wo am radikalsten mit ihr gebrochen wird. Keiner weiß so recht, welche Schlipsfarbe man bei solch gewaltigen Unternehmungen wie dem Klassenkampf oder der sozialistischen Industrialisierung trägt und woher der Sinn für die Opfer zu nehmen sei. Salomos Gegner brauchen die Geschichte so nötig wie er und versuchen beim Sockel mitzumischen, um die Statik des Monuments zu verändern. In der modernen Welt brauchen politische Akte ein gesundes Maß an öffentlicher Motivation und Zustimmung, da sie in der Regel Opfer kosten. *Muddling through* ist eine weise Politik, doch nur wenn das Ziel bekannt ist und einige Glaubwürdigkeit und Respektabilität besitzt. Die aber wird nur erreicht, wenn die neueste Veränderung der Gegenwart nicht ein Freak und Bastard der Geschichte ist, sondern ihr legitimes Kind, in welchem die Vergangenheit ihre logische und dialektische Einheit und die Zukunft ihren vielversprechenden Beginn findet. Sonst reduziert sich der präsente Akt auf seine essentielle Trivialität, dem Akt fehlt die Kraft, die Forderung nach Opfern wird frivol, und dahin sind der Spaß und die Gloriole der historischen Tat. »Die Politiker haben keine Lust«, sprüht dann jemand nachts in Berlin an die Wand. Wenn denn die Vernunft Luthers Hure ist, leiste sie ihren Beitrag zum gesellschaftlichen Wohl besser ungeniert.

Es bedarf keiner großen Interpretationskunst, um in Heyms Buch die Satire auf den master text sozialistischer Geschichtsschreibung, die *Geschichte der*

KPdSU (B). Kurzer Lehrgang zu erkennen, die auf Stalins Geheiß und unter seiner Mitarbeit in den dreißiger Jahren enstand, um seinen Erbanspruch gegen Trotzki zu rechtfertigen, und es fällt leicht, den Kurzen Lehrgang selbst als die Karikatur des Berichts über David in Samuel und Könige zu lesen. Doch bleibt die Trennung zwischen Original und Karikatur unbefriedigend und künstlich. Irgendwo muß es dem Weltgeist gelungen sein, Original und Karikatur so nahe aneinanderzurücken, daß sie verschmelzen und sich in der Ironie ihrer Fusion gegenseitig preisgeben.

Schon seit langem ist China für Europa das Treibhaus der Ideen, wo in tropischer Pracht erblüht, was zu Haus als Kümmerpflänzchen vegetiert. Mit seinen gewaltigen Umwälzungen im 20. Jahrhundert sowie dem Tempo und der Hitze seiner inneren Kämpfe kommt ihm inzwischen der Rang eines unfreiwilligen Versuchsreaktors zu, in dem Partikel, die andernorts relativ distinkt ihre Bahnen ziehen, in die große Einheit zerschmolzen werden. Vorbehaltloser und radikaler als anderswo haben chinesische Historiker und Philosophen aller Fraktionen und Richtungen eingesehen, daß ihr Riesenland sich verändern muß, will es überleben, und haben die Mühe und die Risiken nicht gescheut, die es kostet, jedem Griff und Schritt in das Dunkel der Zukunft durch den entsprechenden historischen Unterbau die nötige Überzeugungskraft zu verleihen, ohne die alle Revolution, Reform und Veränderung nur im halbherzigen Selbstzweifel steckenbleibt und den anderen die Opfer ohne rechte Überzeugungskraft zumutet.
Der erste große Durchbruch gelang schon 1928. Der Zustand der chinesischen Geschichte war damals erschreckend. Endlos und ziellos wie Wellen bei toter See stiegen Dynastien auf und gingen unter. Das Land schien in einer riesigen Skinnerschen Box zu sitzen und auf den rettenden Stimulus von außen zu warten, und komme er als japanische Invasion, damit überhaupt irgend etwas geschehe. Chiang Kaishek hatte 1927 mit seinen Radikalen gebrochen und erhob die Kommunistenverfolgung zur Hauptaufgabe, die Zensur war scharf, und eine öffentliche Diskussion über eine chinesische Revolution war unmöglich. Die kommunistischen Vorstellungen von einer solchen Revolution hatten zudem etwas Voluntaristisches an sich. Sie konnten zwar darauf verweisen, daß solche Dinge anderswo, etwa in Rußland, vorkamen, aber wozu ein solches Unternehmen in China gut und nötig sein sollte, war ganz unklar. Das war die Stunde der Historie. Sie allein konnte und mußte in dieser schweren Zeit die unabweisbare Notwendigkeit der Revolution aus der unendlichen und bereitwilligen Fülle des historischen Materials belegen, das Selbstvertrauen und die öffentliche Legitimität einer politischen Gruppe etablieren, die sich diese Revolution zum

Ziel gesetzt hatte, einsichtig machen, daß es zwecklos, ruhmlos und letztlich selbstmörderisch war, sich dem Unabwendbaren zu widersetzen, und sie allein bot den bescheidenen Gelehrtenrock und die absonderlichen Themen, in denen sich solche brisanten Gegenstände unter den Augen der Krethi und Plethi verhandeln ließen. Es ist das Verdienst Guo Moruos, der mit seiner Doppelbegabung als Dichter und Historiker besser als andere geeignet war, fact und fiction zu verbinden, mit seinem Aufsatz »Die Entwicklungsetappen der chinesischen Geschichte« im Oktober 1928 die chinesische Geschichte aus dem ermüdenden Kreislauf befreit und ihr die Richtung und den Zweck gegeben zu haben, die den revolutionären Anstrengungen der damals noch mit dem englischen Kürzel CP (Communist Party) benannten Partei in ihrer schwächsten Stunde den Glanz des Notwendigen verliehen.

Er tat das, indem er China eine zweihundertjährige Sklavenhaltergesellschaft schenkte. Die hatte das Land vorher noch nicht gehabt. Die kommunistischen Bewegungen des Westens bezogen den Nachweis der Notwendigkeit ihrer Unternehmung aus der von Engels in *Über den Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates* entwickelten Vorstellung von der naturgesetzlichen Abfolge gesellschaftlicher Formationen von der Urgesellschaft über Sklavenhalter-, Feudal- und kapitalistische Gesellschaft hin zum Kommunismus. Die chinesische Geschichte schien diesem Schema an keinem Punkt recht entsprechen zu wollen. Das China des 20. Jahrhunderts als »kapitalistisch« zu bezeichnen, fiel schwer, den bürokratischen Staat als »feudal«, wollte mangels eines Adels nicht gelingen, von einer Urgesellschaft mochte man noch am ehesten ausgehen, wenngleich die Belege dafür vor allem aus rückwärtsgewandten Utopien stammten; das schlimmste aber war, daß man eine ordentliche Sklavenhaltergesellschaft wie in Griechenland oder Rom gar nicht hatte. Das war das schwächste Glied in der Kette. Gelänge es, nachzuweisen, daß es eine chinesische Sklavenhaltergesellschaft gegeben hatte, wäre dies der Beweis für die Notwendigkeit der kommunistischen Revolution heute. Nach einer ausführlichen Zusammenfassung der Lehren von Morgan und Engels präsentiert Guo Moruo einiges Material, vor allem aus der alten Lyrik des Shijing sowie von Bronzegefäßinschriften, aus dem hervorgeht, daß es vorkam, daß Menschen wie Land verschenkt oder vergeben wurden, und schließt daraus, daß Worte wie min, Volk, xiaoren, die kleinen Leute, limin, das schwarzhaarige Volk, »faktisch nichts anderes bezeichnen als die Sklaven der damaligen Zeit«, so daß eine kurze aber notwendige Sklavenhaltergesellschaft zwischen der Gründung der Zhou im Jahre 1122 v. u. Z. und der Reform des Königs Li (reg. 878-827) entstand. Der Rest war leichtes Spiel; bis hin zur

Gegenwart, welche »kapitalistisch« und vom Gegensatz zwischen »Imperialismus und unterdrückten Völkern zum einen sowie Bourgeoisie und Proletariat zum anderen« charakterisiert war. Den letzten Satz, daß darum die sozialistische Revolution anstünde, brauchte Guo den Krethi und Plethi nicht ins Gesicht zu sagen. Es machte Sinn, sich dem Revolutionsgeschäft weiter zu widmen, wenn auch seine gegenwärtigen Aussichten trübe scheinen mochten. Der Aufsatz, seit 1930 das erste Kapitel in Guos Buch *Studien zur Geschichte des chinesischen Altertums*, wurde rasch und dankbar aufgenommen und sein Inhalt zum Bestandteil des linken Kanons. Mit seiner Schöpfung der Sklavenhaltergesellschaft verwandelte Guo Moruo die chinesische Geschichte in ein schönes, auf fünf Stockwerke ausgelegtes Sinnstift, von dem vier bereits hochgezogen waren und das krönende fünfte gegenwärtig im Bau war. Das Stift barg in seinen Kammern reiche Schätze für die heute Lebenden und in seinen Verliesen reichlich Platz für eine zahlreiche, im Rhythmus der Gegenwart wechselnde Population von historischen Übeltätern. Er unterwarf die chinesische Geschichte der Kontrolle der CP in dem Moment, als deren Einfluß auf die gegenwärtige Gesellschaft rapide schrumpfte, er bewies die Bereitwilligkeit der Historiker zur und ihre Nützlichkeit bei der raschen Sinnstiftung in kritischen Momenten, und natürlich gaben ihm die Ergebnisse recht. Es kam tatsächlich zu einer Revolution. Es gehört dies zu den häufigen Erscheinungen bei Revolutionen oder überhaupt politischen Akten, daß ein Zusammenhang zwischen der Korrektheit der Analyse und dem Erfolg des Unternehmens vermutet wird, obwohl der historische Prozeß in seiner ironischen Konstitution meist eben die Unternehmen scheitern läßt, die auf sauberer Analyse und besten Absichten aufbauen, den Wildwestbösewichtern aber den Erfolg nachwirft, wie wir es gegenwärtig erleben dürfen.

Die zweite Form historischer Nutzanwendung bietet Wu Han. Im Gegensatz zu Guo Moruo, der nur des gelegentlichen Zitats bedarf, um sich zu erneutem kategorialen Höhenflug abzustoßen, arbeitet Wu Han im Mulch der historischen Fakten. Guo Moruo ist marxistisch, Wu Han ist bürgerlich in seiner Wissenschaft. Seine Biographie des Gründers der Ming-Dynastie Zhu Yuanzhang (1328-1398), der als Bettelmönch begann und bald nach der Thronbesteigung eben die Kräfte zu verfolgen anhob, die ihn an die Macht gebracht hatten, gilt noch heute als eine der besten von einem chinesischen Gelehrten geschriebenen Biographien. Sie erschien 1943 in Chongqing. Das war ein schweres Jahr für die Historie. Die Einheitsfront zwischen Kommunisten und Guomindang gegen Japan bröckelte, die Zahl der Geheimdienstspitzel und Zensoren Chiang Kaisheks in seiner zeitweiligen Hauptstadt Chongqing übertraf die der Bespitzelten und Autoren; öffentliche

Polemiken gegen den Generalissimo waren außerhalb der kommunistischen Gebiete nicht in Druck zu bringen. Wu Han veröffentlichte seine auf rigoroser Tatsachenforschung basierende Biographie Zhu Yuanzhangs in diesem Jahr als böse Satire auf den Generalissimo, Größenwahn, Raffgier, Geheimdienst und politisierende Gattin mit eingeschlossen. In dieser von Wu Han immer wieder stolz zitierten und von den gebildeten Zeitgenossen bis zu Chiang Kaishek wohlverstandenen Polemik bietet die Geschichte vor allem Erleichterung sowie die Zuversicht, es mit einem schon historisch vertrauten Bösewicht zu tun zu haben. Es verschafft Befriedigung, den bedrohlich über den Häuptern waltenden Generalissimo ausgestopft als historische Mumie fertigzumachen und ihm durch die Unschuld des wissenschaftlichen Geschichtsausdrucks, die Fülle der historischen Gelehrsamkeit und den letztere umgebenden öffentlichen Nimbus elegant die Möglichkeit zu nehmen, sich zu wehren; wie gerecht wäre der Aufschrei gewesen, wenn sein Geheimdienstchef Dai Li sich erdreistet hätte, den Autor der wissenschaftlichen Biographie eines Kaisers aus dem 14. Jahrhundert zu verhaften und sein Werk dem shredder zu überantworten. Die Vermutung, daß solche polemische Historie notwendig unwissenschaftlich sei, ist so unbegründet wie die, daß schlecht belegte Theorien notwendig erfolglos seien. Gerade umgekehrt, die Polemik lebt aus dem Reichtum und der Präzision der historischen Daten, ohne die sie zum dummen Geschimpfe wird. Sie bildet den Ansporn für die historische Tatsachenforschung.

Guo Moruo und Wu Han hatten ihre Werke noch aus eigener Einschätzung der politischen Lage geschrieben. Sie waren dann von kommunistischer Seite gepriesen worden. Dies will als ein umständliches Verfahren erscheinen. Ökonomischer wäre es, wenn die Partei den Historikern gleich sagte, welchen Sinn es zu stiften gilt und welches Gemüt polemisch zu erleichtern. Die Gründung der Volksrepublik markiert den Übergang der marxistischen Doktrin von einem mit mehr oder weniger Geschick gehandhabten Instrument der Analyse zu einem mit mehr oder weniger Geschick gehandhabten Instrument der Begründung von Maßnahmen der Staatsverwaltung, in deren Domäne auch die Geschichte fällt. Dies würde zu einer einheitlichen und schlichten, sehr ökonomischen Geschichte führen, wäre nur die Einheit und Schlichtheit der jeweiligen Führungsgruppe gewährleistet. Die Präsenz verschiedener Gruppen und Fraktionen in der Führung der VR China, die sich aus verschiedenen Gründen für sehr unterschiedliche Prioritäten und politische Maßnahmen einsetzen, ist so bekannt wie von dieser Führung selbst bestritten. Insofern sind alle Beschlüsse einstimmig, die öffentlichen Reden bis ins kleinste homogenisiert, und die Meinungsverschiedenheiten und Feindseligkeiten sitzen tief und haben longue durée. Neben Literatur

und Philosophie bietet sich die Geschichte als der Ort der versetzten Auseinandersetzung dar, und jede politische Kontroverse kündigt sich am sichersten durch den Ausbruch einer historischen Debatte an. Guo Moruo wird Präsident der Akademie der Wissenschaften mit festen Fraktionsbindungen zu Mao Zedong, Wu Han Vizebürgermeister von Peking unter Maos Opponenten Peng Zhen. Fact und fiction, Historiker und Dichter schlagen sich der einen oder anderen Fraktion zu.

Seit 1957 wird, gedeckt durch Chrushchovs Kritik an Stalins Personenkult, Verärgerung über Maos Führungsstil laut. Er beseitige seine Opponenten rücksichtslos, sei ein verschlagener Taktiker, kümmere sich nicht um die regulären Aufgaben von Partei und Regierung, sei tyrannisch gegenüber den Intellektuellen und bastle mit maoistischen Quacksalbern an seiner Unsterblichkeit. Seine Verteidiger, allen voran Guo Moruo selbst, reagieren in Form der Rehabilitierung des Generals Cao Cao (3. Jahrhundert) und der einzigen chinesischen Kaiserin, Wu Zetian. Beide sind sprichwörtliche Bösewichter der Peking-Oper und populärer Romane, Cao Cao berühmt für Ruchlosig- und Hinterhältigkeit, Wu Zetian für Machthunger, die Ermordung ihrer eigenen Kinder und die fiebrige Suche nach dem Mann mit dem größten membrum virile, ein Huhn auf dem Gockelthron. Die Rehabilitierung nimmt die Form umfangreicher historischer Forschung und Debatte an, in deren Verlauf sich herausstellt, daß die Vorwürfe gegen diese beiden Herrscher allesamt nur der Propaganda klassenfremder reaktionärer Elemente entstammten und daß sich ihre beklagte Rücksichtslosigkeit durchweg nur gegen die Feinde des Fortschritts gerichtet hatte. Fern davon, die Wahrheit der Vorwürfe zu bestreiten, arbeiten die Historiker nun heraus, daß der Kern der Fortschrittlichkeit dieser historischen Figuren eben in den Gewaltmaßnahmen gegen ihre Opponenten gelegen habe. Andere gehen einen Schritt weiter und rehabilitieren gleich Qin Shihuang di, den ersten Qin Kaiser, der China mit Militärgewalt und Staatsmaßnahmen vereinheitlichte und konfuzianische Gelehrte, die sich dem Geist der neuen Zeit nicht fügten, lebendig begraben ließ.

Als dann die Hungersnot des Großen Sprungs nach vorn (Anstieg der Mortalitätsrate 1959-61: 30 Millionen) einsetzte, schilderten die Opponenten, darunter wiederum Wu Han, den Kaiser, wie er gleichgültig gegenüber der Realität des Landes inmitten eines Schattenkabinetts von Magiern und Speichelleckern Unsterblichkeitspillen kocht. Sich selbst verewigen sie in Gestalt aufrechter Beamter, die den Sarg gleich mitbringen, wenn sie schließlich dem Herrn die Meinung sagen. Sie vergessen dabei, daß sie selbst es waren, die kurz zuvor ihre eigenen jungen Kritiker ohne viel Federlesens auf Jahrzehnte in die Verbannung geschickt hatten. Die sinnstiftende Ge-

schichtsschreibung hatte ihr Potential schon lange vor der Kulturrevolution ausgeschöpft.

Mitten in dieser neuen Revolution wurde mit großer Fanfare Guo Moruos altes Buch nachgedruckt. Es sollte nun neuen Sinn stiften. Seit Stalins *Kurzem Lehrgang* weiß ein jedes sozialistische Kind, daß alle Machtkämpfe ideologische und Klassenkämpfe sind. Nachdem Lin Biao in der Mongolei abgeschossen worden war, wurde ihm posthum vorgehalten, er sei insgeheim ein Anhänger des Konfuzius gewesen. Die mit Lin Biao eng verbundene Gruppe um Maos Frau Jiang Qing versuchte, sich selbst aus dem Feuer zu ziehen und die Kritik gegen Zhou Enlai zu richten, dessen persönliche Fürsorge für die Intelligenz als »konfuzianisch« galt und der mit dem Vorbild des Konfuzius, dem Herzog von Zhou, den Familiennamen teilte. Da traf es sich, daß die von Guo Moruo in die chinesische Geschichte eingefügte Sklavenhaltergesellschaft zu Lebzeiten des Konfuzius gerade dreihundert Jahre vorbei war, und da Konfuzius die alten Riten und Sitten wiederherstellen wollte, lag es nahe, ihn zu dem Mann zu erheben, der »die Sklavenhaltergesellschaft restaurieren wollte«. Mit ihm galt das für die gesamte Schicht der Intelligenz, die entsprechend mit frischem Klassenhaß verfolgt wurde. Die Geschichte sollte schließlich nach vorn gehen und nicht rückwärts, und für die Sicherung dieses Fortschritts mußten Opfer in Kauf genommen werden.

Der Schock des Vorwurfs gegen Konfuzius, die Sklavenhaltergesellschaft restaurieren zu wollen, saß so tief, daß nach dem Ende der Kulturrevolution und Maos Tod das Ende der Sklavenhaltergesellschaft um nahezu sechshundert Jahre zurückverlegt wurde, um die Rehabilitation des Konfuzius und die Wiedereröffnung der Schulen und Universitäten zu ermöglichen. Konfuzius galt nun als demokratischer Erzieher, bei dem ein jeder gegen ein paar Hühner pro Jahr etwas lernen konnte. Im gleichen Prozeß mußten andere Teile der Geschichte umgeschrieben werden. Wu Zetian wurde nun zum Bild für Jiang Qing und versank in der vertrauten Versenkung, und der Boxeraufstand gegen die christlichen Missionare verwandelte sich im Zeichen der Öffnung zu den westlichen Mächten aus einer anti-imperialistischen revolutionären Bewegung in eine von der Kaiserinwitwe mit dunkler Hand gesteuerte reaktionäre Zusammenrottung, all dies gestützt auf makellos kommentierte Materialsammlungen und das schamlose und sichere Vertrauen, nur das Beste zu wollen und am Ende gar zu erreichen.

Die Umsetzung der eigenständigen Forschungsarbeit von Historikern mit ihren partikularen Interessen und Neigungen in eine verwaltungsmäßig organisierte und einheitliche historische Sinnstiftung gehört zu den großen Errungenschaften des chinesischen Sozialismus vor allem darum, weil sie

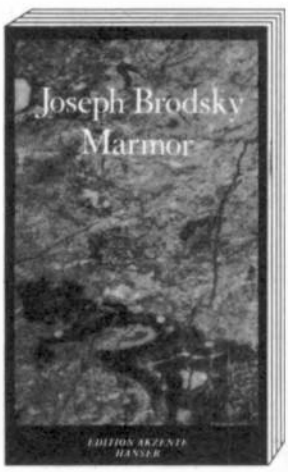
sich auf das patriotische Engagement und die feste Fraktionstreue der Gelehrten stützen kann und darum nur selten zu kruden Gewaltmitteln greifen muß. Die Veränderungen der Geschichte haben inzwischen eine gewisse Voraussagbarkeit erhalten, ein Code ist etabliert, der regelt, auf welchen Sektoren der historischen Ebene welche Kontroversen ausgetragen werden und welches die Positionen der verschiedenen Fraktionen sind. Im Zuge der Modernisierung sei hier eine Automatisierung des Prozesses angeregt, in dem durch Farbumschaltung in den Vorhängen des Sinnstifts die jeweilige Umbewertung der historischen Figuren und Perioden entsprechend der jeweils vorherrschenden politischen Linie sichtbar vorgenommen wird, damit die ärgerliche Erscheinung, daß die historische Sinnstiftung hinter der sich rasch ändernden politischen Entwicklung herhinkt, endlich überwunden werde. Wie viele Arbeiten sind begonnen worden in China, die lange vor Erreichen ihres Ziels ihres Zwecks verlustig gingen, weil eine Umwälzung in der Zentrale ganz andere Teile der Geschichte aktivierte. Es dauerte gelegentlich Jahrzehnte, bis die alten Bedürfnisse sich erneut meldeten und die Arbeiten endlich abgeschlossen und sinnstiftend gedruckt werden konnten. Entsprechend diesem Vorschlag wäre lediglich das Archiv des Sinnstifts so zu ordnen, daß die zur Ausleihe, zum Druck und zum Nachdruck anstehenden Werke unverzüglich in den Öffentlichkeitsbereich kommen und die veralteten, gegenwärtig nicht benötigten Dinge die verdiente Rast in den hinteren Räumen finden, anstatt wie bisher mühsam eingezogen und vernichtet zu werden.

HANSER
HANSE
HANS
HA
H

Denken als Stil

»Als Ensemble ist die Edition Akzente so überzeugend wie wenig andere Reihen im Moment.« J. Drews

Gustafssons Essayband zeigt, wie sich im Essay als eigenständige literarische Gattung, Geschichte, Literatur und Zeitgenossenschaft verbinden.
176 Seiten. DM 26,–

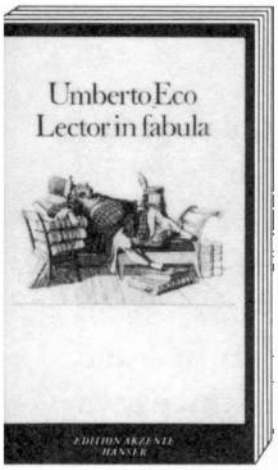


Im 2. Jahrhundert nach unserer Ära spielt das bisher einzige Theaterstück von Joseph Brodsky. Die vergehende Zeit, der Zeitbegriff überhaupt, das ist das zentrale Thema zweier Römer, die in einem Stockwerk eines riesenhaften Gefängnisturmes sitzen und streiten.
112 Seiten. Ca. DM 24,–

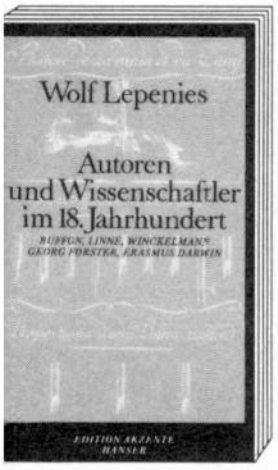
Wie ein kleines Handbuch der Dichtkunst liest sich dieses Buch von Francis Ponge, der wie kaum ein anderer Dichter die Grundlagen seiner Arbeit reflektiert hat, wobei er den Prozeß der Entstehung eines Gedichts gleichberechtigt neben das vollendete Werk stellt.
128 Seiten. Ca. DM 22,–

Die schreckliche Vision des T des der Sonne bildet den H tergrund, vor dem Sgalamb über den Sinn der mensch chen Existenz nachdenkt.
216 Seiten. Ca. DM 34,–

ZERO MÜNCHEN



as Buch verrät ein Geheim-
is: die Methode, die Eco im
oman DER NAME DER ROSE
1 die Praxis umgesetzt hat:
ie Einbeziehung des Lesers.
20 Seiten. DM 36,–

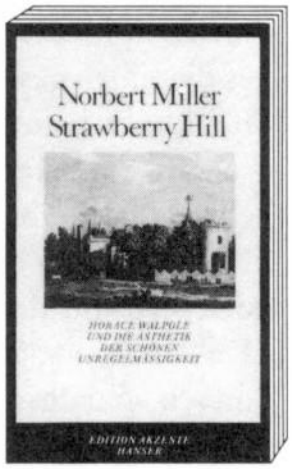


er Umbruch der Wissen-
:haft und die Entstehung ei-
es neuen Wissenschaftsbe-
riffs sind das zentrale Thema
ieses Buches. Wohllaut oder
/ahrheit, Beschreibung oder
lassifikation sind die Begrif-
, die im Mittelpunkt dieser
.useinandersetzung stehen.
58 Seiten. Ca. DM 26,–

Dieser Essay ist die Überlegung eines Praktikers, der seine schriftstellerische Arbeit als Fortsetzung und Spiegel einer alten Tradition begreift.
176 Seiten. DM 26,–

Alfred Schmidt zeigt in seinem Essay, wie scharfsinnig Schopenhauer die Schwächen der Hegelschen Philosophie erkannt hat, und macht neben dem Trennenden zugleich das Gemeinsame der beiden großen Philosophen des 19. Jahrhunderts deutlich.
176 Seiten. Ca. DM 26,–

Piranesi, Marivaux, Lessing und Büchner sind die Ausgangspunkte von Ivan Nagels Essayband über die Künste und die Geschichte des 18. Jahrhunderts.
140 Seiten. DM 26,–



In seiner Studie über Horace Walpole stellt Miller einer der schillernden Figuren des 18. Jahrhunderts in England vor: Als philosophisch gebildeter Autor, Architekt und Politiker war Horace Walpole träumender Aufklärer und Vorromantiker aus Vernunft.
428 Seiten. DM 39,80

Oskar Negt
Fünf Thesen zur Notwendigkeit der Geisteswissenschaften

1.

Einer der größten Skandale unserer Gesellschaft besteht darin, daß gerade in dem Augenblick, wo die Technologieförderung mit einer sich verschärfenden Krisensituation zusammentrifft, die Reflexionswissenschaften (Geistes- und Sozialwissenschaften) konsequent abgebaut werden. Dadurch entsteht ein kulturelles Vakuum, in dem politische Entscheidungen nicht mehr im Medium kritischer Öffentlichkeit getroffen werden. Zum Teil sind es dieselben gesellschaftlichen Kräfte, die Geistes- und Sozialwissenschaften für Luxus halten und das Schwergewicht der Forschung auf Naturwissenschaften und Technologie legen. Die Folge ist ein gefährliches gesellschaftliches Unsicherheitspotential. Die Hochtechnologie erzeugt nicht nur in der Kriegsrüstung breitgestreute gesellschaftliche Ängste. Diese Ängste verbinden sich mit der Furcht, den Arbeitsplatz zu verlieren und einer sozialen Deklassierung anheimzufallen. Eine Gesellschaft, die nicht alles daransetzt, diesen sozialpsychologischen Zustand der Angst aufzuklären und Alternativen für die Krisenbewältigung zu entwickeln, trifft eine klare Entscheidung zur Aufrechterhaltung bestehender Herrschaftsverhältnisse. Denn Herrschaftsverhältnisse leben von der Fortexistenz und dem unaufgeklärten Zustand menschlicher Ängste.

2.

Sozial- und Geisteswissenschaften haben, wenn sie die ihnen aus ihrer eigenen Geschichte kommende soziale Verantwortung bewußt aufnehmen, nicht primär die Aufgabe, sogenannte Akzeptanzwissenschaften zu sein, also Menschen die Möglichkeit zu schaffen, die durch die technologische Revolution bewirkten Verwicklungen akzeptabel zu machen und den Menschen einzureden, daß hier lediglich ein Anpassungsrückstand ihrer Lebenseinstellungen gegenüber dem technischen Fortschritt vorliege. Wo Sozial- und Geisteswissenschaften sich bescheiden, die Sozialverträglichkeit technologischer Neuerungen oder deren Wirkungen auf die Lebenswelt der Menschen lediglich nachträglich zu untersuchen, haben sie ihre Autonomie

bereits geopfert. Ihr erkenntnisleitendes Interesse wird dadurch zwangsläufig durch den Normenzusammenhang definiert, in dem die Art und Weise naturwissenschaftlich-technischer Entwicklung außerhalb des öffentlichen Diskussionszusammenhangs gehalten wird. Vom Öffentlichkeitsentzug lebt eine mehr oder weniger wildwuchernde, von Staat und Industrie aktiv unterstützte Technologieforschung. Um diese aufrecht zu erhalten, werden Legitimationswissenschaften benötigt, die das Faktische einer Technologiepolitik, an der gar nichts zu ändern ist, gesellschaftlich rechtfertigen. Die Ausgangsfrage für Geistes- und Sozialwissenschaften besteht deshalb darin, ob es ihnen gelingt, den Produktionsprozeß von Technologie, *was und wie* produziert wird, zum Gegenstand öffentlich diskutierbarer Interessen zu machen. Die Verantwortung dieser Wissenschaften setzt an den Voraussetzungen der Produktion an, oder es gibt eine solche Verantwortung nicht.

3.

Wir leben in einer durch Technik vermittelten Welt, die in die unmittelbaren Lebensbezüge tagtäglich eingreift. Wir können aus dieser Welt nicht durch bloßen Entschluß herausspringen. Um diese technische Zivilisation zu bewältigen, ist es freilich notwendig, auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lernens *Unterscheidungsvermögen* zu entwickeln. Wir haben es nicht mit *der* Technik oder *der* Technologie zu tun, sondern mit Maschinen und Apparaten, die von uns ein ganz verschiedenes Verhalten und verschiedene Verantwortlichkeiten fordern. Eine Grundentscheidung ist für mich: die zwischen *hermetischen* und *offenen Technologien*. Hermetische Technologien wie Atomkraft und Gentechnologie schließen aufgrund der in ihnen enthaltenen Gefährdungspotentiale bestimmte gesellschaftliche Entscheidungen für eine demokratische Verfassung der Gesellschaft strukturell aus. Sie fordern den Überwachungsstaat heraus. Das Sinnvollste, was eine Gesellschaft mit ihnen machen kann, ist hier Halt zu gebieten in der Forschung und Entwicklung und in der technologischen Anwendung. Diese Technologien müssen bewacht werden, wenn sie funktionieren, und sie müssen bewacht werden, wenn sie nicht funktionieren. Eine Gesellschaft, die ihr Gelände mit Atomkraftwerken bestückt, muß sich darüber im klaren sein, einen Atomstaat zu wollen, also eine autoritäre Überwachungsgesellschaft.

Ganz anders verhält es sich mit dem, was man unter der mikroelektronischen Revolution verstehen kann. Alles, was damit verknüpft ist, ist zwiespältig, d. h. für Herrschaftszwecke (wachsende Arbeitslosigkeit, Kontrollen des Sicherheitsstaates usw.) zu verwenden, aber auch Emanzipationsin-

teressen dienstbar zu machen. Die Verantwortung von Geistes- und Sozialwissenschaften in diesem Zusammenhang besteht darin, die konkreten Umgangsweisen mit dieser Objektwelt durch die Entwicklung von Unterscheidungsvermögen auf politische Entscheidungen zuzuspitzen. Die alte Trennung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwischen Natur- und Geisteswissenschaften gemacht wurde, hat ihre Gültigkeit verloren. Was Max Weber Verantwortungsethik nennt, ist heute zur Grundregel und zum kategorischen Imperativ des eigenen Sinngehalts von Wissenschaft geworden, sowohl der Geisteswissenschaften als auch der Naturwissenschaften.

4.

Konkrete Technikforschung, die zu einer wirklichen Umorientierung im Verhalten der Menschen geführt hat, ist immer autonome Forschung gewesen. Ich führe hier nur einige Beispiele von Untersuchungsprojekten an, die gerade dadurch, daß sie keine bloße Wirkungsforschung waren, für die Umorientierung von Betriebsmanagern und Belegschaften allergrößte Bedeutung gehabt haben. Zwei Untersuchungen in der Hüttenindustrie von Popitz und Bahrdt: *Technik und Industriearbeit* und *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters*. Dann die Untersuchungen von Horst Kern und Michael Schumann. Diese empirischen Untersuchungsprojekte zeichnen sich gleichzeitig durch Nähe zu ihrem Gegenstand und durch Distanz zu den Auftraggebern aus. Kein einziges Institut, keine direkte Auftragsforschung, von denen ich Kenntnis bekommen hätte, haben bisher einen öffentlichen Diskussionszusammenhang erregt, der diesen Projekten vergleichbar wäre. Das ist nicht zufällig; wenn Technikforschung Sinn haben soll, muß sie die Kulturbedeutsamkeit von Technik analysieren und nicht deren Anwendungsbereiche abtasten. Die *Kulturbedeutsamkeit* von Technik ist der entscheidende Gegenstand geistes- und sozialwissenschaftlicher Untersuchungen; und die darin enthaltenen Fragestellungen konzentrieren sich auf das, was der Philosoph Edmund Husserl beklagt hat: den Verlust des *Sinnfundaments* und der *Lebensbedeutsamkeit* der Naturwissenschaft. Diese epochale Frage liegt außerhalb des technischen Interessenhorizonts der Erkenntnis. Deren Beantwortung ist aber für die Entwicklung alternativer Modelle von Technologien unabdingbar.

5.

Was die Verantwortung von Geistes- und Sozialwissenschaften angesichts der naturwissenschaftlich-technischen Herausforderung betrifft, so haben

wir es heute mit einem sehr ernstzunehmenden und geschichtlich neuartigen Problem zu tun. Technologieförderung heute hat auf allen Ebenen ihre Unschuld verloren. Damit ist folgendes gemeint: die Menschheit ist zum erstenmal imstande, mit dem von ihr selbst produzierten technologischen Potential sich selber mit Stumpf und Stiel auszurotten. Keiner von uns kann sagen, daß er mit seiner technischen Produktion oder seiner Deutung der Verhältnisse nicht willentlich diese Möglichkeit vergrößert.
Es ist notwendig, den apokalyptischen Visionen zu widersprechen. Das kann aber nur geschehen, wenn jede Wissenschaft für sich eine neue Verantwortungsethik entwickelt, die tatsächlich meine lebendige Tätigkeit an Ort und Stelle mit dem verknüpft, was daraus gemacht werden kann. Die Unterscheidung von Max Weber zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik hatte ihren guten Grund. Er wollte dem Politiker eine Verantwortung für das Gemeinwesen zuschreiben, die in gleicher Weise nicht dem Wissenschaftler zukam. Eine solche Unterscheidung ist heute nicht mehr haltbar. Da wir wissen können, was mit unseren Produkten geschieht, sind wir auch *verpflichtet*, es zu wissen.
Hans Jonas hat von dem Prinzip Verantwortung gesprochen und eine wichtige Unterscheidung gemacht; er unterteilt die Ethiken in zwei Begründungszusammenhänge. Er spricht von der Nähe-Ethik und der Ferne-Ethik. Die Bedeutung dieser Ferne-Ethik hat heute an Umfang und kultureller Bedeutung in gewaltigem Ausmaße zugenommen. Es mag eine Überforderung sein zu sagen, daß ein Architekt, der sich am Bau von Atombunkern beteiligt, eine selbstgesetzte wissenschaftliche Norm verletzt, denn er könnte wissen, daß er durch den Bau dieser Bunker kaum Leben schützt im Falle eines Atomkrieges, aber vielleicht durch seine Beteiligung zur Verharmlosung der Folgen eines Atomkriegs beiträgt.
Im Grunde müßte jeder Wissenschaftler eine Art Hippokratischen Eid leisten, also nur das zu untersuchen, zu fördern, was Lebensmöglichkeiten erweitert und der menschlichen Würde nicht widerspricht. Große Naturwissenschaftler wie Erwin Chargaff stellen mit Recht die provozierende Frage: »Müssen wir denn alles wissen, was wir wissen können?« Denn heute fällt alles Wissen, das technisch verwertbar ist, auch der Verwertung anheim; die verantwortungsbewußte Selbstreflexion des Verhältnisses von Geistes- und Sozialwissenschaften auf der einen und Naturwissenschaften auf der anderen Seite setzt eben an dem Punkt an, wo es um die *Produktion* des Wissens und nicht lediglich um die Beobachtung und Kontrolle seiner technologischen Wirkungen geht.

Ich möchte meine Ausführungen in dem Gedanken zusammenfassen, daß

heute nichts so dringend und Leben fördernd wäre wie die Entwicklung des kulturwissenschaftlichen Denkens auf allen Ebenen. Ich erinnere daran, daß die erste große Reform des deutschen Bildungswesens, die von Humboldt, gerade nicht den nationalen und ökonomischen Höchststand Preußens zur Grundlage hatte, sondern seine katastrophale Niederlage; die Reform der Universität mit dem Zentrum der philosophischen Fakultät war die Reaktion auf eine grundlegende gesellschaftliche Krise, die zu bewältigen, nach Humboldt, keine Vergrößerung des Militärhaushalts oder die Förderung des Gewerbes auszureichen vermochte. Technologieförderung zu begleiten, stellt für Sozial- und Geisteswissenschaften ein Knechtschaftsverhältnis zur Ökonomie her, eine Funktionalisierung von Wissen, durch die noch nie etwas für die menschlichere Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse herausgesprungen ist.

Und noch ein Wort zum Verhalten der jüngeren Generation zur Technik. Diejenigen, die den Konservatismus ihrer Familienideologie und der alten übernommenen Werte mit einer rabiaten Technologiepolitik zu verbinden versuchen, produzieren den Verlust von Glaubwürdigkeit gegenüber einem gesellschaftlichen System, das breite Teile der jüngeren Generation bestimmt. Die rationale Aufarbeitung der Technik für die menschlichen Lebenszusammenhänge setzt unten an, dort, wo man sie alltäglich erfährt, und sie ist unabtrennbar davon, daß kein Schritt der technologischen Entwicklung ohne gleichzeitige Erweiterung des demokratischen Mit- und Selbstbestimmungsrechts möglich ist.

Rolf Grimminger
Die Welt im Kopf und außerhalb

Im Sommer 1987

hielt Spaemann eine Preisrede auf Jonas und die Ökologie der Schöpfung. Lattek führte den 1. FC Köln an die Spitze Walraff soll schreiben gelassen haben Bohrer sah das unendliche Subjekt der Ästhetik. Der Regen hing schwer überm Land in den Alpen brachen Berge auseinander das Ozonloch über der Arktis vergrößerte sich die europäische Industrie blieb ungerührt. Marquard betrachtete die Geisteswissenschaften wieder als Reparaturbetrieb für Modernisierungsschäden.

Wenn das nun so weiterginge, endlos lang und aufreizend heterogen und ohne die Punkte, die es gliedern, so daß es zu einem sich selbst fortzeugenden Dickicht würde, dessen Anfang und Ende ganz unbekannt bleiben, dann wäre es den Wirklichkeiten schon ziemlich ähnlich, die uns umgeben, in denen wir sind. Wo ist der Geist, der sie entwirrt? Man kann ihn offenbar nicht abbilden. Wo immer er sich auffinden läßt, sitzt er schon im Begriff oder sonst einem kunstreichen Arrangement der Sprache, das wir in das Dickicht hineinstoßen, damit sich da eine Lichtung öffne. Die Lichtung öffnet sich und wächst ziemlich rasch wieder zu. Genaue Zeitangaben lassen sich zwar nicht machen, es dauert aber nie länger als einige Jahre, bis sich herausgestellt hat, daß die Begriffe versagt haben müssen, weil das Dickicht einfach zurückgekehrt ist. Hin und wieder geschieht es über Nacht, manche von uns wachen auf, und der Blick ins Weite ist ihnen plötzlich verstellt. Maßnahmen, das zu verhindern, stehen noch aus, obwohl wir einen andauernden Streit um die raffinierteste Methode führen, unsere Begriffe gegen die Anfälle der Zeit abzustumpfen, schließlich haben wir es satt, ständig wieder von vorne anfangen zu müssen. Wir kommunizieren viel, sorgfältig pflegen wir unsere Diskurse. Ein unaufhörlicher Nieselregen aus Wörtern umgibt uns, der diskrete Lärm der Wissenschaft, vermischt mit dem Rauschen der Bürokratie.

Musil vor dem Firmament

Manchmal ist der Stoff der Zukunft verbraucht, und man weiß nicht, wann er wieder greifbar sein wird. Bitte warten. Als Musil den *Mann ohne Eigenschaften* schrieb, der fast so endlos wurde und so fragmentarisch blieb wie die Geschichte selbst, war das Jahrhundert noch jung, für Musil aber schon zu alt. Zu lange war es her, daß sich die Fragmente des Wirklichen vor den Horizont der Ideen legen ließen, so daß man über sie hinweg oder durch sie hindurch geradewegs ins Unendliche sah. Das Wahre, das Gute und das Schöne – dort hinten hingen sie jetzt unerreichbar am Firmament. Doch wandte sich Musil nicht einfach davon ab, er war ja auf der Suche nach dem essayistisch-richtigen Leben, und auch den schön erotischen Traum vom anderen Zustand wollte er nicht gänzlich verabschieden. Er mühte sich damit ab, er arbeitete daran in der Haltung des Autors am Schreibtisch, der sitzend übers weite Land zu seinen Hoffnungen reist. Er kam aber nicht recht an, denn unterwegs traf er auf ein Kakanien, das ebenfalls eine Idee suchte, die es zusammenhalten sollte, und sie am Ende auch fand – im Krieg. Auch eine Art von Erlösung, Musil wußte es aus Erfahrung. Gegenwärtig ist sie nicht in Sicht, und insofern war das Beispiel schlecht gewählt.

Die Götter der Oper

Über dem Eingangsportal der Alten Frankfurter Oper können wir es noch bewundern, das absolute Ganze, das vollkommen Runde, die makellose Substanz. »Dem Wahren Schönen Guten« steht dort dauerhaft eingemeißelt und frisch renoviert. Die Oper übertreibt eben gern. Trotzdem fiel ihre Welt schon bei Kant auseinander, das Wahre war nicht gut und keines von beidem schön. Und wo gibt es einen schwärzeren Roman, als die *Nachtwachen von Bonaventura* es waren, die alle drei Werte des Idealismus von damals wie unbrauchbaren Schrott beiseite schoben? Oder sollte ich Hegel und Schopenhauer zitieren, die ungleichen Brüder aus fast der gleichen Generation? Die Tag- und die Nachtseite des Geistes im frühen 19. Jahrhundert, dessen komplette Gestalt erst sichtbar wird, wenn sie sich in den Widerspruch mit sich selbst verhakt?
Nein, es kann nicht darum gehen, daß die Universalideen irgendeinmal tatsächlich hätten existieren können, sondern daß sie nur gleichsam da waren, zum Schein, mit einem kräftigen Stich ins Fiktionale und Phantastische. Daß sie anwesend waren wie eine allegorisch beredte Kunstfigur, die man immer wieder restaurierte oder ganz neu in Erz goß, weil man an sie glauben wollte, und soweit man an sie glaubte. Woran man glaubt, das soll oder

muß sein, allen widrigen Erfahrungen zum Trotz, die Religionen wissen es. Die Götter brauchen ihre vollkommenen Bilder, um sie der unvollkommenen Wirklichkeit entgegenzuhalten, abweisend und doch voll verlockender Macht. Und wenn der Glaube an sie in der Gegenwart gar nicht mehr untergebracht werden kann, blickt er eben elegisch zurück ins Vergangene, oder er wandert aus in die Hoffnung auf Zukunft: Es war einmal; der Tag wird kommen, an dem ...

Auch um dieses säkulare Erbe der Religionen geht es im folgenden. Zwar scheint es verbraucht, doch begleitet es die Geschichte trotzdem als wirksame Phantasie. Betrachten wir zunächst ihre konservative Ausstattung, dann das Gegenteil und schließlich die Skepsis, das ist der gegen bestimmte Stile von Rückschritt und Fortschritt stilisierte Zweifel, der von Anfang an schon deshalb dabei ist, weil ich ihn habe, während ich schreibe.

Saubermachen in der Geschichte

Jede Theorie, die sich gegen die Macht der Geschichte richtet, versündigt sich an ihr, sagte Edmund Burke in seinen *Reflections on the Revolution in France* von 1790. Sie enthalten eine konservative Rhetorik, die bis heute am Leben geblieben ist. Burke sprach der Revolution nicht nur die Legalität ab, was zwar richtig, aber trivial ist, sondern auch die Moral, ja, selbst noch die historisch schlichte Notwendigkeit ließ er nicht gelten. Die Tradition! So, wie sie geworden ist, ist sie auch gut, und was sich ändern muß, ändert sich von selbst im ruhigen Lauf der Zeit, den guten Willen der herrschenden Stände vorausgesetzt, den sie haben. Geschichte ist die Erscheinung der gottgewollten Ordnung in der Zeit, kein »moderner Freigeist« darf sie aus der vorgesehenen Bahn werfen wollen.

Natürlich dachte Burke in handfesten Freund-Feind-Bildern, und damit das strahlend Weiße vom Pechschwarzen auch grell genug abstach, mußte er zusätzlich um einiges nachhelfen. Er richtete die Neuerer und das Neue so lange zu, bis sie aus nichts als Rancune und Dummheit betanden, und er bürstete die Tradition so lange glatt, bis jeder auch nur ahnbare Fleck auf ihr verschwand, jede Spur von Negativität. Übrig blieb das Gute schlechthin. Burke verschönte, verklärte, verdrängte, um mit der Macht der Tradition die Tradition der Macht gegen jeden Einwand immunisieren zu können. Die Gegenseite redete meist nicht anders, jedoch genau umgekehrt herum, so daß, schiebt man die Widersprüche nur liebevoll genug ineinander, wiederum die komplette Gestalt der Geschichte erscheint: das Zerwürfnis der Vergangenheit mit sich selbst.

Wo immer Traditionen von den Anteilen der Negativität, die sie stets hat-

ten, gesäubert werden sollen, und die Geschichte von ihren Zerwürfnissen bereinigt wird, taucht die konservative Ahnentafel wieder auf, in die sich Burke eingetragen hat. Die Mythologie von »New Age« ist zu exaltiert, um darauf einzugehen, schon normaler sind die gegenwärtigen Versuche der Alt- oder Neukonservativen, Traditionsreste zu beleben, als müßten wir uns nur auf sie zurückbesinnen, damit das alte Gute wieder aufersteht. Und mit ihm vielleicht Marquards Christentum in der Geistesgeschichte und die nationale Identität derjenigen Historiker, für die das deutsche Grauen möglichst nie stattgefunden hat, oder wenn trotzdem, dann nur verhältnismäßig. In Hessens Schulen soll die »Gefühlsansprechbarkeit für das Gute und Schöne in der Welt« (Der Kultusminister laut *Spiegel* vom 23.11.1987) wieder so formiert werden, daß die Kritik am Schlechten und Häßlichen den lästigen Kopf sinken läßt, und die CSU hat beschlossen, in jeder (größeren?) Stadt einen »Platz der deutschen Einheit« zu weihen. Er wird die Marx-, Engels- und Lenin-Plätze der DDR schön ergänzen, und käme es gar zu der Einheit, die sich die CSU vorstellt, müßten sie ohnehin von den Stadtplänen verschwinden. Darin ähneln sich die Feinde, sie sind rigoros positiv – zu sich selbst.

Vor zwei bis drei Jahrzehnten stand ihre Welt noch robuster da als jetzt. Die »Wende« hat es nicht leicht, eine historische Erinnerung zurück in die konservative Zukunft der fünfziger und frühen sechziger Jahre mag es beleuchten.

Singsang vom Sein

1965 erschien eine »Auslese dessen, was von berufenen Interpreten bisher zur Erschließung literarischer Kunstwerke beigetragen worden ist«, ein Taschenbuch mit Interpretationen zur deutschen Lyrik vom Barock bis fast zur Gegenwart. Der Kanon deutscher Dichter wurde vorgestellt, unter anderem auch Brentano und sein romantisches Lied der »Spinnerin«: »Es sang vor langen Jahren / Wohl auch die Nachtigall; / Das war wohl schöner Schall / Da wir zusammen waren ...« Wovon sang damals das Lied?

»Das Lied singt von selber, es singt sich selber, es singt von sich selber. Und damit ist nichts gesagt, als daß es reine lyrische Substanz ist ohne fremde Trübung. Es läßt einen Menschen singen, von seinem Singen singen, vom Singen der Nachtigall, und indessen wird es gesungen, ein echter Singsang.«

Das war keine Parodie, sondern ernst gemeint in der Nachfolge Heideggers. Nachdem man schon daran gewöhnt war, daß »das Nichts nichtet« und »die Welt weltet«, warum sollte dann der Sang nicht singen vom »Sein des

Seienden« in der Sprache, vom Wahren, Guten und ...? Durch die Autoren und ihre Leser hindurch, aus dem Wesensgrunde, strömte der Sinn, »rein« und objektiv und ohne Zutun von Gesellschaft oder Individuen. Mit ihnen vertrug er sich auch ganz und gar nicht, es herrschte deshalb ein politisches, gesellschaftliches und psychologisches Denkverbot, kurzum, hinausgeworfen wurde die »trübe« Wirklichkeit überhaupt. Kein Wunder, daß Heidegger mit dem Mythos des Führers sympathisieren konnte, doch war das nun schon lange her, und das »sprachliche Kunstwerk« blieb davon unberührt. Es blieb mit sich so tautologisch einig wie die Sprache, die spricht, oder der Schimmel, der weiß ist. Immanente Interpretation hieß das Verfahren, das dabei so genau wie möglich zuhörte oder hinsah. Sie schien die wahre Kultur nach der Weltkatastrophe vollkommen werkgetreu restaurieren zu können, der Interpretationsband zur deutschen Lyrik hatte 1971 eine Auflage von über einhunderttausend erreicht, er war ein Renner auf dem Markt. Und Emil Staiger, dem Heidegger-Anhänger und berühmtesten Beiträger auch dieses Bandes, wurde der Zürcher Literaturpreis verliehen.

Eine Weihnachtsfeier

Am 17. Dezember 1966 war das Zürcher Schauspielhaus voll besetzt. Unter den Lüstern glänzten die üblichen Abendroben, Smokings, weißen Hemden, und Blumenbuketts schmückten das Rednerpult vorn auf der Bühne. Die Kultur feierte einen ihrer großen Repräsentanten, Rang und Namen waren dabei.

Auftritt der Vorredner, ein Schüler Staigers, zur Laudatio. Staiger hat die deutsche Literatur der Vergangenheit »hinausgehoben und der öffentlichen Gemeinschaft als ein Stoff der geistigen, sittlichen und politischen Bildung zugeführt«. Nie hat er »trübe Geschäfte« betrieben, sondern stets das Vergangene als »Hort lebendiger Möglichkeiten geehrt. Nur so entrinnen wir der würdelosen Despotie des Zeitgeistes!«, hatte er gesagt. Man applaudiert. Dann schreitet Staiger zur Bühne, gleich wird er hinter dem Pult stehen und, wie es sich gehört, eine schöne Rede halten, untermischt mit Dankesworten. Daraus wird aber nichts. Statt dessen zieht der gebildete ältere Herr hinter den Blumen plötzlich vom Leder und fällt aus in Paraden voll wütender Polemik und beschimpft – wen? Nein, nicht das Publikum wie der rebellische Handke kurz zuvor. Dort im Parkett und auf den Rängen saßen ja, die ebenso dachten wie er, dort saß »man«, »die Öffentlichkeit«, die »breiteste«, sagte Staiger sogar, sein Forum. Vor ihm verdammte er, was nicht schon längst vergangene Literatur war, die Moderne des 20. Jahrhunderts bis zu seiner eigenen Gegenwart, in Bausch und Bogen. »Entartet«!

Man muß nicht immer nur »das Wahre, Gute und Schöne« schöpferisch gestalten, aber auch auf keinen Fall diese »Psychopathen und gemeingefährlichen Existenzen« (»verbrecherisch, lichtscheu und niederträchtig, Kloaken, Zuhälter, Dirnen und Säufer, Luxusartikel des Nihilismus«). Ernsthaft bedrängte Menschen haben »Verständnis für ein männliches, aus tiefer Not gesungenes Kirchenlied«, und wo bleibt »die auf den Fundamenten der Sittlichkeit gegründete Menschengesellschaft? Wenn uns die Dichter unserer Zeit verlassen, rufen wir den Beistand vergangener Zeiten herbei und lassen uns von ihnen sagen, was der Mensch ist und vermag, sofern er stark und innig will.« Herzlich langer Beifall, danach erklang Mozart.
Die Empörung fand nicht im Saal statt, sondern in den Zeitungen.

Das Aufheulen der Literaten-Clique

»Lieber Emil Staiger«, schrieb Max Frisch in einem öffentlichen Brief, wen verurteilst du eigentlich in deinem Standgericht? »Salve! So, wir erinnern uns, verfuhr man schon immer, wenn die Rede war von entarteter Kunst.« Ja, wen meinte Staiger denn eigentlich, er nannte aus Prinzip niemand, ihm paßte offenbar pauschal nichts. Die Rechte stimmte zu in scharfer Front gegen das, was einer der ihren das »Aufheulen der Literaten-Clique« nannte, die »Clique« wiederum wies ironisch auf die Fehler hin, die Staiger unterlaufen waren. Der junge Schiller, Kleist, Grabbe, Büchner, Heine oder ..., kamen sie als vergangene Dichter nicht in Betracht? Waren Staigers heile Bilder nicht schon damals suspekt gewesen, und mußte er sie am 20. Jahrhundert noch blinder vorbeimalen, damit sein Irrtum zu retten war? Rächte sich die Vergangenheit an der Gegenwart für die falsche Verklärung, in die Staiger sie hineingezwungen hatte? Selbst so gebildete Epigonen wie er haben es ja schwer, sie begreifen nicht einmal ihre eigene Herkunft.
Diktaturen und Weltkriege, Industrialisierung, Massengesellschaft und pluralistische Demokratien des 20. Jahrhunderts, sie galten ohnehin einerlei, nämlich nichts vor den Höhen der Kultur. Die Geschichte des Geistes hatte mit der wirklichen nichts gemein, sie machte sich die Hände nicht schmutzig – scheinbar. Eine scheinbar unpolitische, eine schöne Rede hat Staiger gehalten, besser noch hätte er sie vor »Regierungsmännern, Erziehungsdirektoren und Staatspreisträgern der Sowjetunion« gehalten, meinte Frisch. »Vor allem gefiele der Gedanke, daß es die Aufgabe der Literatur sei, der jeweils herrschenden Gesellschaft ein heiles Lichtbild zu dichten, und daß im übrigen die jeweils herrschende Gesellschaft entscheidet, was sittlich sei.« Kurz, Staigers Rede war falsch, denn sie kam im Westen zu spät. Auf

sie antwortete spontan eine Öffentlichkeit, mit der er nicht gerechnet hatte, die kritische. Es gab sie also.

Fronleichnam

Und es gab das ständische Gelehrtentum, die »Zunft« nannte es sich hin und wieder in freundlicher Selbstkritik. Die Zunft war altmodisch, überschaubar und unerhört von sich überzeugt. Sie befand sich auf dem Gipfel des Bildungsbürgertums, einflußmächtig in den Ebenen, aus denen sie gekommen war, und in den staatlichen Institutionen der Kultur.
Die literarische Moderne entwickelte sich im Widerstand dagegen, und wenn sich überhaupt ein gemeinsamer Ort für sie angeben läßt, dann wahrscheinlich der Eigensinn der Individuen in einer beweglich gewordenen Gesellschaft, die auf Dauer die ständischen Traditionen unterlief. Sie sind längst nicht mehr, was sie waren, vorhanden wie die Tiara der Bischöfe, die Uniform der Generale, die Talare der Fakultäten und der Wichs der Burschenschaften, die an der Spitze der Münchner Fronleichnamsprozession alljährlich die im Glauben vereinte Staatsgesellschaft repräsentieren – möchten. Feierliche Öffentlichkeit, Glanz der Kostüme aus vergangenen Jahrhunderten, sie treten auf, als wären sie unter Denkmalschutz gestellt: prächtig, archaisch und gegenwärtig.

Der Geist in seiner Jugend

Im Protest gegen Zürich war etwas Typisches geschehen, denn unmittelbar darauf fand das gleiche überall statt als Jugendbewegung. Vergessen wir Vietnam und die Importe aus Amerika und Frankreich, es ging um die Väter, von denen die Söhne und Töchter sich trennten. Solche Trennungen sind immer mit Aufgeregtheit verbunden, einfach ist es nicht für die Älteren, ihre Zukunft weglaufen zu sehen, und für die Jüngeren nicht, von ihrer Vergangenheit loszukommen. Wovon also damals? Vom Muff der Nachkriegszeit. Was wir nicht mehr ertragen wollten, war dieser überständige Muff, seine Zeremonien eingeschlossen. Ähnliches war vorher schon auf manchmal ebenso spektakuläre Weise geschehen, die Achtundsechziger haben vom Sturm und Drang bis über die Jugendbewegung der Jahrhundertwende hinaus eine lange Vergangenheit. Und sie endeten wie ihre Vorgänger auch mit dem Altern. Das wird sich wiederholen, das wiederholt sich und verändert stets etwas.
Niemand bricht ganz unvorbereitet in die Zukunft auf. Die Zeichen dafür waren da, die Wegweiser gerade auch in der Literatur vorhanden, von der

Staiger nichts übrig ließ. Die literarische Kritik am Westdeutschland der Nachkriegszeit ist älter als die studentische, und beide stützten sich auf eine Tradition des 20. Jahrhunderts, die von den Nazis gewalttätig unterbunden worden war. Was lange niedergehalten wurde, verschaffte sich wieder Luft. Die literarischen Bürgerschrecks der fünfziger und sechziger Jahre kannten ihre Vorfahren entweder noch, oder sie fanden sie in den Archiven der Bibliotheken, wo sie den totalitären Staat überdauert hatten.

Die Jungen traten in der Universität das Erbe der literarischen Öffentlichkeit an. Sie setzten nicht auf bestehende Institutionen des Staats, sondern auf die Zukunft einer beweglichen Gesellschaft (das war wohl auch ein Fehler), beerbten die Literatur und bestanden deshalb in der Hauptsache aus Geisteswissenschaftlern. Die Germanisten, Philosophen, Theologen und – natürlich – Soziologen waren, wie sie es gelernt hatten, auf der Suche nach einem Sinn, einem Wert. Er sollte aber jetzt aus dem Olymp des Seins heruntersteigen und in die Lebenswelt der Gesellschaft einkehren. Die Realitäten drängten, die Konflikte explodierten und trieben das Denken voran. Was immer sonst noch geschehen ist, die Jugendbewegung von damals war von einer erstaunlichen Intellektualität geprägt. Wir waren Theoretiker, Konstrukteure der Zukunft aus dem kritisch gewendeten Geist.

Einige wurden derart ungeduldig, daß sie noch ihre eigene Bildung stürmten. Die Praxis, sie sollte aus den Texten in die Wirklichkeit hinaussteigen, so daß sie zurückbleiben konnten wie leere Schalen der Vergangenheit, Abfälle der Geschichte. Ohnehin hatte die Kunst ihre Aura als großartiges Kulturgut verloren, genau betrachtet, war sie ja stets von falschem Bewußtsein getrübt gewesen, und das richtige ging von der Analyse der Zustände zu ihrer Veränderung, ebenso oft freilich auch umgekehrt oder sonstwie in die Irre. Enzensbergers berühmter »Tod der Literatur« schien schon eingetreten, zumindest war ihr Siechtum zu beobachten. Und doch kamen die Achtundsechziger genauso aus der Literatur wie die Redner der Französischen Revolution aus der Aufklärung. Und doch blieb die Metapher vom Tod der Literatur eine literarische Metapher, Enzensberger wies darauf hin.

Die Kritik der Widersprüche hatten wir trainiert, welche unterliefen trotzdem? Nachträglich scheint es, als hätte sich die Theorie in ihrem magischen Glanz ständig selbst überholt, die langen Wege der Erfahrung mußte sie sowieso überfliegen. Kein Psychoanalytiker ohne Lücken, die er möglichst nicht analysiert haben will, keine Aufklärung ohne blinde Flecken, über die sie nie aufgeklärt werden möchte. Und für jede errungene Form der Intellektualität muß man mit neuen Irrtümern bezahlen. Das Dickicht der Wirklichkeit verschwand damals zu umstandslos, so daß die Welt da draußen als

bedauerlicher Irrtum der Geschichte und die Welt im Kopf als ihre wahre Absicht erscheinen konnte. Die alten Ideen waren tot, die neuen sollten leben, der Glaube an Vollkommenheiten blieb – an den Gang der Dinge vom Irrtum zur Wahrheit, vom falschen zum richtigen Leben, vom Kapitalismus zum Sozialismus. Begriffe haben die Eigenschaft, das Allgemeine denkbar zu machen und das Besondere darunter zu begraben, wenn man nicht aufpaßt. Für manche war der Streit mit der Freundin unerheblich, weil es ja die Schwierigkeit der Sexualität im Spätkapitalismus überhaupt gab, und andere litten nicht an ihrer eigenen Niedergeschlagenheit, sondern an der Ausbeutung der Arbeiterklasse. Wieder handelte ein Wert, der jetzt in der Zukunft lag, derart über die Individuen hinweg oder durch sie hindurch, daß viele aus ihren eigenen Köpfen ausziehen mußten.

Eine fatale Situation

Die Studentenbewegung war wohl eine List der Geschichte, die mit viel Theaterdonner von ihrer eigentlichen Absicht ablenken wollte – der Modernisierung auch der Geisteswissenschaften. Als sei das ein ganz natürliches Bedürfnis der Moderne, orientierten sie sich daran, wie es einmal so schön gut gewesen war. Von der ritterlichen mâze zur klassischen Sittlichkeit des Sinnlichen, zu Heidegger und weit eher Thomas als Heinrich Mann erstreckte sich die scheinbar ununterbrochene Kontinuität der Tradition, die man in der Germanistik pflegte. Diese Einbahnstraße zurück in die Vergangenheit, auf der es keine Gegenfahrbahn vorwärts zum Wissen von der Gegenwart und ihrer möglichen Zukunft gab, war für einige Zeit gesperrt. Man sah sich nach anderen Verkehrswegen um. Und da jede Veränderung mit Verlusten und Zerstörungen einhergehen muß, verlor man auch etwas – eben die selbstverständliche Geltung der Traditionen und mit ihr eine repräsentative Öffentlichkeit, die um die Universitäten herumgelagert war und zumindest bei festlichen Anlässen erschien, um die Vergangenheit und sich selbst zu ehren.
Statt ihrer richtete sich eine kritische Öffentlichkeit ein, die bis auf unerhebliche Reste ebenfalls verschwunden ist. Was folgt jetzt daraus, sieht man von den Historikern ab, deren Debatten, Museumsprojekte und Ausstellungen gerade wieder viel Beachtung finden? Daß die anderen Geisteswissenschaften draußen kein Publikum mehr haben, das sie ansprechen könnten. Außerhalb der Hörsäle hört ihnen niemand mehr zu, und vom Berliner Germanistentag 1987 berichteten nicht einmal mehr die Medien, die das sonst zu tun pflegten. Es geschah auch nichts Erwähnenswertes – außer einer bis in die Organisation der Vorträge hineinreichenden Ratlosigkeit,

die sich als Überfülle verkleidete. Für jeden etwas ist am Ende für alle nichts. Zumal im Rückblick auf die aufgedonnerte Wichtigkeit der Germanistik in den frühen siebziger Jahren ist das für manche ein schmerzliches Nichts, Ausdruck einer Krise, die in der Ruhe dessen hingenommen werden könnte, der das Warten gelernt hat, wenn ..., ja wenn nicht noch etwas hinzukäme.

Man kann über die Geltung von Werten streiten, soviel man will, oder die Gesellschaft verändern wollen oder es bleiben lassen – all das bleibt zweitrangig, solange der Betrieb läuft. Der Idee nach hat er die Aufgabe, kontroverse Kulturtraditionen künstlich am Leben zu erhalten, damit unsere durchindustrialisierte Gesellschaft, die in ungeheurem Tempo selbst noch ihre eigene Entstehungsgeschichte hinter sich verschwinden läßt, nicht ohne jedes Wissen um Hoffnungen und Abgründe des Vergangenen in die Zukunft stolpert. So gesehen, gebe ich Marquard recht, der seine Gedanken so gut wie ganz aus einem alten Aufsatz Joachim Ritters von 1963 bezog. Also gebe ich, so gewendet, auch Ritter recht, Marquards Vater. Nun kann der Betrieb die Idee, die er hat, aber nur verwirklichen, wenn er nachwachsende Generationen ausbildet. Wer sollte den Geist und seine Geschichte morgen noch vertreten, wenn nicht die Jüngeren? Niemand spricht von einer Krise der Byzantinistik, die Rede ist nicht von den Orchideenfächern, sondern von einem Massenfach wie der Germanistik, deren traditionelle Aufgabe es vor allem war, den riesigen Bereich der Schulen mit Hochschulabsolventen zu beliefern, mit künftigen Lehrern. Seit knapp einem Jahrzehnt und wahrscheinlich noch für weitere zehn Jahre kann sie das nicht mehr, der Staat hat seinen Betrieb außer Betrieb gesetzt. Er läuft zwar weiter, als wäre nichts geschehen, aber seine Produktion besteht nur noch im Schein der Ideen, denen die öffentliche Verwendbarkeit abhanden kam.

Die Schuld der Geisteswissenschaften ist es nicht, daß sie in diese fatale Situation hineingeraten sind. Die Zeitgeschichte geht eben mitten durch sie hindurch, mögen sie sich noch so sehr mit Vergangenem beschäftigen, und von der insularen Autonomie des Geistes oder seiner Wissenschaft kann die Universitätspraxis nicht viel übrig lassen, mag mancher die Botschaft auch ungern hören. Die Gedanken sind frei, für ihre Verwendbarkeit gilt das Gegenteil.

Das Modell einer Maschine

In der modernen Industriegesellschaft steht die Geschichte des Geistes, so scheint es, eher wie ein Museum herum – das wohlausgestattete Universalmuseum des Gewesenen. Es bewahrt Traditionen in seinen Räumen auf, die

außerhalb davon kaum mehr überleben konnten, es schützt sie vor dem spurenlosen Zerfall, dem endgültigen Verschwinden selbst noch aus der Erinnerung. Das Museum ist eine zwar notwendige, aber auch exotische Einrichtung, es beherbergt einen reizenden Überfluß. Kann es den Traditionsverlust der Gesellschaft »kompensieren«?

»Tradition« war für Gadamer lange nach Burke, aber ihm ähnlich, eine verbindliche Ordnung der Werte, überliefert im historischen Strom der Zeit, aus der wir nicht heraustreten können – aus der Zeit ohnehin nicht, und ebensowenig aus der Ordnung der Werte, die sich ununterbrochen in ihr fortspinnt. Eine schöne und zugleich sehr merkwürdige Annahme von Kontinuität, denn anderswo wurde längst vor der Mitte des Jahrhunderts ihr Abbruch beschrieben. »Zerfall der Werte«, Verlust von glaubwürdigen Sinnorientierungen, sagte Broch, der wiederum Max Weber gelesen hatte, und schrieb darüber und dagegen an, als würde das Schreiben die Risse der Zeit überbrücken, als könnte die Literatur, während sie den Verlust der Kontinuität inszeniert, eine neue setzen: ihre eigene. In Grenzen kann sie es wohl, Broch verfuhr nicht wesentlich anders als Musil.

Was war geschehen? Der Glaube an die geschichtliche Macht des Höheren hatte sich verflüchtigt, übrig blieb die Merkwürdigkeit, daß sein Verschwinden zunächst keine auffälligen Störungen verursachte. Er schlich sich fort, begleitet wie üblich von viel Sprache, der Geist war darin irritiert. Die Ideen traten ab, die Funktionen traten auf. Wahrscheinlich wird der Wechsel nie zu Ende kommen, mit einer unerhört zähen Langsamkeit zieht er sich inzwischen schon mindestens über ein Jahrhundert hin, jäh erschüttert nur vom Funktionalismus der totalitären Staaten. Das Bedürfnis nach festen Orientierungen an Traditionswerten mißbrauchten sie für die Organisation ihrer Macht über die Massen. Auch eine Art von Traditionspflege.

Die Idee trägt ihren Wert in sich, wahr, schön oder gut, die Funktion hat überhaupt keinen. Sie ist eine technische Rechengröße im Betrieb, ein X »nach Maßgabe« wirtschaftlicher oder administrativer Zwecksetzungen. Das X ist Teil einer Organisationsmaschinerie, und es soll auf die Funktionalität der anderen Teile abgestimmt sein.

Möglicherweise hat das System dieser Maschine, die man einst in die Natur hineinstellte, um sie auszunutzen, und in die Gesellschaft, um sie entsprechend zu regulieren, zwei riesige Kolben in der Mitte, die je in sich wieder in kleinere und kleinste gegliedert sind und mit ihrer derart vervielfachten Betriebsamkeit den Fortschritt vorantreiben. Nach allem, was man weiß, müssen sie von Industrie und Verwaltung aufgebaut worden sein. Und über einige Zwischenlager und schon merklich kleiner, aber mit endlosen Schneckengängen fast ins Unüberschaubare verzweigt, arbeiten die An-

triebswellen der Politik, an die komplexe Rechtssysteme angekuppelt sein müßten, während mehr an der Peripherie, jedoch mit einer Unzahl kleiner Rädchen ausgestattet, von denen der Aufriß der Maschine wie von einem Rahmen dekorativ eingeschlossen wäre, der Kulturbetrieb mitliefe, und blickte man dort genauer hin, sähe man auch die Geisteswissenschaften rotieren. Das Zusammenspiel zwischen den Teilen läuft offenbar reibungslos, funktional wie geschmiert greifen die Rädchen in die Räder und die Räder in die Antriebswellen, die wiederum so exakt an die Kolben angeschlossen sind, daß noch bei hohen Laufgeschwindigkeiten kaum ein Geräusch entsteht. Aber das scheint nur so.
Tatsächlich veranstaltet die Maschine einen Höllenlärm, ständig fressen sich irgendwelche kleineren Kolben in den beiden großen mit ruckartigen Stößen fest, die den gesamten Bau derart erschüttern, daß immer wieder einzelne Räder aus ihrer Verankerung herauskatapultiert werden und als Querschläger gegen die Umgebung prallen. Und als wäre das nicht schon genug, drehen sich andere Räder vollkommen »selbstreferentiell« störrisch gegen die übliche Laufrichtung, die dann kaum mehr festgestellt werden kann, überall an den Rändern, wo die Zähne sitzen, kreischt und knirscht und splittert es, und eine enorme Reibungshitze entsteht, die das gesamte Laufwerk in einen gespenstisch beleuchteten Rauch hüllt. Durch ihn hindurchzublicken ist ziemlich unmöglich, so daß es auch unklar bleiben muß, ob die Maschine überhaupt noch ein Antriebszentrum und ihr unaufhörliches Krachen und Bersten noch einen Zweck hat, den es vorwärts treibt.
Aber auch das scheint nur so, in Wirklichkeit ist es natürlich ganz anders. Wahrscheinlich müßten beide Bilder zusammen ein drittes ergeben, als wären sie auf durchsichtigen Folien übereinander gelegt und unter ihnen wäre nichts. Dann entstünde das Modell einer perfekt laufenden Maschine, die ständig irgendeine Katastrophe produziert, die mit einem ungeheuren Aufwand an Fremd- und Selbstzerstörung hervorragend arbeitet und auch nur so arbeiten kann. Denn alle ihre Funktionen sind tatsächlich oder der zukünftigen Möglichkeit nach zugleich dysfunktional.

TOP 4.1 und der Geist

Ich rufe auf TOP 4.1. Zweite Lesung des Strukturplans zur Bewirtschaftung der Studiengänge auf der Grundlage der Statistik der Studienfälle der letzten Jahre. Wie bitte? Nein, ein Studienfall ist das Vorkommen eines Studenten in einem einfachen oder kombinierten Studiengang, wo man ihn bewirtschaften muß. Ich meine den Fall, meist ist er übrigens kombiniert, entschuldigen Sie. Meine Damen und Herren, wir müssen deshalb auch

gegenüber dem Ministerium auf der Schiene der Komplexität fahren, soweit das kompatibel ist mit dem Koeffizienten der Kapazitätsverordnungen oder wenigstens darin abgefedert werden kann. Dieses ist jetzt Thema. Es ist nach Rechtsbelehrung durch den Syndikus delikat, aber das wissen wir aus der ersten Lesung. Ich bitte also um ihr Votum.

Daß der Mann stammeln würde, kann man nicht behaupten. Er spricht nur eine Mischterminologie aus Verwaltungsrecht, mathematischer Statistik und schlechter Metaphorik, versetzt mit ein paar hilflosen Ausdrücken der Zuwendung. Sollte er irgendwelche Texte geschrieben haben, lesen sie sich zwar viel besser, freilich immer noch ähnlich, und man stelle sich jetzt vor, er würde darin die Literatur abhandeln. Wenn alles so funktional wäre wie der Schein, den die Sprache der Tagesordnungen erzeugt, hätten die Literatur und ihr Geist keine Chance, doch so funktional ist es eben wiederum nicht. Tatsächlich haben die neudeutschen Universitäts-Bürokraten auch gründlich mit einer Illusion aufgeräumt: mit der konventionellen Definition der Wahrheit, die auf dem akademischen Diskurs und seinem möglichst unbeweglichen Wörterbuch der Kunstbegriffe beharrte. Eine Roßkur, aber sehr wirksam.

Sicher ist diese Wahrheit immer viel ärmlicher gewesen, als sie es zugeben wollte. Sie war von jeher in Exaktheitsideale der Sprache und ihrer Überprüfbarkeit durch Erfahrung und Autorität eingeklemmt, für alles andere fehlte ihr also die Beweglichkeit, aber man kann ja nicht alles haben. Das gilt jetzt für alle Wissenschaften. Wo dann die Erfahrung zur quantitativen Empirie und die Sprache mit dem kalkulierten Zweck versehen wird, darin einzugreifen, schon, um dem zu nützen, der eingreift, entsteht ein eigener Typ von Wissen, der unersetzlich für alle Wissenschaften, Industrien oder Verwaltungen ist, die etwas beherrschen müssen und wollen – die Natur da draußen oder auch unsere eigene. Ob wir Individuen sind, komplexe Gesellschaften oder Objekte von physikalischer Energiewirtschaft und pharmazeutischer Medizin, die Methoden und das Kalkül dieser Wahrheit ändern sich deshalb nicht. Wir sind ihr unterworfen und überleben dabei im großen und ganzen besser als früher, jedenfalls bequemer und länger. Mag sein, daß das ebenso langsam wieder zurückgehen wird, wie es entstanden ist.

Der »Geist« entstand im späten 18. Jahrhundert gegen die mechanistischen Aufklärungstraditionen als Wissen von Ganzheiten, die, um Ideen zentriert, das sonst Disparate zusammenhalten sollten. Auch gab es den Geist damals im Singular und im Plural. Die pluralistischen Geister galten als übernatürliche Wesen, jenseits von Zeit, Raum und Materie, universal und allgegenwärtig wie das Element der Luft. Sie schwebten an der Schwelle

zum positiv Religiösen, zum Göttlichen, sie waren unerlöste Zwischenwesen, die man beschwören konnte, damit sie etwas weissagten. Denn weder hier unten in der belebten Materie noch dort ganz oben im unerreichbaren Glanz der Paradiese waren sie zu Hause, sie kannten sich also im Fremden aus.

Darin ähnelten sie dem Hegelschen oder auch einem anderen singulären Zentralgeist, läßt man die Differenzen zwischen Religion, Aberglauben und philosophischem Systemglauben beiseite. Seiner Herkunft treu, blieb der Geist der Geisteswissenschaften ein spiritueller Schatten, der nicht in den allgemeinen Lauf der Dinge eingreifen kann, aber allumfassende Ideen über ihn besitzt. Was ihm von Haus aus fehlt, ist die praktische Verfügung über das Material. Seine Ideen stoßen sich von ihm ab und kehren nie wieder vollständig zurück. Die Intervention in Natur und Gesellschaft bleibt anderen Kräften und einem anderen, dem technischen Wissen vorbehalten.

Trotzdem gibt es die Gleichheit im Verschiedenen. Der Geist beanspruchte eine traditionelle Macht über das Ganze, die sich aus den Religionen abgespalten hatte. Die technische Verfügungsrationalität beansprucht eine moderne Macht über das Ganze, deren institutioneller Rückhalt Industrie und Verwaltung sind. Mit dem Anspruch auf möglichst allmächtige Geltung traten oder treten also beide auf, weshalb sie sich trotz aller Konkurrenz auch versöhnen zu lassen scheinen. Dann entstehen Theorien, in denen sich die Werte der Vergangenheit mit der jeweils neuen Rationalität der Techniker vermischen – ein Thema mit Variationen, ja, das eigentlich gängige, denn einen Geist, der ohne jede Haßliebe für sein Gegenteil ausgekommen wäre, hat es nie gegeben. Nehmen wir eine zeitgenössische, konservativlaute Variante aus der langen Geschichte der Mesalliancen heraus, sie ist fast eine bayerische Spezialität: High tech, Hand in Hand mit autoritär restaurierten Herrschaftstraditionen. Der technische Fortschritt begleitet seinen politischen Rückschritt. Wenn beide so zusammen bleiben könnten, »kompensatorisch« oder nicht, entstünde daraus eine in sich vollendete Form der Macht. Gott bewahre uns vor ihrem bösen Geist.

Kleiner Schluß

zu den Geisteswissenschaften. Sicher soll es ihre Aufgabe sein oder bleiben, kontroverse Kulturtraditionen am Leben zu erhalten, um der Gegenwart ihre Vorgeschichten erzählen zu können, mögen sie meist auch museal geworden sein. Und sicher sollte man sich vorstellen können, daß gerade die Literaturwissenschaften gut beraten wären, wenn sie weniger illiterat sein würden, als sie es sind; daß sie vielleicht wieder eine Bildungssprache

entwickeln sollten, die der Gegenwart angemessen sein müßte. Vereinzelt ist diese Sprache ja auch vorhanden, ich rede jetzt aber nicht von den Individuen, sondern vom Durchschnitt der Institution. Und wenn ich daran denke, kann ich mir am Ende gar nichts mehr vorstellen.
Ich rede deshalb auch keiner Ästhetisierung der Geisteswissenschaften im allgemeinen das Wort, eine falsche Anstrengung wäre das, die im Augenblick einen gewissen Trend für sich hat, sondern handle ebenfalls lieber als Einzelner und auf Risiko. Vieles wird offen oder möglich, wenn man sich die langweiligen Kämpfe um die Macht der institutionellen Geltung einigermaßen vom Leib halten kann. Das angestammte Terrain der Geisteswissenschaften öffnet sich dann *auch* zu einem Land, das gegenüber jeder Macht gleichgültig und störend, überflüssig und sperrig ist; das auch dazu da ist, mit dem Sinn des Spiels der Sprache der Literatur ausgestattet zu werden; das sich nicht umstandslos von konventionellen Geltungsmächten okkupieren lassen will. Besitzt es noch einen glaubwürdigen Effekt von Wahrheit? Das hängt wie immer davon ab, was man will. Ob man die Erfahrung machen will, daß die überflüssige Sprache der literarischen Kultur die Zwänge der Geschichte nicht zu vergessen braucht, wenn sie sich aus ihnen herauswindet, um nicht daran zu verkümmern. So gesehen, enthält die Literatur ohnehin mehr philosophische Wahrheit als ihre Wissenschaft, auf jeden Fall eine qualitativ andere, freiere. Ich habe sie im Auge behalten, während ich über die Geisteswissenschaften und darüber schrieb, was mit ihnen zusammenhängt.

Bertolt
Brecht
Werke

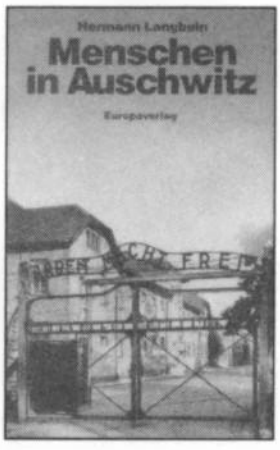
Große
kommentierte
Berliner
und
Frankfurter
Ausgabe
in dreißig
Bänden

Suhrkamp

gebunden mit
Schutz-
umschlag,
13 × 20,8 cm,
ca. 320 Seiten,
ca. DM 36,–,
ca. öS 248,–

Erich Fried
Gedanken
in und an Deutschland
Essays und Reden

Dieser Sammelband mit im Laufe der Jahre entstandenen Texten von Erich Fried ist ein Muß für jeden kritischen Menschen.
Die zu bewältigende Vergangenheit endet nicht 1945. Und wer heute keinen Widerstand leistet gegen Trends und Wenden, wird auch in der Zukunft viel zu »bewältigen« haben.



Neuauflage
Paperback,
13 × 21 cm,
608 Seiten,
DM 40,–,
öS 280,–

Hermann Langbein
Menschen in Auschwitz

Die Geschichte der größten Vernichtungsstätte des deutschen Nationalsozialismus wird eine Generation, die unbefangener an das Studium herangehen kann, mehr beschäftigen, als dies bis heute geschah. Dieses Werk soll einer sachlichen Auseinandersetzung dienen.

EUROPAVERLAG

Manfred Seiler
Maß und Wert
Zur Forschungsmessung in den Geisteswissenschaften

Zunächst mögen einem die Bemühungen, die Forschungsleistung einer Geisteswissenschaft empirisch festzuhalten, als Kraft- und Zeitverschwendung erscheinen. Doch solche Vorurteile gründen sich in der Regel auf fachinterne Prämissen und Konventionen, für die es oftmals keine befriedigende Begründung gibt. In der Regel wird behauptet, daß sich der Begriff der Forschung in einer Geisteswissenschaft nicht klar definieren lasse. Geisteswissenschaftliche Forschung erstreckt sich über die verschiedensten Gebiete. Das kann das Aufspüren von historischen Dokumenten ebenso sein wie die historisch-kritische Edition eines Textes oder die Neuinterpretation, die Methodenentwicklung und gelegentlich sogar die angewandte und experimentelle Arbeit. Schwer ist es auch, die Arbeiten der Geisteswissenschaft nach den Kriterien »wissenschaftlich« und »unwissenschaftlich« zu trennen oder gar verschieden zu gewichten. Und letzthin scheint es völlig unmöglich, die Qualität einer geisteswissenschaftlichen Arbeit in irgendeiner Weise empirisch zu erfassen. So selbstverständlich wirken die Argumente gegen den Versuch einer geisteswissenschaftlichen Forschungsmessung, daß es kaum verwundert, wenn bislang nur ein Versuch bekannt ist: der von Thomas Finkenstaedt.

Thomas Finkenstaedt ist Professor für Anglistik (C_4) an der Universität Augsburg. Wohnhaft ist er allerdings in einem Dorf im Pfaffenwinkel mit einem herrlichen Blick auf das Alpenpanorama. Natürlich wohnen noch einige Professoren auf diesem Hügel, auch der Herr Finanzminister, der sein Nachbar sei, weshalb er nie Schnee räumen müsse. Für den Herrn Finanzminister wird die Straße jeden Morgen um sechs Uhr geräumt. Um so schön zu wohnen, hat er auf einiges verzichtet. Beispielsweise auf die übliche Urlaubsreise, beispielsweise auf ein Auto. Thomas Finkenstaedt fährt mit der Bahn, auch nach Augsburg, in der Früh um halb sechs. All das klingt nach deutscher Professorenkauzigkeit. Doch Thomas Finkenstaedt hat viel von der angelsächsischen Tradition übernommen. Die Liebe zum rationalen Denken beispielsweise, oder die Liebe zur Klarheit und zum Pragmatismus. »Nützlichkeit« ist für ihn kein verwerflicher Begriff, auch

nicht, wenn es um Probleme der Geisteswissenschaften geht. Um konkrete Probleme wie Ausbildung, Verwaltung, Organisation. Er ist ein praktischer Mensch, der sich nicht in den Elfenbeinturm des Akademikerdaseins zurückgezogen hat. Ein freundlicher Mann, alles andere als trocken oder spröde, mit einer sympathischen Liebe zur Anekdote, dessen Freundlichkeit allerdings ihre Grenzen hat, wie ich vermute, wenn es um die Sache geht. Er argumentiert mit dem Selbstbewußtsein, sicheres Datenmaterial zur Hand zu haben. Immerhin hat er sich mit seiner Forschungsmessung durchgesetzt. Genüßlich weist er darauf hin, daß es jetzt schon einige sind, die Forschungsmessung betreiben, ein »kleiner Club«. Auch aus anderen Disziplinen. Ein Germanist ist dabei, und die Resultate werden wahrscheinlich katastrophal ausfallen für die Germanistik. Und während er dies erzählt, reibt er sich doch tatsächlich vergnügt die Hände.

Seit 1965 gibt Thomas Finkenstaedt die Informationen über die Anglistik heraus, eine Übersicht über das Personal, die Dissertationen, die in Arbeit sind, über die Lehrveranstaltungen und die Jahresbibliographie. 1970 veröffentlichte er einen Überblick über die quantitativen Verhältnisse in der Anglistik, wobei nach und nach das Problem auftauchte, was in der Anglistik als Beispiel einer Geisteswissenschaft quantitativ erfaßbar sei und nach welchen Methoden man vorgehen könne. 1976 veröffentlichte er den *Anglistenspiegel,* in dem das Publikationsverhalten aller Anglisten festgehalten wurde, also eine Art Forscherbild nach Art und Zahl der Publikationen. Dabei stellte sich schnell eine Spitzengruppe der verschiedenen Forscher heraus, auf die man auch ohne Messung gekommen wäre. Interessant war eben nur, daß die Besten auch die Fleißigsten sind. Für ihn als Anglisten hatte die Vorstellung, daß eine Universität ihre Leistung mißt und darstellt, nichts außergewöhnliches. In Amerika und Großbritannien ist das eine Selbstverständlichkeit. Ihn verwundert vielmehr die Verwunderung seiner Kollegen, nur weil ihre Forschungsleistung gemessen werden soll.

Durch seine Tätigkeit als Leiter des Staatsinstituts für Hochschulforschung in München stieß er auf die Forschungsmessung, wie sie in den Naturwissenschaften üblich ist, erkannte jedoch bald, daß deren Meßmethoden für die Geisteswissenschaften nicht angewandt werden können. Zu verschieden ist das Forschungs- und Publikationsverhalten von Geistes- und Naturwissenschaftlern. In den Naturwissenschaften stellt der wissenschaftliche Aufsatz in einer wissenschaftlichen Zeitschrift die wichtigste Publikationsform dar. In ihm gibt der Wissenschaftler in aller Kürze Resultate seiner Forschung bekannt, und er tut dies auch deshalb in einem Aufsatz, um einem möglichen Konkurrenten, der auf demselben oder einem ähnlichen Gebiet arbeitet, zuvorzukommen. Diese Art von Konkurrenz gibt es in den Gei-

steswissenschaften nicht. Deshalb hat der Aufsatz in den Geisteswissenschaften nicht annähernd die gleiche Bedeutung. Hinzu kommt, daß keine Einigkeit über die relevanten Zeitschriften herrscht, die man gelesen haben muß, um im Fach mitreden zu können. Es gibt im Gegensatz zu den Naturwissenschaften kein homologes Wissen, das allen Forschern gemeinsam ist (und deshalb auch kein Paradigma im Kuhn'schen Sinne). Und natürlich stellt das Neueste in den Geisteswissenschaften nicht unbedingt einen Wissensfortschritt dar, abgesehen davon, daß ein linearer Fortschrittsbegriff für die Geisteswissenschaften ohnehin nicht brauchbar ist. Die Monographie ist hier immer noch die bedeutendste Publikationsform. Sie stellt das Resultat einer oft jahrelangen geistigen Auseinandersetzung mit dem Fachgebiet dar. Ihre Qualität erweist sich erst mit der Zeit. »Es ist mit den Werken der Sekundärliteratur wie mit den Werken der eigentlichen Literatur«, sagt Finkenstaedt, »nach zwei Generationen hat sich eine Reihe von Werken durchgesetzt, die als ›klassisch‹ gelten können.« Der Selektionsprozeß sollte allerdings bewußter gemacht werden. Unter der Bedeutung der Monographie leiden wegen der vorherrschenden Einschätzung oft die praktischen, »nützlichen« Arbeiten, wie Bibliographien, Grammatiken, Wörter- oder Schulbücher, deren Renommee viel zu gering ist. Gerade diese Selbstverständlichkeit, mit der man eine empirische Bewertung der verschiedenen Arbeiten abwehrt und sich statt dessen ganz auf die Konvention verläßt, hat ihn motiviert, weitere, detailliertere Fragen zu stellen.

»Messung bedeutet zumindest vergleichen, besser noch die Angabe einer Position auf einem Maßstab. Ein Vergleichen durch Zählen der Publikationen liegt nahe, erscheint aber als unangemessen. Die Erstellung eines Maßstabs, also einer begründeten Gewichtung von Veröffentlichungen, stößt z. T. auf seltsame Schwierigkeiten. Meine Versuche, Kollegen zu Stellungnahmen zu bewegen, schlugen weitgehend fehl. Das Argument war meist, das hänge vom Einzelfall ab.«[1] Das Fehlen eines Maßstabs wirkt sich oft negativ in Berufungskommissionen aus, wo eine zu große Zahl von Publikationen ebenso verdächtig sein kann wie eine zu kleine. Wenn es der Forschungsmessung gelänge, die Diskussionen in Berufungskommissionen auf ein sicheres Fundament zu stellen, wäre das nicht das schlechteste. Finkenstaedt untersucht also »Publikations-, nicht Forschungsprofile« von Wissenschaftlern. Dabei kommt der Gewichtung der verschiedenen Publikationsformen eine ziemliche Bedeutung zu.[2] Ein ganz einfaches Beispiel: Entscheidend ist ja nicht nur, wieviel jemand publiziert hat, sondern auch, wie umfangreich diese Publikationen sind, ob sie alleine oder mit anderen erarbeitet wurden, ob sie ohne oder mit Zuschuß gedruckt wurden (bezuschußt werden beispielsweise nur Auflagen unter 1000 Exemplaren).

Bedauerlicherweise gibt es für keine Geisteswissenschaft eine Untersuchung über das Zitierverhalten. Thomas Finkenstaedt hat dazu bislang nur einige Anhaltspunkte bei der Untersuchung von Fußnoten finden können. Ein typisches Zitierverhalten scheint den Geisteswissenschaften fremd zu sein, auch ein Zitierverhalten, das sich in irgendeiner Weise systematisieren läßt. Weil es in den Geisteswissenschaften kein Paradigma gibt wie in den *sciences* (worunter immer Naturwissenschaften zu verstehen sind, die Geisteswissenschaften firmieren unter *humanities*) und damit auch keinen Kanon von Aufsätzen und Werken, die man unbedingt gelesen haben muß, mit denen man sich auseinandersetzen muß, wenn man sich zu einem Forschungsproblem äußert, weil es auch keine »scientific community« gibt, lassen sich Rückschlüsse auf die Bedeutung eines Werkes nicht schon deshalb ziehen, weil es häufig oder kaum zitiert wird. Für das Auftauchen eines Werkes im Zitat spielen andere Gründe eine wesentliche Rolle. So unterscheiden sich beispielsweise Professoren von Doktoranden und Habilitanden dadurch, daß letztere durch viele Fußnoten dartun müssen, daß sie den Stand der Forschung überblicken. Hinzu kommt der in den Geisteswissenschaften gar nicht so seltene Aspekt des systematischen Nichtzitierens und der Zitierkartelle. Hinzu kommt auch der Aspekt der Mode, in deren Fahrwasser ein Werk eine Zeitlang schwimmt, oft zitiert wird und dann plötzlich verschwindet. Gerade der Modeaspekt zeigt den wesentlichen Unterschied der Geisteswissenschaften zu den Naturwissenschaften, weil die Popularität auch eines wissenschaftlichen Buches oft unabhängig ist von seinem wissenschaftlichen Wert. Geisteswissenschaftliche Werke bzw. deren Aussagen können nicht falsifiziert werden. Aber sie können künstlich hochgespielt werden durch außerwissenschaftliche Phänomene. So spielt der Verlag, in dem ein Buch erscheint, oft eine größere Rolle für seine Popularität als seine Qualität.

Wenn man sich längere Zeit mit der Forschungsmessung beschäftigt, dann stellen sich die Parameter, die sich bewähren, fast von selbst heraus. So wurde zum Beispiel deutlich, daß bei einem Forscher mit einer hohen Publikationszahl auf die Gewichtung verzichtet werden kann, weil mit und ohne Gewichtung seine Position in der Skala ungefähr gleich bleibt. Ebenso zeigt sich, daß die Leute, die nach der Habilitation noch eine Monographie veröffentlichen, eine Minderheit darstellen.[3] Negativ ausgedrückt: Die, die sich nicht habilitiert haben, sind in der Regel am unproduktivsten. Und deutlich wird auch: Die Qualität eines Wissenschaftlers ist ablesbar an seinem Fleiß. Genialität spielt nicht die Rolle, die oft vermutet wird. »Die Wahrscheinlichkeit, daß einer besser ist, der nichts schreibt, als einer, der schreibt, ist nicht sehr hoch«, sagt Finkenstaedt. Und: »Wenn die Vorstel-

lung einer deutschen Universität stimmt, daß die Lehre durch die Nähe zur Forschung befruchtet wird, dann müssen wir konsequent weiter folgern, daß die Forschung nur als Forschung gelten kann, wenn sie veröffentlicht wird, und dann haben wir ein weiteres Maß, mit dem wir die Besseren von den Schlechteren unterscheiden können.«

Thomas Finkenstaedt mißt also. Gelegentlich mit dem Zentimeterstab. Die Ergebnisse sind zum Teil verblüffend. Wer hätte zum Beispiel gedacht, daß die Maßnahme, nur noch für 16 Druckbogen Zuschuß zu gewähren, dazu geführt hat, daß Habilitationsschriften wieder in einer vernünftigen Länge verfaßt werden. Wer hätte gedacht, daß diejenigen, die ein hohes »Laufbahntempo« haben, in der Regel zu einer C4-Professur kommen und dann auch später noch am meisten publizieren. Ein C4-Professor promoviert im Durchschnitt mit 29,2 Jahren und veröffentlicht 2,64 cm pro Jahr. Ein C3-Professor promoviert durchschnittlich mit 30,5 Jahren und veröffentlicht pro Jahr 1,16 cm. Der akademische Mittelbau promoviert mit 31,2 Jahren und veröffentlicht nur noch 0,7 cm im Jahr. Wer hätte gedacht, daß die jüngeren Professoren weniger Doktoranden haben als die älteren. Von 1965 bis 1980 haben die 57 bis 1965 Berufenen 588 Doktoranden promoviert, die übrigen 250 Professoren nur 340. 1984 betreuten die 55 dienstältesten Professoren 187 Dissertationen, die 250 anderen 355. Wer hätte auch gedacht, daß die Fleißigen unter den Hochschullehrern, was die Anzahl ihrer Publikationen angeht, in der Regel mehr Doktoranden haben als die weniger Fleißigen, also auch in der Lehre und der Verwaltung zu den Fleißigeren zu gehören scheinen. Und wer hätte gedacht, daß die Anzahl der Studenten an einem Institut keinen Einfluß hat auf die Forschungs- und Publikationstätigkeit der dort lehrenden Professoren. Denken können hätte man sich allenfalls dies: »Es wird weniger, vielleicht viel weniger geforscht, als man vermuten möchte, wenn man an Äußerungen von Wissenschaftlern über Forschung denkt.«[4]

Aber wozu das alles? Wozu kann das empirische Datenmaterial, das hier vorgelegt wird, dienen? Thomas Finkenstaedt glaubt, damit einen Beitrag zur Transparenz des Faches zu liefern, das sich in den letzten dreißig Jahren zu einem kaum überschaubaren Massenfach entwickelt hat. Gab es Anfang der sechziger Jahre 34 Anglistikprofessoren, so sind es heute ca. 300, und kaum einer weiß, was seine Kollegen machen, woran sie arbeiten. Im übrigen, so ist er überzeugt, trage die Forschungsmessung zur Autonomie der Universität bei. Deshalb kann er auch schwer verstehen, warum nicht wenige Kollegen der Meinung waren, er dürfe mit seinen Daten nicht an die Öffentlichkeit gehen. Gerade die Öffentlichkeit hat ein Recht, Einblick in das Universitätsleben zu gewinnen. Die Universität kann ihre Stellung nur

behalten, wenn sie sich der Öffentlichkeit stellt und mögliche Fehlentwicklungen, in der Ausbildung zum Beispiel, zugibt.
Die Furcht mancher Geisteswissenschaftler vor der Öffentlichkeit bestätigt wiederum einige empirische Daten über das Forschungsverhalten und die Reputation, die ein Forscher bei seinen Kollegen genießt. Festzustellen ist nämlich, daß ein Geisteswissenschaftler in Mißkredit gerät, wenn er allzuviel in öffentlichen Organen publiziert, zum Beispiel im Feuilleton von Tages- oder Wochenzeitungen oder in gewissen Zeitschriften. Thomas Finkenstaedt sagt dazu: »In der Anglistik sind die Kollegen überwiegend der Meinung, daß die fachinterne Wirkung, das Schreiben für die Spezialisten an allererster Stelle ihres Wirkens steht. Das ist die deutsche Tradition. Die Wirkung in der Öffentlichkeit stellen sie dagegen weit in den Hintergrund. Ich habe Verständnis für die Kollegen, insofern sie in einer bestimmten Tradition stehen, aber ich halte diese Tradition im späten 20. Jahrhundert für ausgesprochen gefährlich. Ich bin der Meinung, daß ein Hochschullehrer sich in seinem Fach durch mehr als ein Buch ausweisen muß, aber er sollte auch Arbeiten schreiben, die praktisch sind (ein Lehrbuch z. B.), er soll Nützliches tun, und er sollte vielleicht auch öffentlich wirken.«
Diese Scheu vor der Öffentlichkeit hat sicher auch dazu geführt, daß die geisteswissenschaftliche Lehre und Ausbildung auf einem eng begrenzten Berufsbild beruht. Weitgehend werden immer noch Lehrer und wissenschaftlicher Nachwuchs ausgebildet, ob man die Leute braucht oder nicht, während man auf die Bedürfnisse des Marktes (Verlage z. B.) oder des Kulturbetriebs (Journalismus oder Publizistik) überhaupt nicht reagiert, was dazu geführt hat, daß die geisteswissenschaftliche Ausbildung in diesen Bereichen nicht mehr viel zählt. So ist es verheerend, daß das schlechte Schreiben immer noch als »wissenschaftlich« gilt, und eine Tradition des guten Schreibens völlig fehlt. »Der Gelehrte ist nicht verpflichtet, über seinen Stil nachzudenken, und reduziert damit seine Möglichkeiten, nach außen zu wirken. Da können wir viel von der angelsächsischen Tradition lernen«, wo es beispielsweise Pflichtseminare in creative writing gibt. Reduziert werden aber auch die Möglichkeiten der Studenten, die sich der Tradition des schlechten Stils anpassen. Wer gut schreibt, dessen Arbeit gilt nach wie vor als »journalistisch« und damit als unwissenschaftlich. Typisch dafür ist die Äußerung eines Anglistikprofessors, »der meinte, es müsse ja nicht stimmen, wenn es nur geistreich sei. Und in einer anderen Kommission war ihm unverständlicher Tiefsinn lieber als platte Verständlichkeit, aber wie messe ich die Tiefe von Tiefsinn, wenn dieser noch dazu unverständlich ist. Also nicht messen, Tiefsinn spürt man.«
Auch viele Probleme des akademischen Mittelbaus und des Privatdozenten,

der einerseits hochqualifiziert, andererseits ohne berufliche Perspektive in der Universitätslandschaft herumsteht, haben mit dieser Verengung der Ausbildung zu tun. Allein ein flüchtiger Blick in den *Anglistenspiegel* genügt, um zu sehen, wie gering die Chancen auf eine Professur bis ins Jahr 2000 sind. Daher sei es falsch, die Leute so lange an die Universität zu binden. Zudem werde auch der wissenschaftliche Nachwuchs oft falsch und nicht bedarfsgerecht ausgebildet. Man zieht sich Spezialisten heran, die kompetent sind auf irgendeinem kleinen Gebiet. Doch die wenigsten machen sich die Mühe, Überblicksvorlesungen zu halten, wie es an kleineren Universitäten, wo es oft nur einen Lehrstuhl für das Fach gibt, unabdingbar ist. Bedauerlich auch, daß viele Lehrstuhlinhaber ihre Privatdozenten daran hindern, Überblicksvorlesungen zu halten.

Probleme lassen sich überall finden, auch in der Forschungsmessung, in der Regel methodische Probleme, mit denen man dann die zum Teil ernüchternden Resultate relativieren will. Thomas Finkenstaedt sind die methodischen Probleme der Forschungsmessung durchaus bewußt, weshalb er immer mit einem in empirischer Erhebung geschulten Sozialwissenschaftler zusammengearbeitet hat. Doch grundsätzlich befürwortet er die Anwendung quantitativer Methoden in diesem Bereich, wobei es eher möglich ist, Aussagen über die Produktion als über die Rezeption zu machen.

In ein paar Jahren wird Thomas Finkenstaedt in den Ruhestand treten, zur Erleichterung einiger Kollegen. Doch es wird kein leiser Abgang werden, wie er verspricht. Ein paar Knüller habe er noch in der Hand. Provokationen, die nur deshalb zünden, weil die Selbsteinschätzung der Wissenschaftler erheblich von den empirischen Tatsachen abweicht.

Anmerkungen

1 Thomas Finkenstaedt, »Forschungsmessung in den Geisteswissenschaften. Das Beispiel Anglistik«, in: Rudolf Fisch/Hans-Dieter Daniel (Hg.), *Messung und Förderung von Forschungsleistung*, S. 51 ff., Universitätsverlag Konstanz 1986.

2 Ein Beispiel für den Versuch einer Gewichtung findet sich im *Anglistenspiegel*; die Bewertung der Rezension ist allerdings im *Neuen Anglistenspiegel* differenziert worden.

Tabelle 1: Art und Gewichtung von Publikationen

Monographie	50 Punkte
Monographie-Mitverfasser	40 Punkte
Aufsatz	10 Punkte
Aufsatz-Mitverfasser	8 Punkte
Kleiner Beitrag	1 Punkt

Rezension	1 Punkt
Herausgebertätigkeit	10 Punkte
Mitherausgeber	8 Punkte
Schulbücher	5 Punkte
Sonstiges (z. B. Übersetzungen) (in einigen Fällen 10 Punkte)	5 Punkte
Dissertationen (bei Institutsbewertung)	20 Punkte
Habilitationsschriften	50 Punkte

3 Die folgende Tabelle bietet eine Übersicht über die Veröffentlichungen von Professoren und Habilitierten in der Anglistik (ausgewählt wurden die 30 ersten und die 30 letzten Anglistik-Professoren einer Zusammenstellung von insgesamt 217 Fällen).

Tabelle 2: Publikationstätigkeit ausgewählter Anglisten

Case-Nr.	Berufung nach H4	Monographien	Monograph. mitbeteiligt	Aufsatz	Aufsatz mitbeteiligt	kleine Beiträge	Rezensionen	Hrsg.	Hrsg. mitbeteiligt	Schulbuch	Sonstige
1	1942	8 u. m.	3	54	–	11	22	7	6	–	–
2	1948	8 u. m.	–	97	–	20	97	7	2	–	–
3	1951	2	2	17	–	1	17	2	6	–	–
4	1953	5	–	16	–	–	98 u. m.	1	–	–	–
5	1954	4	–	63	1	12	22	–	4	–	3
6	1956	3	–	21	–	–	98 u. m.	2	2	–	–
7	1959	2	1	13	–	–	30	–	–	–	–
8	1959	3	1	29	–	3	84	2	1	–	–
9	1961	4	–	34	–	–	98 u. m.	2	–	–	–
10	1964	2	–	42	–	20	80	3	6	–	–
11	1962	2	–	19	–	–	–	–	1	–	–
12	1962	1	2	30	5	21	–	1	2	–	–
13	1963	4	2	22	–	12	77	–	–	–	–
14	1961	1	5	55	7	–	12	2	1	–	1
15	1960	3	–	33	–	5	–	–	1	–	–
16	1961	4	–	52	3	–	34	–	5	–	1
17	1960	4	–	29	–	–	22	2	1	–	–
18	1962	1	–	39	3	10	19	8 u. m.	–	–	–
19	1961	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
20	1961	1	–	6	–	1	25	–	1	–	–
21	1964	3	–	20	–	–	98 u. m.	–	–	–	–
22	1962	1	–	22	1	–	11	5	4	–	–
23	1963	6	–	36	–	4	23	2	–	–	–
24	1963	4	–	23	–	–	98 u. m.	–	–	–	–
25	1963	2	1	29	1	4	–	1	4	–	–
26	1963	2	2	12	–	4	–	1	–	1	1
27	1963	1	–	6	–	–	8 u. m.	1	–	–	–
28	1963	1	–	61	4	–	20	8 u. m.	4	–	1
29	1963	5	1	13	–	–	5	–	–	–	–
30	1962	2	–	10	3	–	15	1	3	–	–
187	1974	1	–	5	–	–	–	1	–	–	–
188	1974	1	–	7	–	–	–	–	1	–	–
189	?	1	2	4	–	–	1	–	1	–	1
190	?	–	–	5	–	–	1	–	–	–	–
191	?	1	–	1	–	–	3	–	–	–	–
192	1971	3	–	80	–	21	–	3	–	–	1

Fortsetzung Tabelle 2

Case-Nr.	Berufung nach H4	Monographien	Monograph. mitbeteiligt	Aufsatz	Aufsatz mitbeteiligt	kleine Beiträge	Rezensionen	Hrsg.	Hrsg. mitbeteiligt	Schulbuch	Sonstige
193	1972	1	–	23	–	–	93	–	2	4	–
194	1975	1	–	3	–	–	–	–	1	–	–
195	?	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
196	?	1	–	2	1	–	–	–	–	–	4
197	?	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–
198	1974	1	–	5	–	–	–	–	–	–	–
199	?	1	–	5	–	–	6	–	–	2	–
200	?	1	–	2	–	–	–	–	–	–	–
201	1975	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
202	?	–	1	1	3	–	98 u. m.	–	–	–	–
203	?	1	–	5	–	–	4	–	1	–	8 u. m.
204	?	1	–	11	–	–	4	–	2	–	–
205	?	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–
206	1970	2	–	6	–	27	1	–	–	2	–
207	?	1	1	2	–	–	–	–	–	–	–
208	?	1	–	10	–	2	5	–	–	–	–
209	1975	3	–	7	–	1	–	–	1	–	–
210	1975	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–
211	1966	1	–	24	–	–	40	2	2	–	–
212	1974	3	–	4	3	1	6	–	1	–	–
213	?	1	–	3	–	–	–	–	–	–	–
214	1974	2	–	4	1	–	1	–	–	–	–
215	?	1	–	1	–	–	1	–	–	–	–
216	?	–	–	3	–	–	1	1	–	–	–
217	?	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–

4 Finkenstaedt, a. a. O.

Literatur

Thomas Finkenstaedt, *Anglistenspiegel*, Augsburg 1977 (= Augsburger I und I-Schriften, Bd. 1)

Thomas Finkenstaedt, *Neuer Anglistenspiegel*, Augsburg 1983 (= Augsburger I und I-Schriften, Bde. 26 u. 27)

Thomas Finkenstaedt, M. Fries, »Zur Forschung in den Geisteswissenschaften. Das Beispiel Anglistik«, in: *Ad Acta*, 1978, S. 110–164

Rudolf Fisch, Hans-Dieter Daniel (Hg.), *Messung und Förderung von Forschungsleistung*, Universitätsverlag Konstanz 1986

»Dieses Buch verspricht erregte und erregende Debatten«

(Helmut Scheffel, FAZ)

Verlag C.H.Beck

Hans-Ulrich Wehler
Deutsche Gesellschaftsgeschichte
Band I: 1700–1815.
Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära. 676 Seiten. Leinen DM 85,–
Band II: 1815–1845/49. Von der Reformära bis zur industriellen und politischen Deutschen Doppelrevolution.
914 Seiten. Leinen DM 85,– Subskriptionspreis bei Abnahme beider Bände je DM 68,–
Die Bände III (1849–1918) und IV (1918–1949) sind in Vorbereitung.

Zum ersten Mal legt ein Historiker eine Gesamtdarstellung der deutschen Geschichte vor, die nicht vorwiegend politikgeschichtlich orientiert ist, die vielmehr die Entwicklung der Gesellschaft in Deutschland zum Gegenstand hat.

Aus Pressestimmen: »Ein minuziöser Blick aufs Ganze.« (J. Flemming, DAS)

»Ein Entwurf, der das Denken über Geschichte und wie sie geschrieben werden könnte, und das Nachdenken über Deutschland lange beschäftigen wird.« (H. Pross, DIE ZEIT)

Die »Deutsche Gesellschaftsgeschichte... ist wahrscheinlich der erste konkrete Versuch in der Bundesrepublik, deutsche Nationalgeschichte aus vergleichender Perspektive zu schreiben. ...schon jetzt wird deutlich, daß es sich um einen meisterhaften Beitrag zur deutschen und internationalen Geschichtsschreibung handelt.«
(E.J.Hobsbawm, FAZ)

Gert Mattenklott
Kanon und Neugier

I

Im Verhältnis zu Kunstwerken wirkt ein doppelter Impuls in entgegengesetzten Richtungen: Frömmigkeit und Neugier. Manchmal sind die beiden als verschiedene Rollen bestimmt. Verehrungsbereitschaft wird man häufig in vor- und frühgeschichtlichen oder auch einfach unaufgeklärten Zeiten finden, auch bei Naiven, Ungebildeten oder vom Temperament her Impulsiven. Das frei schweifende, ungerichtete Interesse dagegen scheint eher die historisch reiferen, durch Bildung und Wissen mündigen Zeiten zu charakterisieren. Aufgeweckte Intelligenzen sind neugierig, die lebhaften Lebensalter, natürlich auch die professionellen Vermittler, Händler, Sammler und Wissenschaftler. Die philosophische Ästhetik von Platon über Hegel bis in die Gegenwart hat solche Rollenprofile erkannt, selbst entworfen und geschichtsphilosophisch begründet.

Aber es gibt eine oft bezeugte und offenbar bis in unsere Zeit wiederholbare Erfahrung mit Kunst, die es nahelegt, sich mit dieser theoretischen und gelegentlich auch praktischen Beruhigung des nervös gespannten Verhältnisses der beiden Wahrnehmungs- und Umgangsweisen nicht zufriedenzugeben, nämlich eine Ergriffenheit und Erschütterung durch einzelne Kunstwerke, ungeachtet des vergleichenden und relativierenden, unterhaltungsbedürftigen oder gelehrten Interesses; dies beides aber sogar zugleich und im selben Menschen. Ja, in einem strengen Sinn kann die Neugier nach Kunstwerken (wenn sie sich von der Neugier nach beliebigen anderen Materialien charakteristisch unterscheidet) gar nicht anders erklärt werden als aus dieser ursprünglichen Erfahrung von Ergriffenheit, deren Lusterleben begierig nach Wiederholung macht.

Die extensiv gerichtete Neugier nach immer mehr Kunsterfahrung ist erst die Folge einer ersten intensiven Berührung, deren Schauder vielfach mit Worten beschrieben worden ist, mit denen die seelische Gewalt von Liebesbegegnungen wiedergegeben wird: einem Choc, einem Blitz, profaner Erleuchtung vergleichbar. Hier ist auch der Grund für die Fragwürdigkeit kunstpsychologischer Erklärungen, die das ästhetische Verhalten neben das sexuelle und diese beiden neben den Hunger als das Grundmuster rücken,

bei dem die Nachfrage eines eindeutig definierten Bedürfnisses mit dem Angebot einer angemessenen Befriedigung beantwortet wird. Was für die Sexualität mit Gründen behauptet werden kann, ist leichter noch an der Kunst einzusehen, weil hier niemand darauf verfällt, sie als Sättigung eines physiologischen Mangels zu definieren: Es gibt Antworten, die eher da sind als Fragen, Befriedigung, die das Bedürfnis weckt, ein Glück, dem das Glücksverlangen nachfolgt. Dem entspricht, daß der hingerissene Umgang mit einem Kunstwerk, wie unzweifelhaft er als Erfüllung erfahren wird, die ästhetische Sehnsucht geradezu weckt, auch hierin wohl dem Liebesglück vergleichbar, mit dem die sexuelle Neugier keineswegs zur Ruhe zu kommen pflegt.

Erotische und ästhetische Erfüllung sind Gaben in einem strengeren Sinn, als eine betuliche Redewendung es behauptet. So wie jedes wirkliche Geschenk den Beschenkten unerbeten und ungewünscht, ja letztlich sogar unbegehrt und gewiß unerwartet erreicht, so Liebe und Kunst. Inwiefern Kunstwerke Antworten sind, läßt sich wohl im nachhinein behaupten und zu gewisser Plausibilität bringen, doch sind es Antworten, die nicht erfragt werden können, und Auskünfte, die aus keiner Erwartung vorhersehbar sind. Als Gaben sind die Kunstwerke reiner Überfluß, und eine wesentliche Dimension des Glücks, das sie gewähren, beruht darauf. Kunstfrömmigkeit ist Dankbarkeit für derartige Geschenke. Von der Kritik des Schönen und dem Verdikt über die kultische Aura – wie wohlbegründet diese vorgetragen werden – ist sie nicht ernstlich betroffen.

Gesellschaftlich ist dieser Umgang mit der Kunst heute auf individuelle Arkanpraxis vor verschwiegenen Altären oder die eingeschränkte Öffentlichkeit von Gemeinden verwiesen. Er ist ähnlich skandalös und vergleichbar randständig wie religiöser Pietismus, mit dem er die laizistische Berufung auf Erfahrung gemein hat. Wo er ruchbar wird oder von sich aus eine Autorität beansprucht, die der inneren Erschütterung entspricht, ist er auskunfts- und begründungspflichtig. – Von der unruhigen Neugier und umtriebigen Ausdehnung des ästhetischen Horizonts auf der Suche nach Wiederholung und Erneuerung der ursprünglichen Lust wird eine derartige Selbstrechtfertigung nicht erwartet. Die Maske der Neugier ist neutral. Hinter ihr verborgen können die kryptoreligiösen und paraerotischen Verlangen nach der Kunst unerkannt passieren und womöglich als Anteil der Unternehmungslust und Weltoffenheit des aufgeklärten Habitus gelten. Die Ausdehnung des Wissens ist eine Legitimationsformel von derartig universellem Anspruch, daß sie alle speziellen Verlangen deckt, von der Lust am Obszönen bis zu den ästhetischen und religiösen Verehrungsbedürfnissen. – Das Zeugnis ästhetischer Ergriffenheit dagegen ist nicht ver-

gleichbar zu verharmlosen. Es wirkt ärgerlich naiv und zudringlich, wo es auch abgelegt wird, und muß wie ein Rest von dämonischer Befangenheit durch Lärm vertrieben werden, am drastischsten in den Theater- und Konzertsälen, wo die Erschütterung durch heftiges Gegeneinanderschlagen der flachen Hände weggeklatscht und zunehmend auch durch gellendes Rufen verscheucht wird. Derart äußert sich die Hingerissenheit nach der Seite des ästhetischen Scheins am lautesten in ihrer energischen Abwehr; weniger laut, dafür als Bekenntnis deutlicher artikuliert in Kritik.

II

Als private Äußerungsform wie als gesellschaftliche Institution dolmetscht Kunstkritik die Autorität der Werke mit Argumenten für ihre Kanonisierung. Sie läßt die innere Kirche des frommen Enthusiasmus nach außen treten, aber in einer liberalisierten Variante ihrer strengen Verehrungsrituale. Im abwägenden und vergleichenden Verfahren erhält der verschwiegene Kanon autoritärer Geltungsansprüche eine exoterische, demokratisch legitimierte Form. Die methodischen Operationen suggerieren, daß das Kunsturteil zur Disposition stünde. Tatsächlich müßten freilich die Methoden umdefiniert werden, wenn am Ende nicht das gewünschte Ergebnis herausspringen würde. Denn in Wahrheit dienen sie nicht dazu, eine Meinung zu bilden und die Grundlage für ein Urteil zu schaffen, sondern die Intensität einer ursprünglichen Erfahrung zu erklären. Diese kann durch das Nachvollziehen kritischer Argumente nicht hergestellt, sondern allenfalls gesprächsfähig gemacht werden. Das Vergleichen selbst bereits, ohne welches das kritische Geschäft nicht auskommt, ist im Grunde dem monarchischen Anspruch, mit dem das einzelne Werk seinem Verehrer stets im Singular gegenübertritt, feindlich: ein Schielen, das womöglich Verrat, Abfall und Konversion nachsichziehen könnte. Immer ist es ein Sakrileg.

Daß die spontane Erfahrung ästhetischer Intensitäten, wie sie post rem in der Kanonisierung gewisser Werke ihren Ausdruck findet, nicht willkürlich privat oder schlechthin mysteriös, sondern erklärungsbedürftig und sicherlich auch historisch erklärbar ist, bedarf kaum der Versicherung. Aber die Gründe dürften ähnlich schwer greifbar und komplex in die Bildungsgeschichte der abendländischen Kultur eingelassen sein wie für die individuelle und geschichtliche Entstehung von Liebesfähigkeit.

Ein Indiz für die anhaftende Konstanz gewisser Erfahrungsweisen von Kunst ist die kaum zu erschütternde Stabilität etwa der westlichen und weltliterarischen Tradition innerhalb von zweieinhalb Jahrtausenden: herrschende Kultur durchaus auch, wo und wenn sie nicht Kultur der Herr-

schenden war, von Homer, Vergil und Ovid über die Bibel und Dante, Boccaccio und Shakespeare. Sobald diese Werke in den Bildungshorizont eintreten, gleich ob literarhistorisch oder in individueller Lesebiographie, wurde und wird ihr kanonischer Rang kaum bestritten und gelegentlich relativiert nur, um ihre Zahl um das eine oder andere zu erweitern, Goethe, Dostojevskij, Kafka ... Ein halbes Jahrhundert geisteswissenschaftlicher Positivismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat daran wenig ändern können; auch der antiautoritäre Bildersturm der sechziger bis siebziger Jahre nicht anhaltend und kein Plädoyer für Massenliteratur; wie es denn auch den Anschein hat, daß das Pandämonion dieser großen Werke den Neopositivismus in seinen verschiedenen strukturalistischen Neuauflagen in den letzten zwanzig Jahren unbeschadet überdauern wird. Gewiß, jede Zeit hat ihre besonderen Favoriten. Aber Ovid war im Zeitalter Vergils so wenig verschollen wie dieser in der aetas Ovidiana, und auch für die Moderne erweisen sich die angebliche Vergessenheit Hölderlins im 19. oder Bachs im 18. Jahrhundert im wesentlichen als unzutreffende Gerüchte. Derselbe Kunsthimmel wölbt sich schließlich sogar über antagonistischen gesellschaftlichen Systemen. Wo gelegentlich einmal ein Stern zweiter Ordnung aus politischem Vorbehalt retuschiert wird, kehrt er meist nach kurzer Zeit in alter Leuchtkraft wieder, sobald seine Verehrer eine passende kritische Taktik gefunden haben und die Aufgeregtheit erster Revolutionsstunden sich gelegt hat. Im wesentlichen konvergieren so auch die kanonisierten Werke der Kunsttradition in Ost und West – entgegen allen anderslautenden Polemiken. Die eine oder andere Akzentverschiebung pflegt über kurz oder lang von der Zeit relativiert zu werden.

Diese erstaunliche Kontinuität hat keine institutionelle Grundlage, selbst nicht, wenn man den Institutionsbegriff so salopp und belletristisch strapaziert, wie disziplinbegierige Literatursoziologen es gelegentlich vorschlagen. Sie scheint vielmehr in einer bestimmten Qualität der favorisierten Werke selbst ihren Gegenstand zu haben, die sich über weite historische Spannen hinweg aktualisieren läßt. Der Kanon scheint Werke auszuzeichnen, deren formale Vollendung nicht mit einer Verringerung oder Verendlichung ihres Weltgehalts erkauft ist; deren Welthaltigkeit andererseits nicht mit dem Verlust der ästhetischen Souveränität bezahlt werden muß. – Ovids Metamorphosen z. B. durchschreiten die Zeitalter bis zum Augusteischen zwar als zu einem Abschluß und Entwicklungshöhepunkt. Aber auf der letzten Stufe dieser Verwandlungen ist die Poesie freigeworden und kann nun erzählend eine Welt erzeugen, die reicher ist als die alte der Mythologien, aus deren Schoß sie sie erzeugt. Die Formgestalt des Werks benötigt die Vision weltgeschichtlicher Geschlossenheit, um selbst rund zu

werden. Aber dieses Ruhen in sich selbst löst der poetischen Einbildungskraft die ihr äußerlichen Bindungen und Verpflichtungen, so daß sie sich ohne alle Auflagen und Verengungen des Blicks auf Entwicklungsziele der Fülle des Lebens überlassen kann. Die Kanonbildung über weite historische Zeiten hinweg scheint Werke zu begünstigen, die ihren Fluchtpunkt aus einem Jenseits historischer Entwicklungen fingieren: Was haben Menschen im Sinn, wenn ihre Einbildungskraft nicht durch Katastrophen, imperiale Kraftakte oder agonale Zuspitzungen gebannt oder forciert ist; was steigt auf, wenn Langeweile sich herstellt, Muße oder die Schläfrigkeit langer Gewohnheiten; was geht vor beim zweiten Mal, d. h. wenn Menschen in Freiheit nachvollziehen, was beim ersten Mal noch Notdurft und Schicksal war? Was produziert die Phantasie, wenn die Geschichte der Arbeit zur Episode geworden ist? Wonach hungert die Kunst, wenn sie aus einem gesättigten Leben hervorgeht? Werke von hoher Evidenz ihrer Bedeutung sind darauf Antworten, ungefragt.

Sie formieren das ästhetische Urgestein unserer Gesellschaft und deren tröstlichen Grund: Erzählungen über die Aufregungen des Geschlechts und das Hadern mit dem Tod; Geschichten über die Charaktere der Lebensalter und Temperamente; Deutungen des Kosmos und der Elementarkräfte; Berichte aus dem Leben der Götter. Der Sinn für diese Welt auf den zweiten Blick entsteht mit dem Langzeitgedächtnis und aus Weitsicht. So stellt er sich zuverlässig in Spätzeiten und Altersstilen ein, oft in dem Augenblick, in dem die Geheimnisse des Lebens die natürlichen Expansionskräfte einer Gesellschaft oder eines Menschenlebens offenkundig begrenzen, indem sie sie übersteigen. Dann lockert sich von den zwei wesentlichen Bindungen der Kunst, der natürlichen und der spirituellen, die natürliche. Die Neugier für das Stoffliche nimmt ab. Man ist herumgekommen und hat sich umgesehen. Die Dinge wiederholen sich und werden absehbar. Aber die Endlichkeit im Stoff fällt mit der Lösung der Lebensrätsel nicht zusammen, im Gegenteil. Es zeigt sich nur, daß diese in der Sphäre der Stoffe vergebens erwartet wurden. So schärft sich die Aufmerksamkeit der inneren Sinne, die die Endlichkeit der natürlichen Stoffe durch die Erschließung von deren unübersehbarem geistigen Bedeutungshorizont überwinden. Die kanonischen Werke sind die innerlich unendlichen, deren Intensität den Mangel an Totalität verwinden läßt.

Kanonisierung ist Bildung durch Fortlassen. Am Kanon wird durch Verzicht und Vergessen gebaut. Insofern hat die Jugend immer recht, wenn sie dem Kanon opponiert, gleich was sie im einzelnen vorbringt. Was immer daran falsch gegenüber dem Kanon sein mag, ist als Kritik am Kanonischen immer richtig. Was im Alter das Eintreten in einen neuen Lebenskreis,

würde in jugendlichen Jahren Resignation vor aller Zeit bedeuten. Jugendliche Kritik an Kunstwerken pflegt zuwenig Leben an ihnen zu bemängeln, und stets sind deshalb die Jugendbewegungen in der Kunst naturalistisch codiert gewesen; übrigens oft auch positivistisch in der Berufung auf eine extensive Totalität des Stofflichen. Die Tendenz ihrer Kritik ist Neugier auf Leben. Wie sollte die durch Kunst zu stillen sein, die für die Jugend insofern Versprechen, Vorbereitung und Initiation ist, also stets diesseits und ein Mangel an natürlichem Leben. Die alterssichtige Kritik statt dessen verhält sich zum Natürlichen ironisch: ein Stoff, der ihre spirituelle Kraft wie eine Feder gegensinnig spannt. Nur insofern mag und muß sie ihn ernstnehmen, über den sie hinaus ist, weil sie ihn durchlaufen hat. Wie anders sollte sie der Melancholie angesichts der Gleichförmigkeit von einem Dutzend Typen dramatischer Kollisionen und noch weniger Romananfängen (von den Schlüssen zu schweigen) Herr werden?
Wie die Neugier für sich genommen, und wäre sie die einzige Haltung den Kunstwerken gegenüber, bald an ihnen kein Genüge mehr fände; wie sie unersättlich stets mehr und mehr alle Stoffe kunstfähig sehen will aus Sehnsucht nach Leben und das Lebendige in der Kunst doch immer vermissen müßte: so würde alleingelassen sich auch die kanonbildende Wahrnehmung im Ausgrenzen und Abstrahieren nach der anderen Seite von der Kunst entfernen; würde hochmütig erstarren in der Verachtung der sinnlichen Stoffe; einsam sein in beschränkter Gesellschaft aus Überdruß an den Reizen ablenkend trügerischer Vielfalt; Verrat üben an den alltäglichen Ansprüchen, für die wieder und wieder auch Kunst mobilisiert wird, ohne daß dabei immer gleich Gott und die Welt, Liebe, Tod und Teufel ins Spiel kämen. – Exklusiv gerichtete Kritik und nivellierende Neugier sind kontradiktorisch und also unversöhnlich. Ihren Widerspruch nach der einen oder anderen Seite zu entscheiden ist verhängnisvoll. Das zeigt der gegenwärtige Ort der Kunst in den Geisteswissenschaften.

III

Die ästhetische Kompetenz der Geisteswissenschaften ist derzeit so gering wie ihre moralische Autorität. Ein Grund dafür ist die anscheinend unaufhaltsame Enteignung ihrer Gegenstände durch angeblich aussagestärkere und in ihrem Wissenschaftsanspruch weniger bezweifelbare Disziplinen, allen voran Allgemeine Semiotik, Soziologie und Psychologie. Was die Künste im einzelnen oder im ganzen zu sagen haben, scheint samt und sonders in den positiven Wissenschaften besser aufgehoben zu sein. Die Kritik der Ideologien hat den Geistbegriff selbst ins Ungewisse gerückt. Mit

der Erosion seines idealistischen Einheitssinns scheint der Begriff an den Spiritismus zu fallen. Studenten der Kunstwissenschaften benutzen ihn – wenn überhaupt – so verlegen, als wäre die Behauptung nichtmaterieller Phänomene an sich bereits ein lapsus gegen alle Vernunft. Zeiten, die von der natürlichen Determination der Welt dermaßen beeindruckt sind wie die unsere, bieten für die Entfaltung der Künste wenig Raum. Das gilt insbesondere für solche Bedeutungen, die als Wechsel auf etwas Ungewisses gezogen sind und die den unersetzbaren Gegenstand gerade von kanonisch gewordenen Werken ausmachen, wie die Liebe und das Leben nach dem Tod, die Seinsweise der Götter und des Ich, das Verhältnis der Kreaturen zueinander und das kreatürliche Leben im Kosmos. Wo die Kunst das Recht der absoluten Metapher auf einen noch unerschlossenen, vielleicht seinem Wesen nach menschlich gar nicht erschließbaren Sinn beansprucht, gerät sie derzeit hoffnungslos ins Abseits von Wissenschaft. Deren Betrieb hält sich an Funktionen und Leistungen im Rahmen der natürlichen menschlichen Verkehrsverhältnisse. In deren Zusammenhang hat alles und jedes irgendeinen symbolischen Ort, so auch das Kunstwerk als ein Medium unter anderen. Die Beziehungsform dieser Orte aufeinander ist die relative Konstellation im Unterschied von der hierarchischen des Kanons.

Beziehungen innerhalb der Konstellation sind zwar endlich, aber zahlreich, ein nahezu unerschöpfliches Forschungsgebiet, das die Neugier nach allen Richtungen durchstreifen kann. Bei ihrer Transformation in die Medienkunde werden die traditionellen Konflikte in den Geisteswissenschaften, wie sie zwangsläufig auftreten, wo es um Wertschöpfung geht, entschärft. Nach den hitzigen Auseinandersetzungen um Angemessenheit und Geltung, vielleicht aber auch bloß jenseits dieser Konflikte, ist insbesondere in den Universitäten ein Spielplatz entstanden, weit genug, um das liberale Heranziehen und Abstoßen aller erdenklichen Materialien zu gestatten. Keiner stellt Ansprüche, an niemanden werden welche gestellt. Alles gilt gleichviel und auf unberechenbare Zeit. Zwischen der Geschichte des Features in den siebziger Jahren und der Theorie des epischen Zeitalters dehnt sich ein weites Feld, für dessen Parzellierung es Kriterien des Ranges scheinbar nicht gibt. Die Beliebigkeit bei der Wahl der Gegenstände und des Gesichtspunkts ihrer Darstellung ist die Voraussetzung eines akademischen Friedens, der mit der individuellen und gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit der akademisch verwalteten Geisteswissenschaften erkauft ist. Was ist eine Wissenschaft wert, die keinen Maßstab begründen kann, der es erlaubt, zwischen dem *Ulysses* von Joyce und der Fernsehwerbung eine Rangfolge herzustellen? Daß die Forschung davon lebt, Hierarchien

beiseitezulassen und hypothetisch umzuwerten, versteht sich von selbst. Daß die Lehre der forschenden Neugier nicht umstandslos folgen darf, ohne sich als Lehre im emphatischen Sinn preiszugeben, ist offenbar nicht selbstverständlich.

Unter dem Anschein von Neugier expandiert ein besinnungsloser Opportunismus, der seine Gegenstände bestenfalls nach dem Unterhaltungswert auswählt. Auf den Anschein ist die Neugier heruntergekommen, denn ihre Orientierungslosigkeit ist darin begründet, daß keine ursprünglich prägende Erfahrung ihr die Richtung, kein Glück des ersten Blicks ihr die Gewißheit gegeben haben, daß in den Kunstwerken mehr und anderes erfahren werden kann als die verminderte Reproduktion dessen, was anderswo besser zu haben war oder sein wird. Nur das erklärt die kaum taktisch gespielte, die wohl wirklich verhängte Naivität über eine wissenschaftliche Praxis, deren Energien ungleich stärker darauf gerichtet sind, gleichzumachen als zu unterscheiden. Institutionssoziologisch dürfte eine Rolle spielen, daß in der medienkundlich betriebenen Geisteswissenschaft eine Generation den Ton angibt, in der das Selbstbewußtsein in der Berufung auf ästhetische Evidenzerfahrung schwächer ist als in früheren, erheblich stärker dagegen das Bedürfnis, im Methodischen Halt und Sicherheit zu gewinnen. Dergestalt schwankt diese in den sechziger Jahren neu rekrutierte Bildungsschicht dazwischen, die eigene Unterscheidungsschwäche als anarchische Tugend des Gewährenlassens vorzuspiegeln oder aber »einordnen« zu lehren, die meistgefragte Fertigkeit eines strukturbildenden Abstrahierens, das an die Stelle von Rangzuweisung und Auswahl tritt.

Ein weiterer Umstand von ungünstigem Einfluß ist die Privilegierung von Jugendlichkeit als Habitus. Die Vierzig- bis Fünfzigjährigen, die jetzt einflußreich die Geisteswissenschaften prägen, sind als breite Formation einer naturalistisch gerichteten Jugendbewegung in ihre akademischen Positionen eingerückt. Ihr Selbstbewußtsein ist das von Empörern, deren moralischer Anspruch darauf beruhte, kein korrumpiertes Vorleben verbergen zu müssen, alles mit der unbestochenen Frische des ersten Blicks zu sehen, frei zu sein von allen Restaurationsinteressen. Die Neugier des ersten Mals läßt sich aber nicht beliebig erneuern und vor allem nicht mit derselben Unvoreingenommenheit für alles und jedes, ohne zu einem konformen mechanischen Reflex zu degenerieren, der bei jedem Angebot gehorsam zur Stelle ist. Der graumelierte Spontaneismus, der um der Jugendlichkeit willen sich für die beliebigsten Bagatellen mit erneuerter Inbrunst erwärmen zu müssen glaubt, verstockt sich zugunsten einer Manier gegen Erfahrung. – Was bei Enthusiasten der Kunst vor zwanzig Jahren schon mehr von strategischer List als der charmanten Ignoranz der Adoleszenz eingegeben war: die bur-

schikose Umwertung des Kanons, um seinen Mißbrauch als Rückgrat der Restauration zu sabotieren, kann heute nicht im Ernst mehr als Wissenschaft auf der Höhe der Zeit gepriesen werden.

Jedes Alter birgt im Umgang mit Kunst charakteristische Formen des Produzierens und Aufnehmens. Mit den gleichen Folgen für die Welthaltigkeit des Bewußtseins kann man wie die eigene Jugend so auch das Alter versäumen. Das Pendant zur Vergreisung der Jugend ist die gegenwärtig bedenklicher drohende Infantilisierung des Alters. Für die Künste ist sie mit der Verweigerung des déjà vu verbunden, doch auch mit Ressentiment gegen Einmaligkeit und der Unfähigkeit zu vergessen. Die Physiologie des Alterns ist hier nicht mehr als die symbolische Form seiner geistigen Eigenart, und natürlich geht es nicht darum, die Rechte der Biologie an der Kunst einzuklagen. Doch wenn die Gründe für die Störung der Balance von Neugier und Kanon in den Geisteswissenschaften zur Sprache kommen sollen, so wird man aufmerksam auf die ewigen Jünglinge sein müssen, die mit der Neugier kokettieren, als gebe es kein Davor und Danach.

Andere Generationen sind spätestens in dem Augenblick genötigt worden, die Rolle ihres Alters zu ergreifen, als die nachrückenden Jungen sie dazu drängten. In den Geisteswissenschaften und zumal in deren akademischen Institutionen wird diese Ablösung aufgrund zufälliger Umstände erst in etwa zwanzig Jahren stattfinden. Gewiß, es gehören günstige Anlagen und viel Kunstfertigkeit dazu, um alternd als jugendlicher Held zu bestehen. Wichtiger als die Virtuosität solcher Simulationen ist aber womöglich die Bereitschaft, der eigenen Wahrnehmungsweise den angemessenen Ausdruck zu geben und sie dem Widerspruch anderer Erfahrungen auszusetzen. Unter den künstlichen Bedingungen lebenslang forcierter Jugendlichkeit in den Universitäten wird das kaum möglich sein, schon gar nicht, solange der natürliche Standpunkt in ästhetischen Dingen mit Fortschritt, der spirituelle mit Konservatismus gleichgesetzt wird. Das Gegenteil ist nicht vernünftiger.

Brücken zum Menschen – Bücher vom Kreuz Verlag

Das religiöse Buch im Kreuz Verlag

240 Seiten, kart.
DM 24,80
ISBN 3-7831-0912-4
Fünfzehn Jahre öffentlichen Wirkens und der Auseinandersetzung mit Kirche, Politik und Theologie dokumentiert dieser Band, in dem die wichtigsten Interviews und Gespräche, welche die Theologin und Poetin Dorothee Sölle geführt hat, gesammelt wurden. Ein herausforderndes Buch, das sich den brennenden Fragen der Gegenwart stellt.

180 Seiten, kart.
DM 24,–
ISBN 3-7831-0916-7
Die Lust zum Lebendigen, die Liebe zu Gottes Erde und Mensch, die Religion und Erotik werden in diesem Buch miteinander verknüpft. Johannes Thiele entwirft die Vision einer sinnlichen Religion, die ihre erotische Dimension zum Ausdruck kommen läßt.

300 Seiten, geb.
DM 39,80
ISBN 3-7831-0905-1
Das Christentum steht an einer entscheidenden Wende. Es muß den -Schatten- Gottes und Christi, das Böse, die Erde, das Weibliche, den Satan und Antichrist, in sein Gottesbild integrieren, wenn es in Zukunft Bestand haben will. C. G. Jung wollte mit dieser Diagnose das Christentum heilen.

Kreuz Verlag

Postfach 80 06 69
D-7000 Stuttgart 80

STERNKALENDER
OSTERN 1988/1989

Erscheinungen am Sternenhimmel
Ostern 1988 – Ostern 1989

Hrsg. Mathematisch-Astronomische Sektion
am Goetheanum
Suso Vetter

1987, 60. Jahrgang, 96 Seiten mit
zahlreichen Abbildungen,
kartoniert, Fr. 19.50 / DM 23,–
ISBN 3–7235–0451–5

Jahresthema / Literarische und Astronomische Beiträge:

Heinz Eckhoff: Vom Wirken der Elementarwesen im Jahresablauf

Heinz Eckhoff: Monatstexte zum Wirken der Elementarwesen im Jahreslauf in Verbindung mit den Wochensprüchen Rudolf Steiners. Mit Texten und Gedichten dazu von Rudolf Steiner, Albert Steffen und Friedrich Hebbel

Wilhelm Hoerner: Das Jahr der Schmetterlinge

John Meeks: Venus-Bewegungskurven 1987 – 89

Inhaltübersicht Sternkalender 1978/79 – 1988/89

Inhalt Hauptteil:
Jahreszählung und Jahresbeginn / Kalenderjahr, Osterregel, Bewegliche Feste / Kalenderzeichen, Sternbilder und Zeichen des Tierkreises / Osterjahresbeginn / Ostergedicht / Kalendarium mit astronomischen Monatsüberblicken / Planeten: Sichtbarkeit und Tierkreisstellung / Umrechnung der Auf- und Untergangszeiten / Geozentrische und heliozentrische Planetenbahnen / Der Mondlauf / Sonnen- und Mondfinsternisse / Komet Halley / Ephemeriden für Sonne, Planeten (geozentrisch und heliozentrisch) und Mond.

VERLAG AM GOETHEANUM
CH 4143 Dornach

Ekkehard Mai
Bilderdienst
Kunst, Geschichte, Publikum

1. Die neue Öffentlichkeit der Kunst

Ohne Zweifel bewegen sich Kunst, Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft heute in einem qualitativ völlig veränderten, quantitativ immens gewachsenen politisch und sozial bestimmten Raum. Der *Kunstmarkt* – weniger im engen und wörtlichen als in einem umfassenden Sinn produktiven und institutionellen Austauschs, der Vermittlung und Rezeption historischer und kreativer Zeugnisse aus allen Perioden, Epochen und geographischen Räumen – ist weltweit, universal und ständig expansiv. Er ist verknüpft mit einer politischen, sozialen und ökonomischen Kulturtechnologie, die längst die Ausgangsstufe individualistischer Privatheit der Wissenschaft in der Gelehrtenstube, am Katheder und im Seminar hinter sich gelassen hat und weltöffentlich geworden ist. Öffentlichkeit der Kunst ist heute ein Begriff, den in seiner Totalität sich vorzustellen kaum jemand in der Lage sein dürfte. Nahezu jedermann ist heute permanent davon betroffen, nimmt Anteil, aktiv oder passiv, ist Teil davon. Das Ineinandergreifen von Funktionen und Abläufen, die Fülle der Folgen und Wirkungen bei einer schier nicht mehr begreifbaren Zahl von Beteiligten läßt sich gar nicht adäquat erfassen und benennen, sondern nur noch konstatieren.
Tatsache ist: Die historische Kultur und die »Kultur der Sinne« haben weltweit immer mehr an Boden und Bedeutung gewonnen. Galerien, Museen, Ausstellungen, Publizistik in Druck und Bild, Kunstveranstaltungen jeder Art, vom Töpferkurs bis zur Performance, von Avignon bis San Francisco, Tourismus und Freizeitindustrie haben rund um den Globus ein Netz der Begegnung und Auseinandersetzung mit Kunst und Geschichte geknüpft. Objekt und Betrachter sind gleichermaßen mobil geworden. Zwischen archäologischer Fundstätte und Künstleratelier als Ort des Ursprungs oder Dokuments und dem Museum als permanenter oder temporärer Aufbewahrung zwecks Schau und Studium ist oftmals gar kein Unterschied. Der Tourist heute bewegt sich zwischen Sri Lanka und Peru oder, wo er vor Ort geblieben ist, zwischen »Nofret, der Schönen« und Botero. Hier wie dort ist der Besucherstrom ganz außerordentlich, fünf- und mehrstellige Zahlen sind keine Seltenheit. Und nicht nur dies: Auch die Samm-

lungen zeigen immer höhere Zulaufzahlen, was freilich nach Standort und Objekten ganz verschieden ist. Immerhin: Der Ausbau der Museen floriert, Neugründungen, Erweiterungen, Verbesserungen sind aller Orten feststellbar, ziehen immer mehr auch neue Besucherschichten an. Längst sind die Museen Tourismusziele an sich, nicht allein zur Bildung, mehr wohl noch zur Unterhaltung im Kontext von Freizeit, Sport und Spiel.
Die Bestandsaufnahme geht freilich noch viel weiter. Nicht allein das Museum ist der Ort der Kunstgeschichte. Kunst und Geschichte, authentisch musealisiert und doch dem Leben dienlich, bietet auch die Denkmalpflege. Sie hält die Momente der Geschichte mehr oder minder in Monumenten fest. In Institution und Praxis hat sie wie selten Konjunktur. Ihre Resonanz ist gleichfalls ganz beträchtlich, meßbar nicht nur in dem, was sie zustande bringt, meßbar vor allem an ihrem öffentlichen Stellenwert, der Ausdruck eines Bewußtseinswandels ist. Bewahren, nicht ersetzen, heißt das Motto. Umwelt als Wachstum der Geschichte ist ihr Ziel, denn Freilichtmuseen gibt es schließlich überall. Denkmalpflege steht damit an der Front des Lebens, dort, wo das Vitalinteresse bauliche Gestalt annimmt, vor allem dort, wo Wirtschaft und Verkehr, Arbeit und Soziales eigene Rechte geltend machen. Daß sie sich nicht dennoch oder gegen diese, sondern mit diesen behaupten will, zeigt den Wertewandel, die neue Zukunft von und durch Geschichte, die sie pflegt.
Ein drittes schließlich: Kunst ist Anschauung, sie ist vor allem aber Vermittlung auch durch Wort und Bild, durch Print- und Elektronikmedien. Neben die Institutionen der Öffentlichkeit tritt die Veröffentlichung auf dem freien Markt. Längst sind es nicht mehr die klassischen Autorenverlage allein, die Kunstpublizistik wissenschafts- und breitenwirksam werden lassen, es sind Museen und Ausstellungen als solche, die für eine eigene Form von Literatur aufkommen. Die Flut der jährlichen Neuerscheinungen ist beträchtlich, keiner hat sie mehr im Blick. Ganze Autorenriegen sind am Werk, Erfolgsautoren sind im Spiel, Strategien der Vermarktung treiben populistisch ihre Blüten. Die Sachbuchkultur und Katalogliteratur als Nachschlag-, Begleit- oder Erinnerungswissen für Reise und Besuch hat auch die Wissenschaft in ihren Bann gezogen. Und sorgen letztlich nicht die Medien entsprechend für ein Echo? Auch Feuilleton und Feature haben Kunst und Geschichte für ihre Zwecke neu entdeckt. Da sind Stoffe, Bilder, Werke, kleine und große Sensationen. Da läßt sich nicht vorübergehen. Für Zeitungen und Journale nicht, und nicht für das TV.
Mit alledem, so scheint es, winkt eine seltene Gunst der Stunde, die schon recht lange währt und trotz der immer mageren öffentlichen Kassen von der hohen Relevanz von Kunst und Geschichte, ihren Wissenschaften und de-

ren Institutionen sprechen läßt. Wissenschaft freilich – wie sieht sie aus, was sind die Zwänge? Wo und wie findet sie denn statt? Ist ihr Erfolg nur Gold, das glänzt, oder ist Glanz und Elend hier die wahre Nachbarschaft? Wissenschaft – wo beginnt und endet ihr Begriff zwischen Freiheit und Verwendung für die Disziplin der Kunstgeschichte? Ist diese vielleicht selbst am Ende, fordert damit neue Umgangsformen? Wieweit greift noch das Konzept der Wissenschaft von früher? Die »reine Lehre« – gibt es sie noch, wo das Feld der angewandten Wissenschaft ganz ungeheuer ist, der Vermittlungsauftrag längst dominierend erscheint? Hat dies nicht Folgen für die Theorie, die Methoden, Arbeitsweisen, ja den Wissenschafts- und Kunstbetrieb? Ein Rollenwechsel fand hier statt, der mit dem veränderten Erscheinungsbild von Kunst, Geschichte, Wissenschaft auch die Fundamente und die innere Struktur betraf. Das *Prinzip Öffentlichkeit* ist heute dominant. Kunstgeschichte also – zu wes Nutz und Frommen? Ist das die Frage jetzt und seit zwanzig Jahren, sah dies früher anders aus? Der Marsch in die Institutionen der angewandten Wissenschaft war vor zwei Jahrzehnten auch in der Kunstgeschichte angesagt, mit der Kritik der reinen Lehre, dem Wunsch nach Gesellschaftsrelevanz, der Absicht, als scheinbar elitäres Fach den Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben neu zu prüfen. »Raus aus den verstaubten Stuben«, hieß die Parole, mitverantworten und mitgestalten – was wurde draus, wie sieht es heute aus?

2. Der Blick zurück

Fragt man die Vergangenheit, so war Kunstgeschichte als Geisteswissenschaft zunächst neben und nach der Historie die reine Lehre, im 19. und zu Beginn dieses Jahrhunderts positivistisch wie auch philosophisch noch reinweg um den Standort und die Methodik, um Aufgaben, Selbstverständnis und die Grundlagen ihrer selbst bemüht. Das Credo der Museen – »Sammeln, Forschen und Bewahren« – war Reflex davon, ist noch heute Zeugnis eines unverändert gültigen Prinzips. Immerhin, schon in der Gründungsphase der Museen ging es um Öffnung, Öffentlichkeit der Kunst und die Veröffentlichung von Geschichte, Werten, Bildern – Vorbildern und Mustern. Neben die Organisation der Wissenschaft trat im Wechsel und im Austausch die Organisation ihrer praktischen Verwendung. Die Verschränkung von Theorie und Praxis war hier früh gefordert, rief die Politik und die Verwaltung auf den Plan, erhob die Vorsorge *für*, ja die Versorgung *von* Kunst und Geschichte durch Schutz und Pflege für jedermann zur Staatsaufgabe.

Es war die Zeit der »Kunstgeschichte als Institution« (H. Dilly). Sie setzte

mit Winckelmann und Humboldt ein, im theoretischen wie praktischen Belang, formierte sich allerdings erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Übergang von einer privaten Wissenschaft und vom persönlichen Regiment aufgeklärter Fürsten und Könige zu »Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten . . .« (im Preußischen Staat, F. Kugler 1859). Erstmals hier und nach den Maximen und Forderungen Humboldts wurde im Entwurf als Paragraph 1 die Regel aufgestellt: »Die Kunst steht in einem gesetzlich bestimmten Verhältnisse zum Staat.« Spätestens seit der Aufklärung und nach dem Muster Frankreichs spielten Kunst und Wissenschaft für die sittliche Erziehung und Geschmacksbildung im Dienste des Schönen, aber auch nationaler Interessen im politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhang eine zunehmend öffentliche Rolle. Akademien, Kunstschulen, Museen und Ausstellungen etablierten sich als Instrumentarien von Anschauung und Lehre nicht nur für Künstler und Gelehrte, sondern auch für ein allgemeines Publikum. Mehr noch: Sie standen nunmehr im Dienste »der Erfüllung des Zweckes der möglichsten Verbreitung des Segens der Kunst nach allen Richtungen«, d. h. der »Erhöhung und Belebung allgemeiner Bildung und der Wissenschaft«, aber auch der Gewerbe und Industriezweige. In erster Linie war also die Kunstproduktion, noch nicht die Reflexion und Wissenschaft als Versammlung guter Vorbilder nach dem Gesetz normativer Schönheit und entwicklungsgeschichtlicher Verbreitung, Gegenstand einer angewandten Wissenschaft. Um es mit Sätzen aus dem Bericht des Kultusministers Altenstein aus dem Jahre 1830 zu umreißen:

»Die Wissenschaft in ihrer Tiefe und in ihrem Ernst, bedarf des Einflusses der schönen Künste, um solcher ein höheres Leben zu sichern, und dieselbe vor dem Abwege des Sichabschließens, Isolirens und einer schroffen Pedanterei oder eines Verflachens in dem unmittelbaren Anschließen an das gewöhnliche Leben, zu bewahren. Die Verwandtschaft der schönen Künste und Wissenschaft sichert ihr wohlthätiges wechselseitiges Anschließen, denn auch die Kunst gewinnt dadurch festen Grund und mehr Tiefe. In ihrer Vereinigung gedeihen sie selbst und wirken gedeihlich. Es bedarf wohl kaum eines näheren Nachweises oder eines Bildes«. (Frhr. von Stein zum Altenstein, 27. Sept. 1830).

Eben diesen Nachweis lieferte aber der minutiös beschreibende, klar nach historischen und systematischen wie inhaltlichen Gesichtspunkten gegliederte abschließende Bericht Humboldts an der Spitze der Berliner Museumskommission vom 21. August 1830 – ein Beispiel praktizierter Wissenschaft aus dem Geist des Klassizismus und Historismus. Humboldt, der Begründer der Berliner Universität, hatte sich schließlich dazu bekannt, »daß bei der inneren Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten Alles darauf beruht, das Princip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas

noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten, und unablässig sie als solche zu suchen«. Der lebendige Zusammenhang von Kunst und Wissenschaft und beider Wirken auf die Gegenwart dürfte damit klar zum Ausdruck gekommen sein.

Der antiquarische Gedanke des Sammelns und Bewahrens, des Beschreibens und Erforschens, der sich langhin als privates Interesse auf der Basis fürstlichen Vermögens oder privatgelehrten Dilettierens, wenn nicht eben kunsttheoretischen Bedenkens durch die Künstler selbst entwickelt hatte, wurde nun mit Methode und Geschichte hinterlegt und fand um und nach 1800 in Buch und Bau, in ersten Kunstgeschichten (z. B. Fiorillo, Rumohr, Nagler, Waagen, Schnaase etc.) und öffentlichen Museumsbauten eine auf Allgemeingültigkeit bedachte Würdigung. Es war zugleich die Zeit einer Systematisierung der Kunsttheorie als Ästhetik im Rahmen der Philosophie, die zur Prinzipienwissenschaft fortschritt, und einer öffentlichen Meinungsbildung, die als Kunstkritik die Avantgarde der Zeitgenossenschaft gegenüber der Historie zu besetzen wußte. Und was dabei der ersteren das Museum als Inbegriff auf anschauliche Nenner gebrachter Erkenntnis künstlerischer Werte im Verlauf der Geschichte war, das war der letzteren die Ausstellungskunst der Gegenwart. Aus dem alleinigen Dienst von Hof und Herrscher, Kirche und privatem Mäzenatentum entlassen, sah sich die Kunst, sahen sich die Künstler ebenso einer radikalen Freiheit ausgesetzt, wie die Wissenschaft der Kunst nun in Geschichte und Gegenwart für ihre Selbstbestimmung und Legitimation aufzukommen hatte. Die Demokratisierung der Künste und der Wissenschaften als Volksbildung und allgemeine Lehre hatte kulturstaatliche Folgen – die Etablierung und Institutionalisierung der Lehre, des Bewahrens, Sammelns, der Pflege und der Förderung von Kunst und Wissenschaft. Von der Fürstenschatulle zur Staatsfinanzierung, das steckte fiskalisch wie auch rechtlich den neuen Rahmen im 19. Jahrhundert ab. Um es plakativ auf repräsentative Instanzen zu bringen: Das 19. Jahrhundert sah in raschen Entwicklungsschüben das Aufkommen nicht nur der Akademien, Museen, Ausstellungen in einer immer größeren Differenzierung aus enzyklopädisch vergleichendem und historisch-systematisch ordnendem Geist; das einerseits durch Gegenwartserfahrung historische, andererseits durch Historie zeitgenössisch akzelerierte Bewußtsein sorgte für ein dialektisch zu begreifendes Phänomen – Kunst und Geschichte wurden zum Gegenstand eines objektivierten Interesses durch eine gleichermaßen ästhetische wie materielle Kultur. Die Kompensationsfunktionen wie die Sachleistungen des Historismus sind oftmals und teils glänzend beschrieben worden. Objektivismus, Scientismus, Sachwertmentalität, Relativismus und Pluralismus als Begriffsparaden zur Beschreibung von

Phänomenen und Grundanschauungen – und die Reaktion darauf in Gestalt von Subjektivismus, Idealismus, Eskapismus und Utopismus oder eben scheinbar radikaler Avantgarde – Umwertung der Werte – am anderen Pol.

Tatsache jedenfalls ist, daß Kunst und Geschichte eine neue Kulturästhetik ins Leben riefen, die als Kunstgeschichte die institutionalisierte Praxis wie auch Theorie zur Folge hatte und dementsprechend Verweser und Verwalter nach sich zog. Die Geschichte der Kunst war nicht nur Lehrfach der Akademien, sie wurde es auch im Rahmen der Historie an den Universitäten. Fürstliche Kunst- und akademische Lehrsammlungen unterstanden schließlich nicht mehr Künstlern, sondern kunsthistorisch Gelehrten, die Pflege immobilen Erbes an Bauten und Denkmälern verhalf der Denkmalpflege zu öffentlicher Gültigkeit, und Ausstellungen sorgten für einen neuen Kunstbetrieb als öffentliches Forum. Nicht nur die Kunstkritik der Gegenwart bemühte sich um sprachliche Vermittlung, die Publizierung von Kunst und Geschichte wurde allgemeines Gut, ja durchaus auch literarisches Ereignis. Noch bevor die Kunstgeschichte also Wissenschaft wurde, war sie in Museen und Ausstellungen bereits angewandt, in Kritik, Beschreibung, Ästhetik und allgemeiner Literatur ein probates und präsentes Mittel, »Über die gegenwärtigen Verhältnisse der Kunst zum Leben« zu handeln, wie dies Preußens erster Kunstreferent Franz Theodor Kugler bereits in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts getan hatte. Museen und Ausstellungen waren dabei durchaus schon »ante letterem« Praxis einer Kunstgeschichte, die erst um die Mitte des Jahrhunderts und nach 1870 als Disziplin mit eigener Methode greifbar wird. An den Kunstakademien für Künstler hatte sie viel früher Platz gegriffen, war dabei freilich Hilfswissenschaft im Rahmen goldener Regeln und kunsttheoretisch-ästhetischen Betrachtens. Die einschlägigen Geschichten der Kunstgeschichte (W. Waetzoldt, U. Kultermann u. a.) nennen denn auch immer eine Phalanx der Namen wie Fiorillo, Rumohr, Hotho, Waagen, Schnaase oder Kugler, ehe mit Burckhardt, Kinkel, Springer, Eitelberger u. a. der universitäre Rahmen zum Kriterium wurde. Reise- und kennerschaftliche Literatur, wie Rumohr sie vertrat, war dabei oftmals noch die Basis.

Dreifach verlief im Grunde die Erarbeitung, die Theorie und Praxis der Kunstgeschichte als Disziplin. Da war als erstes im Zuge der Verselbständigung von Sammlungen bei Hofe und an Akademien die Veröffentlichung von Kunst zum Zwecke vorbildhaften Wirkens und ästhetischer Anschauung in Museen und Galerien. Beschreibende Verzeichnisse und kennerschaftliche Literatur privaten Antriebs gingen damit Hand in Hand. Da war zum anderen der Kunstbetrieb von Kunstausstellungen akademischen, re-

gionalen, nationalen und schließlich internationalen Typs. Sie traten als institutionalisiertes Periodikum selbstorganisierten Interesses und öffentlicher Schaustellung auf den Plan. Wirkung und Resonanz sprengten bald den kleinen Rahmen ehemals elitären Wissens gesellschaftlich Privilegierter und sorgten für die öffentliche Auseinandersetzung. In ihrem Gefolge entstanden als Beschreibungs-, Legitimations- und Erklärungshilfen Künstleräußerungen und Kunstkritik als literarische Vermittlungsformen eigenen Rechts. Als drittes schließlich – und erst vor diesem Hintergrund – entwikkelte sich die Kunstgeschichte als Methodendisziplin und Instrument wachsend systematischer Begründungen, die das Prinzip »Sammeln und Bewahren« mit ordnender Begrifflichkeit zu hinterlegen suchten. Der Weg führte dabei von der historischen und ästhetischen Bestandsaufnahme zu einer Theoriebildung, die einer Einzelwissenschaft im großen Rahmen der Historie an Hand ihres sehr eigenen Gegenstands erst die Gültigkeit verlieh. Man braucht hier kaum auf die Methodenmodelle und Systematiken der Geschichtsschreibung und -wissenschaft zu verweisen, auf Ranke, Droysen, Treitschke, Meinecke u. a.; die Kunstgeschichte bot in der Differenzierung ihrer Möglichkeiten und der allmählichen Etablierung ihrer Arbeitsmittel, Gegenstandsgebiete und Frageweisen ein durchaus paralleles Bild. Gegenstandsdarstellung und -methodik fanden vor allem im Zeichen eines fortgeschrittenen Historismus in der zweiten Jahrhunderthälfte und unter dem Einfluß der modernen Kunst und ihrer Praxis auch in den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu höchst komplexen Theorieansätzen. Sie sind hinlänglich bekannt und korrespondieren mit Entwicklungen anderer Disziplinen, von der Ästhetik, Kulturphilosophie und Literaturwissenschaft bis zur Psychologie und Soziologie. Neben die beschreibende Entwicklungsgeschichte ganzer Regionen und Gattungen der Kunst, einzelner Denkmäler, Künstler und Werke trat die Formengeschichte, es entwickelten sich Themengeschichte (Ikonographie) und Bedeutungslehre (Ikonologie) in komplexen Zusammenhängen, die von einer Kunstgeschichte mit und ohne Namen handeln ließ – im Rahmen der Kulturgeschichte (J. Burckhardt), als Geistesgeschichte (M. Dvořak), mit »kunstgeschichtlichen Grundbegriffen« (H. Wölfflin) oder als »historische Grammatik« (A. Riegl), als Stilgeschichte (A. Schmarsow, A. Springer) oder als umfassende kulturpsychologische Geschichte der symbolischen Formen und ihres Wandels (G. Semper, A. Warburg), als Sozialgeschichte (A. Hauser) usw. bis hin zur Strukturanalyse (H. Sedlmayr) und wahrnehmungspsychologischen Gestalttheorie (E. Gombrich) sowie weiteren Möglichkeiten heuristischer Differenzierung des Fragens.

Nächst und nach dem Aufschwung der Museen im Verlauf des 19. Jahrhun-

derts, der öffentlichen Präsentation und Auseinandersetzung mit Kunst und Geschichte als Fundus angewandter Ästhetik und positivistischen Wissens aus antiquarischem Geist setzte die Wissenschaftsgeschichte erst ein – in Lehre und Publizistik, durch Schulgründungen und Corpusunternehmungen großen Stils. Man muß nicht eigens an die Wiener Schule von Eitelberger und Wickhoff bis Schlosser und Pächt, an Warburg und seine Schule oder an das Unternehmen eben Eitelbergers, Ilgs und Schlossers (Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance), an Dehio und Pinder, Corpus-Werke der »Denkmäler deutscher Kunst«, der karolingischen Miniaturen usw. erinnern. Man braucht nur auf die Ausbreitung kunstgeschichtlicher Lehrstühle seit 1825 (Königsberg) über die Mitte bis zum Ende des Jahrhunderts hinzuweisen, die in einem Rapport Wilhelm Waetzoldts 1916 über »die Stellung der Kunstgeschichte an den deutschen Hochschulen« unter Einbeziehung aller Schularten und Lehrgraduierungen auf die immerhin stattliche Zahl von 130 kommt. Freie hochschulähnliche Anstalten waren dabei nicht eingeschlossen. Mit Recht konstatierte Hermann Bauer: »Kunsthistorische Lehrstühle entstanden gerade zu der Zeit, da ... die Ästhetik aus einer normativen Disziplin zu einer historischen sich wandelte« (*Kunsthistorik*, 1976, S. 24).

Es nimmt denn auch nicht wunder, daß Theorie und Praxis hier nahezu gleichauf lagen und daß von einer fruchtbaren Wechselseitigkeit die Rede sein konnte. Es entstanden große Vorbilderwerke, Atlanten und positivistische Bestandsaufnahmen der Sammlungen in öffentlicher und privater Hand, die z. T. heute noch, wie etwa die Kataloge der Berliner Museen aus den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, Gültigkeit besitzen. Im gleichen Maße, wie die Materialien der Kunstgeschichte von der Mittelalter- über die italienische und deutsche Renaissanceforschung, erst verspätet auch der Barockforschung, bis zur Denkmal- und Dokumentsicherung im und außerhalb des Museums sich publizistisch entwickelten, entwickelten sich auch die methodischen Grundlagen des Fachs und seiner institutionellen Absicherung. Die Gegenwartskunst kam über die Kunstkritik hinaus in Wissenschaft und Theorie nur dort in den Blick, wo auf verwandte ästhetische Einstellungen kunsttheoretisch reflektiert wurde. Von Fiedler über Wölfflin, Worringer und Einstein bis zur Zeit des Expressionismus und danach sind hier die Wechselbeziehungen zwischen Ästhetik, Theorie, praktizierter Kunst und Kunstgeschichte oft ausgemacht worden. Die Korrespondenz von moderner Kunst und Kunstgeschichte in Wahrnehmung, Sprache und dann auch Methode entwickelte sich erst später und noch bis heute sehr viel virulenter.

Es war dabei die Zeit im Anschluß an Expressionismus, abstrakte Kunst, Kubismus und Surrealismus – die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und während der zwanziger Jahre –, als sich nicht nur ein spekulativer Universalismus einer vergleichenden Kunstgeschichte einstellte (D. Frey bis H. Lützeler); auch die von Max Dessoir und Emil Utitz noch vor dem Kriege begründete »Allgemeine Kunstwissenschaft« (seit 1906) betrieb eine Entgrenzung der streng historischen Disziplin nach Gegenstand und Methode. Auch sie entsprach damit letztlich Tendenzen der Zeit. Und wiewohl hier nochmals der Versuch gemacht wurde, Kunst und Leben, theoretische, vor allem ästhetisch legitimierte Kunstwissenschaft und angewandte positivistische Kunstgeschichte miteinander zu verbinden – die Separierung wurde eher größer. Die Fundamentierung durch die Ästhetik war in die Philosophie integriert, die Einzelwissenschaft folgte hingegen ihrem historischen Diskurs. Noch heute ist dies im wesentlichen unverändert. Von der Zeit ihrer ideologischen Vereinnahmung und Vernutzung im Hitlerdeutschland einmal abgesehen, die insbesondere die moderne internationale Kunst der sog. Avantgarde durch die Institutionen von Museum, Ausstellung und Publizistik in schwere Mitleidenschaft gezogen hatte, war die Kunstgeschichte auch nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem bipolar. Einerseits vermied sie wegen der jüngsten Vergangenheit alle spekulativ-weltanschaulichen oder wertenden Positionen, um sich auf einen puren Faktizismus zu berufen, der Objektivität und Neutralität im Geiste fast naturwissenschaftlicher Empirie und Statistik der Erscheinungen begünstigen half; andererseits war gerade die moderne Kunst Gegenstand einer sprachlich und gedanklich oft sehr subjektiven Hermeneutik, die sich durch mangelnde Überprüfbarkeit den Verdacht puren Jargons für Eingeweihte auf den Hals zog – Anlaß für manch herbe Auseinandersetzung im Positionsstreit zwischen materialistischer und idealistischer Kunstwissenschaft.

Dennoch vollzog sich erst mit den sechziger Jahren ein entscheidender Wandel in der öffentlichen Rolle der Kunst und ihrer Bedeutung für das geistige und kulturelle, letztlich soziale Leben. Die Institutionen von Kunst und Kunstgeschichte erlebten nicht nur eine kritische, sondern auch eine innovative Phase, die zuerst von einer Krise, dann schon bald von einer Gunst der Stunde sprechen ließ. Während am Ende der sechziger Jahre eine kritische Kunstwissenschaft nach dem Stellenwert, der Erkenntnis und Bedeutung der kunstgeschichtlichen Forschung für das allgemeine Leben fragte, reagierten gerade die angewandten Wissenschaften in den Institutionen von Museum und Ausstellung, in der Denkmalpflege und in der populären Publizistik auf einen neuen Bedarf an Anschauung, Information, Vermittlung und Unterhaltung bei einem breit gestreuten Publikum. Ein

»Mehrwert«-Verlangen ganz neuer Spielart tat sich kund. Und um dieses geht es hier: um das Warum und Wie einer seit zwei Jahrzehnten anhaltenden Zuwendung zu Kunst, Geschichte und beider Angebote durch Inszenierung und Vermittlung. Stichworte nur: Da ist von Freizeitgesellschaft und Unterhaltungsindustrie die Rede, von den Sensationen der Vergangenheit und dem Tourismus, von der Sachbuchkultur und Medienlandschaft, vom »Hunger nach Bildern« und dem »Hunger nach Geschichte«, von einer ganz neuen Öffentlichkeit der Kunst und einem Quantensprung der Nutzer, von Dienstleistungsbetrieben der Wissenschaft, dem Bauboom der Museen und der Musealisierung durch die Denkmalpflege. Was hat es damit auf sich? Ist es Kompensation von Vertrautheitsschwund durch die Anonymisierung unseres Lebens infolge Technisierung und Beschleunigung, wie Hermann Lübbe meint?

3. Bilderdienst der Kunstgeschichte – Forschung und Vermittlung heute

Museum und Ausstellung

Ohne Zweifel läßt sich konstatieren, daß heute ein immenses Angebot sinnlicher Erfahrbarkeit von Kunst und Geschichte besteht. Allerorten entstanden Museen als Neu- oder Erweiterungsbauten in neuem Glanz. Nicht nur in Deutschland, von München über Stuttgart, Köln und Düsseldorf bis Bremen oder Kiel, auch in Japan und Amerika griff der Neubauboom zu immer anspruchsvolleren Mitteln architektonischer Vermittlung, um nach dem Musen- oder Bildungstempel, nach den Exerzitien eines »Lernorts« nun die Bilder der Geschichte frei für jedermann und als »Kunst für Alle« darzutun. Es sind seit geraumer Zeit die Museen, die zu Schatzhäusern der Moderne wurden und einen Bilderdienst vor Ort betreiben. Zu Tausenden, ja Millionen reiht sich hier das Publikum nicht nur auf den Spuren eigener und fremder Vergangenheit, sondern auch im Verlangen nach ästhetischer Erfahrung, und sei ihr Gegenstand auch noch so fremd. Der Bedarf scheint ahistorisch-pluralistisch zu sein, denn ob afrikanische Kunst oder Antoine Watteau zum Zuge kommt, das macht wenig Unterschied. Anschauung und Vermittlung gibt es hier wie da, und das Publikum ist nicht selten auch das gleiche. Ohne Zweifel – hier findet millionenfach die Begegnung mit Kunst und Geschichte statt, in Berlin und München, in Paris und Washington, in Moskau und im Vatikan. Nicht nur die Omnipräsenz der Kunst, auch die generelle Verfügbarkeit der Adressaten steht dabei außer Zweifel. Mobilität ist auf beiden Seiten angesagt, bei den Werken und vor allem ihrem Publikum. Nächst der Präsentation der permanenten Sammlung im und als Museum ist die temporäre Ausstellung ein Medium sui generis geworden. Es ist

fraglos dominierend und Ausdruck eines mittlerweile zirzensischen Betriebs.

Die Kunstgeschichte und ihre Präsentationstechniken der Inszenierung, Vermittlung und Publizität in Buch und Werbung scheinen eine Versorgungseinrichtung für Defizite geworden zu sein – für den Verlust an greifbar eigener Geschichte, für den Verlust an Sinnlichkeit und Gestaltvermögen, für den Verlust an Wissen, an Identität und Vertrautheit mit dem Nächsten. Das Angebot ist Suche, Hilflosigkeit nicht selten das Ergebnis. Kunstgeschichte steht hier ganz ohne Zweifel auf einem neuen Prüfstand ihrer Arbeit und ihrer Wirkungsformen. In einem bis vor Jahrzehnten nicht bekannten Ausmaß macht sie Werke verfügbar, demonstriert, analysiert und vermittelt, publiziert und vertreibt sie ihre Erkenntnisse durch Bild und Wort, Original und Buchersatz, sprich Katalog. Sie betreibt einen Bilderdienst ubiquitär und polyglott zu möglichst jedermanns Gebrauch. Ihre Institutionen haben längst ihre eigenen Strategien von Werbung und Vermarktung, der Kapitalisierung eines angehäuften Bild- und Wissensschatzes, der materiell, per saldo der Verwaltungen, oftmals wichtiger ist als das, was ideell sich meist nicht messen läßt. Denn »Hunger nach Bildern«, »Hunger nach Geschichte« ist oftmals nur touristisch und freizeitproduziert, politisch und sozial in Schwung gebracht, prestigenotwendig oder Ergebnis gewachsener Gesetzlichkeit, die in sich selber zirkuliert. Museum und Ausstellung werden hier – wie mit Recht schon oft bemerkt – zum Demonstrandum heteronomen Interesses; sie sind Mittel von Politik, Wirtschaft und Prestige. Keines der großen Museen, keine der überregionalen Städte ist davon freizusprechen. Wissenschaft als angewandter Dienst am Gegenstand und für das Publikum macht sich hier durchaus Zwecken untertan, die sie selbst erst möglich werden läßt. In diesem Zwiespalt lebt sie heute oft, mit der ständigen Gefahr der Selbstentfremdung dort, wo sie Sinn stiften oder Nutzen ziehen will. Sicher gilt unbestritten, was nicht nur blauäugig Hubert Glaser, Organisator der Max-Emanuel-Ausstellung in Schleißheim 1976, schrieb:

»Ausstellungen über kunstgeschichtliche und allgemeingeschichtliche, biographische und monographische, epochengeschichtliche oder sozialgeschichtliche Themen werden durchgeführt, weil ein öffentliches Interesse daran besteht und weil sie ein fester Bestandteil des staatlichen Kulturbetriebes, der mit öffentlichen Mitteln befriedigten nichtmateriellen Interessen des Staatsbürgers geworden sind. Darüber hinaus haben Ausstellungen einen politischen Stellenwert gewonnen, gehören zu den hervorragenden Mitteln, mit denen internationale Verständigung und Kooperation, nationale oder regionale Identität, historische Kontinuität, staatliches Selbstbewußtsein, staatliche Kulturpflege dokumentiert und demonstriert werden.«
(H. Flashar, N. Lobkowicz, O. Pöggeler (Hrsg.), *Geisteswissenschaft als Aufgabe*, 1978, S. 86).

Es ist dennoch nur ein Teil der Wahrheit – Politik und Zwänge anderer Art sorgen durchaus für Schattenseiten, die nicht zu verschweigen sind. Die Absicht heiligt oft die Mittel: Wer fragt nach Sinn und Nutzen, nach der Effizienz für den Betrachter und die Wissenschaft? Für wen ist hier das Angebot, wer schaut und liest das alles, was an die Wand, in die Vitrine und zu Papier gebracht worden ist? Anregung ja, doch auch Begreifen und Vollenden, was in der Ausstellung selbst nicht immer verläßlich mit den rechten Mitteln demonstrierbar ist? Welches Wissen, welche Wissenschaft steht hier letztlich auf dem Spiel? Unzweifelhaft ist, daß »Kunstgeschichte angewandt« der Legitimation bedarf, ganz sicher aus dem Gegenstand zuerst, doch auch als Investition gegenüber dem Finanzier und dem Benutzer. Kann sie dies »in Freiheit« und sich selbst genug? Ausstellungen sind Instrumentarien und auch im Doppelsinne Mittelträger, von den erreichbaren Mitteln abhängig in einem Mehrfachsinn. Aufklärung und Vermittlung sind nicht grenzenlos – sie sind an Erfolg und Prestige gebunden, Regularien unterworfen. Das setzt Grenzen.

Museum und Forschung

Ort der Theoriebildung war seit jeher die Universität. Sie auch stellt vor allem die Kapazität der freien Forschung, also selbstgesetzter Aufgaben im Dienste des Gegenstands und persönlichen Vermögens. Sie bezieht noch immer allein aus sich selbst die Legitimation, jedenfalls ist kunstgeschichtliche Forschung mit ihrem Gegenstand sich selbst genug. In den meisten Fällen erfolgt sie noch immer ganz privat und einzeln. Sie findet in Büchern und Periodika, auf Kongressen und bei Vorträgen, in der Lehre und in der Kommunikation der Gegenstandsvertrauten und -verständigen statt. Dem Ideal der Freiheit in der Wissenschaft korrespondiert die Internationalität ihrer Beziehungen. Nicht anders als in England und Amerika, Frankreich, den Niederlanden oder anderswo kann sich die Kunstwissenschaft hierzulande sehen lassen (vgl. W. Sauerländer/S. Waetzoldt, *Kunstgeschichte, Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Beispiele, Kritik, Vorschläge*, DFG, Bonn 1983). Neben den bereits geschilderten Methoden mag weltweit eines von besonderem Interesse sein: Daß sozial- und rezeptionsgeschichtliche Untersuchungen sich besonderer Aktualität erfreuen, daß die Funktionsgeschichte der Kunst oder eine »Kunstgeschichte nach Aufgaben« die Immanenz der Forschung überwinden helfen, zeigt nur, daß man auf die Relevanz von Kunst und Betrachter, Künstler und Auftraggeber mehr zu geben scheint, als vordem üblich war. Ist nicht auch dies Ausdruck eines gewandelten Verständnisses, das Kunst und Kunstgeschichte eint?
Mehr und mehr macht sich freilich eine Publizistik geltend, die auftragsge-

bunden sachbezogen ist und zu der auch die Hochschulforschung immer stärker neigt. Auch für sie scheint Öffentlichkeit nicht mehr nur Lockmittel, sondern ein Beleg tatsächlichen Erfolgs zu sein. Die Rede ist von der Spezifik der Ausstellungsliteratur, die immer größeren Anteil am öffentlichen Erscheinungsbild des Faches hat und nächst der ganz freien Sachbuchpublizistik einen eigenen Markt bestellt. Er folgt längst eigenen Gesetzlichkeiten in der Selbstdarstellung von Fach und Gegenstand, aber auch der wirtschaftlichen Konkurrenz. Ausstellungen und Kataloge gibt es allerorten, und ganze Verlage gründen ihr Profil darauf. Ohne Frage fließt hier Einzelforschung ein, werden Autoren der freien und der angewandten Zunft durch gegenseitige Ergänzung ihrem Gegenstand gerecht. Die Ausstellungspublizistik setzt Impulse frei – im materiellen wie im ideellen Sinn. Museen und Ausstellungsunternehmungen stellen in der Regel einen Apparat und auch Finanzen, die gemeinsam mit der Verpflichtung auf ein zeitgebundenes Ziel Chancen einer Realisation vor Augen führen, die sonst nicht im gleichen Maß gegeben sind. Hier werden Teams eingesetzt, Druckmöglichkeiten in Aussicht gestellt und Korrespondenzen im Verkehr der Wissenschaftler möglich, die eigene Energien freisetzen können. Ganz ohne Zweifel wird Wissenschaft in einem sehr direkten Sinn für viele fruchtbar – für das Fach wie für eine interessierte Bildungsschicht, ja mehr noch: oft als Verlockung auch für jedermann. Nicht nur bieten Ausstellungskataloge – positiv gewendet – eine Zusammenfassung des Wissens, völlig neue Themenangebote, Hilfsmittel der Wissenschaft in Abbildungswerk und Literaturverzeichnis, sie sind nicht selten auch ökonomisch weit erschwinglicher als Wissenschaft im Buchverlag. Letztere ist oft ohne Zuschuß kaum mehr möglich, zumal sie immer speziellere Titel führt, die nur noch einen kleinen Kreis der Gegenstandsverwandten zu interessieren wissen. Das Sortiment publizierter Wissenschaft teilt sich hier sehr deutlich. Die Hochschulforschung neigt vor allem im Primärbereich der Erstlingsforschung, der Dissertationen und Erstveröffentlichungen zu immer größerer Spezialisierung, die Sachbuchpublizistik und Ausstellungsliteratur hingegen zu Überblicken, Darstellungen und generellen Vermittlungsformen. Hier installiert sich eine Kompensation auf Gegenseitigkeit.

Forschung wird hier, angewandt, in einer Weise öffentlich, die Motivation und Impuls zu sein vermag und den Elfenbeinturm, den langhin beklagten, durchbrechen kann. Haben nicht Großausstellungen, monographische und Themenausstellungen wie Hamburgs Zyklus »Kunst um 1800« (W. Hofmann), zu Johann Liss, Ter Brugghen, Boucher und Fragonard oder zur Kunst der Staufer, Wittelsbacher, Parler oder zur »Stadt im Wandel«, um nur einige wenige anzusprechen, politisch und sozial, aber auch wissen-

schaftlich einiges – im Wortsinn wie im übertragenen Sinn – bewegt? Die Wirkungen von Ausstellungen sind sicher zwiefach – für die Öffentlichkeit wie für die Wissenschaft; ganz meßbar sind sie freilich nicht. Auch ist durchaus kritisch anzumerken: Kataloge entstehen unter großem Druck, und die Zeit reicht selten, sie sind Haupt- und doch oft auch nur Nebenprodukt, insofern sie nicht immer wirklich originale Forschung zur Verfügung stellen. Oftmals bieten sie nur eine Ergebnisliteratur, die als lexikalisches Kompendium den letzten Stand vorstellt, und leider gar nicht selten nicht mal dies. Und sind da nicht auch Autoren am Werk, die zum wiederholten Mal für ihr Spezialgebiet gebeten werden und Reprisen liefern? Der Öffentlichkeitsdruck des Wissenschaftsbetriebs hat in solchem Maße Platz gegriffen, daß der Schnellschuß oft die Regel, die Gunst des Augenblicks auch pure Verführung schneller Münze ist. Die Kritik meint dabei nicht nur die wohlfeile, glanzbroschierte Produktion, sie meint auch Gegenstand und Thema. Schließlich sind Ausstellungen oft zurechtgebogen nach dem, was zu bekommen und was zu rechtfertigen war. Um es überspitzt zu sagen: Die rechten Worte sanktionieren auch die falschen Bilder. Und wie das Wort dann auch das Bild: Es ist verfügbar inszeniert und einem eigenen Ganzen eingepaßt. Statt Autonomie ist Heteronomie dann oft die Regel, zumal wenn sie ökonomisch und politisch die Resonanz des Publikums zum Träger des Erfolgs erklären läßt. Nicht die Qualität des und der Wenigen ist dann das Ziel, auf Quantitäten hebt man ab. Je größer das Publikum, je dicker der Katalog, desto besser das Unternehmen Wissenschaft. Daß dies eine Verkehrung der Verhältnisse ist – wen kann es wundern?

4. Kunst, Geschichte, Publikum

Tatsache ist jedenfalls der oft zitierte Satz, daß Museen und Ausstellungen – und letzteres überwiegt dabei, es sei denn, ein Neubau sorgt für Freizeitattraktionen, wenn nicht Sensationen wie z. B. in Washington (New Wing), Stuttgart (Erweiterungsbau der Staatsgalerie) oder Köln (Neubau des Wallraf-Richartz-Museums/Museums Ludwig) – heute mehr Publikum anziehen, als es die Fußballstadien tun. Tatsache ist auch, daß das Angebot kunstgeschichtlicher Literatur selbst für den Fachmann nicht mehr begreifbar, geschweige denn lesbar ist. Und Tatsache ist ferner, daß die abbildhafte Restaurierung und Präsenz von Geschichte im Denkmal und im Städtebau eine Konjunktur wie selten feiern. Denkmalpflege – dies ist ein Begriff der Expansion von Vergangenheit im gegenwärtigen Alltagsleben, der öffentlich eine ganz neue Gültigkeit erhielt. Es meint dies nicht nur die Praxis des Erhalts von Kunstdenkmälern hohen Grades, es meint vor allem den Schutz

und Schatz der vielen Quellen von Geschichte, die vom Fachwerk-, Land- und Bürgerhaus bis zur Restituierung unserer Plätze und Fassaden, der Stadtquartiere und Dorflandschaften reicht. Gelebte und wiederbelebte Geschichte hat hier längst politisch einen Stellenwert, der in den Denkmalämtern und ihrer aktuellen Arbeit seine Bestätigung erfährt. Was einstmals eher eine Tätigkeit des Konservators im Verborgenen war, ist heute breite Diskussion. Allenthalben wird hier die Vertrautheitssuche evident. Es geht längst auch so weit, daß der Quellenwert der Geschichte den Gestaltwert schöpferischen Neubeginns in die Pflicht der Adaption genommen hat. Die Denkmalpflegepublizistik hat fast schon modischen Charakter und nutzt ihrerseits, nicht selten übertrieben, diese Gunst der Stunde.
Was die Kunstgeschichte mithin als angewandte Disziplin angeht – wir meinen, Hermann Lübbe hat hier recht: »In einem Satz: Der auffällige Historismus unserer Zeit ist, vom Museum bis zur Denkmalpflege, der Versuch kultureller Kompensation eines Vertrautheitsschwundes, dem wir in unserer zivilisatorischen Lebenswelt fortschreitend ausgesetzt sind ... Sie sind Phänomene eines Vergangenheitsverhältnisses, das durch Schwächen der Selbstdarstellungsfähigkeit in der Gegenwart gekennzeichnet ist« (*Zwischen Trend und Tradition. Überfordert uns die Gegenwart?*, Zürich 1981). Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft haben hier zweifellos eine neue Sinnaufgabe erhalten. Wie es scheint, in einem nie zuvor gekannten Maße. Die Gefahren, die damit verbunden sind, gilt es sich bewußt zu halten – das »l'art pour l'art« eines Kulturbetriebs, der dabei immer ephemerer, wohl auch willfähriger wird. Hier auf ein Maß der Mitte zurückzufinden, ist zweifellos geboten.

»Der Wucherer: Kein anderes Phänomen bietet im Abendland eine derart explosive Mischung von Ökonomie und Religion, von Geld und Seelenheil.« (Jacques Le Goff)

Jacques Le Goff:
Wucherzins und Höllenqualen
Ökonomie und Religion im Mittelalter

Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Rüb
1988. Ca. 128 Seiten, 8 s/w-Abbildungen, Linson mit Schutzumschlag, 26,– DM · ISBN 3-608-93127-9

Das Geldscheffeln mit dem Seelenheil in Einklang zu bringen – das war eines der großen Probleme, die die Menschen des Hochmittelalters beschäftigten. Die Ausbildung des Geldwirtschaftssystems, dieses Vorboten einer neuen Zeit, bedingte die Ausbildung einer weltlich ausgerichteten Glaubenshaltung, jenes Vorboten eines neuen Denkens, einer neuen Mentalität. Knapp, präzise, zugleich elegant und faszinierend erzählt Le Goff, wie dieser Einstellungswandel sich vollzog, wie die Erfindung des Fegefeuers der christlichen Weltökonomie den Weg ebnete.

Von Jacques Le Goff sind außerdem erschienen:
Die Intellektuellen im Mittelalter
1986. 216 Seiten, Linson mit Schutzumschlag, 30,– DM
ISBN 3-608-93094-9

Die Geburt des Fegefeuers
1984. 458 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, 98,– DM
ISBN 3-608-93008-6

Klett-Cotta

Joachim Fritz-Vannahme
Sartrons Sinnsuche
Französische Zustände

Es ist still geworden um Frankreichs Intellektuelle. So still, daß mancher traurig, mancher hämisch das schon als Friedhofsruhe auslegte: Der rasche Tod der »Meisterdenker« Sartre, Michel Foucault, Roland Barthes, Jacques Lacan habe eben Frankreichs Intellektuelle übervaterlos zurückgelassen. Im öffentlichen Leben jedenfalls, das ja in diesem Land wie nirgendwo sonst ein Jahrhundert lang im Intellektuellen den respektablen Widerpart zur Macht und notwendigen Interpreten der Einzelwissenschaften sah, nahmen diese Hauptrolle andere ein – Sänger, Clowns, Medienstars. Sollte sich Frankreich tatsächlich an andere westliche Nationen angleichen und seine Intellektuellen an den Rand, in Ruhezonen abschieben? Tritt da an die Stelle der politischen Leidenschaft des Engagements ein bloß ästhetisches Interesse, das sich im Drang in Großausstellungen wie die über Wien oder in die neuen Museen wie das opulente Orsay-Museum nebst anschließender Debatte über den Museumsbesuch niederschlug? Oder dankte die Kaste der »Clercs«, wie die Intellektuellen in Frankreich auch respektlos genannt werden, von sich aus ab? Ein Kapitel schien abgeschlossen.

Auch aus den Zonen intellektueller Breitenarbeit, aus Universitäten, Forschungszentren, Elite-Institutionen wie dem Pariser Maison des sciences de l'homme oder dem Collège de France, überhaupt aus fast allen Bereichen der »sciences humaines et sociales« erreichten das Publikum nur noch Nachrufe. Man treffe auf dem Gelände der Geistes- und Sozialwissenschaften (diese Eindeutschung nivelliert natürlich die unterschiedliche Tradition dieser Disziplinen in beiden Ländern) auf eine »Herrschaft der getreuen Kopie«, auf eine »konzertierte Verwüstung«: »Soziologie ohne Gesellschaft, Ökonomie ohne wirtschaftlichen Einfluß, Ethnologie, die vor allem bewies, das man alles beweisen kann und auch das Gegenteil« – das war in ätzendem Ton schon keine Diagnose mehr, die unlängst Marcel Gauchet, Soziologe und Mitherausgeber der einflußreichen Zeitschrift *Le Débat* versuchte; das klang doch eher nach kalter Autopsie.

Es sollte noch schlimmer kommen. Im Sommer 1987 schickten gleich mehrere Autoren die Franzosen mit düsteren Abgesängen in die Ferien: Ber-

nard-Henri Lévy, Alain Finkielkraut und Michel Henry sahen Land und Leute der »Barbarei« preisgegeben, einem über alle (Medien-)Kanäle einsikkernden Kulturverfall. »Barbarei« wurde zur Losung der Stunde und zugleich zur Hauptanklage gegen die Intellektuellen, die in den Augen ihrer intellektuellen Kritiker vom Hoffnungsträger des Denkens zum lausbubenhaften Trittbrettfahrer auf dem Medienkarussell heruntergekommen waren. Die Strafe der Gesellschaft, meinte Lévy in seiner polemischen *Eloge des Intellectuels*, folge auf dem Fuße: »Die Intellektuellen werden weder gehaßt noch gegeißelt. Zum ersten Mal weiß dieses Frankreich, das sie einst erfand, mit ihnen einfach nichts anzufangen.«

Das hat natürlich weitreichende Folgen: Denn in Frankreich wurden mehr als anderswo die Debatten über Tradition und Fortschritt, Zerstören und Bewahren, die immer neu aufgelegten »querelles des anciens et modernes« durch diese intellektuellen Stellvertreter auf breitem Forum geführt (oder zumindest im öffentlich einsehbaren Intellektuellendorf des 5. und 6. Pariser Arrondissement). Wo diese Zentralfigur aber – und in diesem wesentlichen Punkt bestritt niemand Lévys Thesen – allgemeiner Interesselosigkeit zum Opfer fällt, droht mit ihr auch der Einfluß der sciences humaines et sociales zu schrumpfen. Für Lévy verschuldeten die Intellektuellen ihre neue Unmündigkeit im übrigen selbst: Mit der Mode des Strukturalismus der sechziger Jahre und seiner formalistischen Gleichgültigkeit gegenüber allen analysierten Gegenständen; mit der flotten Aufwertung der »niederen« Künste wie Design, Mode, Comics, Werbung (an der der sozialistische Kulturminister Jack Lang erfolgreich mitwirkte); mit der Phobie der Philosophen gegen jedes globale Denken, jedes »System« und der damit einhergehenden Liquidation universaler Werte wie Vernunft oder Wahrheit habe man sich schließlich, so Lévy, selbst um die nötige Unterscheidungsfähigkeit gebracht. »Das war die Zeit, da die Inquisitoren eines neuen Stils ihren antitotalitären Revolver zückten, sobald sie die Worte ›System‹, ›Ideologie‹ oder ›Meisterdenker‹ hörten.« Wer hier freilich auf eine überfällige Selbstkritik des Großinquisitors Lévy hoffte, der ja immer wieder seinen antitotalitären Revolver nicht bloß zückte, der hat mit dessen störungsfreier Selbstsicherheit nicht gerechnet. Sei's drum, vielleicht holt er das andernorts nach.

Jedenfalls stand für Lévy am Ende dieser auf vielen Wegen in dieselbe Richtung führenden Entwicklung ein Intellektuellen-Bastard, ein Klon. Erzeugt habe ihn die berühmte Versöhnungsgeste der so gegensätzlichen Meisterdenker Jean Paul Sartre und Raymond Aron, des engagierten Linken und des skeptisch-zurückhaltenden Liberalen, die sich am 26. Juni 1979 auf den Stufen des Elysée-Präsidentenpalastes im Schatten der Macht die Hand

reichten zugunsten einer Kampagne für die vietnamesischen Boat People. Ihrem Händedruck entsprang für Lévy der »Sartron«, der Intellektuelle, dem fortan die Versöhnung zum Imperativ und der Kompromiß zum Segen wurde.

So desertierte also der Intellektuelle von der Unterscheidungsfront, die ein Hüben und Drüben, ein Pro und Contra der Prinzipien und Werte überhaupt erst ermöglicht. Noch schärfer rechnete in diesem Punkt Alain Finkielkraut mit der eigenen Zunft ab: In seinem Bestseller-Essay *La Défaite de la Pensée* (Gallimard) blickt er sich auf der Börse der geistigen Werte um und stellt entsetzt fest, daß sie allesamt Opfer banausischer Raiders geworden sind. »Ein tollwütiger Nihilismus weicht im postmodernen Denken einer gleichwertigen Bewunderung für den Autor des König Lear und für Charles Jourdan. Solange es nur die Signatur eines großen Stylisten trägt, ist ein Paar Stiefel so viel wert wie Shakespeare. Dementsprechend gilt: ein Comic, der eine spannende Handlung mit schönen Bildern kombiniert, ist ebenso viel wert wie ein Nabokov-Roman; was die Lolitas lesen, gilt so viel wie *Lolita;* ein wirksamer Werbeslogan gewinnt den Rang eines Gedichts von Apollinaire oder Francis Ponge ... Der Fußballspieler und der Choreograph, der Maler und der Modeschöpfer, der Schriftsteller und der Texter, der Musiker und der Rockmusiker sind alle vom Titel her ›Créateurs‹.«

Gegenüber dieser medienweichen »Soft-Ideologie« gerate das Denken allemal hoffnungslos in die Defensive: »Wenn Sie sich in den Kopf setzen, an einer Hierarchie der Werte festzuhalten; wenn es Ihnen unmöglich ist, mit demselben Kulturetikett den Autor der *Essais* und einen TV-Kaiser zu versehen, eine Meditation zur Erweckung des Verstandes und ein Spektakel zu dessen Betäubung; wenn Sie, obwohl es sich um einen Weißen und einen Schwarzen handelt, auf keinen Fall ein Gleichheitszeichen zwischen Beethoven und Bob Marley setzen wollen, dann gehören sie zweifelsfrei zum Lager der Schweinehunde. Dann sind Sie ein Verteidiger der moralischen Ordnung ...«

»Wir leben in der Stunde des feelings: es gibt weder Wahrheit noch Lüge, weder Stereotyp noch Erfindungsgeist, weder Schönheit noch Häßlichkeit, sondern nur eine unendliche Palette des Vergnügens, alles anders, alles gleich. Die Demokratie, die den Zugang aller zur Kultur voraussetzte, definiert sich künftig durch das Recht eines jeden auf die Kultur seiner Wahl (oder darauf, die Zuckungen des Augenblicks in den Rang von Kultur zu erheben).«

Das schreibt immerhin ein philosophierender Essayist, der in Frankreich wie in Deutschland vor Jahren mit seiner kessen These vom »Abenteuer gleich um die Ecke« und der »Neuen Liebesunordnung« die Hymne auf

eine spielerisch-fröhliche, betont unhierarchische Kultur mitkomponierte: Nur ist von Selbstkritik bei Finkielkraut so wenig wie bei Lévy zu spüren, wo beide die selbstverschuldete Unmündigkeit der einst sinnstiftenden Intelligenz geißeln.

Soweit liefert Finkielkraut mit seinem Schmäh auf die Postmoderne nur eine Kritik der Kulturindustrie, wie sie in Deutschland dank Adorno längst geläufig, in Frankreich (auch wegen der späten, oft verheimlichten Adorno-Rezeption) längst überfällig ist. Aber der streitbare Essayist geht ja viel weiter, wirft in Bausch und Bogen Herders Volksgeist-Idee und Claude Lévi-Strauss' Rasse-Definition, der »Philosophie der Dekolonisation« und der Unesco-Gründungsakte gleichermaßen Verrat am Denken und Desertion aus notwendigen Wertehierarchien vor. Den Anfang vom Ende des Denkens markieren also Denker selbst – und nicht erst das Nachflimmern der Aufklärung auf Bildschirmen. Anders als die Meisterdenker der Sartre-Generation, die fast schon bescheiden nur eine Sache (zur Not auch die falsche) gegen die Zudringlichkeit der Mächtigen verteidigen wollten, moralisiert Finkielkraut auf ganzer Front und ungeniert: So aber gerät er in den (von ihm selbst angezeigten) Verdacht, ein Reaktionär zu sein, zumindest als Chefzensor des richtigen (alten) und des falschen (neuen) Denkens, zwischen Tiefsinn und Sinntief aufzutreten. Finkielkraut scheint das gespürt zu haben, schreckt er doch vor rettenden Empfehlungen zurück und bleibt so ein bemerkenswert hilfloser Verteidiger der Kultur gegen die »Barbarei«.

Erscheint ihm der Preis neuer Sinnstiftung letztlich (noch) zu hoch, so scheut gleichzeitig André Glucksmann sich nicht, ihn marktschreierisch auszurufen: *Descartes, c'est la France* setzte er über seine jüngste Publikation (bei Flammarion). Um Descartes stritten sich französische Philosophen bekanntlich immer wieder: Der jüngste Streitfall dürfte wohl die Descartes-Kritik Michel Foucaults in *Wahnsinn und Gesellschaft* gewesen sein, auf die Jacques Derrida mit seiner Verteidigung in *Die Schrift und die Differenz* antwortete. Damals ging es allein um das Machtverhältnis zwischen Ratio und Wahnsinn – während es Glucksmann um nichts geringeres als um eine »Philosophie nach Auschwitz«, um das Verhältnis zwischen Ich und Welt, Cogito und Realität, Verantwortung und Wirklichkeit geht. Für Glucksmann – und da bekommt sein franzosentümelnder Titel seinen Sinn – schützte der vielberufene kartesianische Geist seine Landsleute gegen die Exzesse des Totalitarismus: »Denn im Gegensatz zu seinen kommunistischen und fundamentalistischen Nachfolgern zweifelt der französische Revolutionär. Die Verwandtschaft Descartes-Revolution existiert, wirkt aber gegen Aufbrausen und Fanatismus des militanten Handelns. Weit entfernt

davon, zum Verbrechen zu treiben, erklärt sie die Zurückhaltung, die die Männer des Jahres '93 verglichen mit ihren heutigen Nacheiferern an den Tag legten. Saint-Just, Danton, Robespierre zweifeln – der eine am anderen, natürlich; aber eben auch am Gang der Dinge, an der Macht, die sie ausüben ...« In Glucksmanns blauweißroter Perspektive hat das erfreuliche Folgen bis heute: »Nicht etwa, daß die Revolution kartesianisch wäre – es ist vielmehr die in ihr bewahrte Zurückhaltung, die es ist; nicht etwa, daß der Eroberungsgeist sich vom *Discours de la méthode* inspirieren ließe – aber der Soldat, der einsam gegen den Generalstab aufbegehrt, kann sich auf sie berufen. Wenn es dahin kommt, daß Frankreich die Ideologien des Augenblicks entmystifiziert und einige wohltuende Zweifel gegenüber den Großmächten der Vorsehung verbreitet, dann erinnert es sich an Descartes.«

Auch wenn der Seitenhieb auf solche Selbstgefälligkeit natürlich reizt (ausgerechnet das bis in die siebziger Jahre so ideologiesüchtige Frankreich zum nützlichen Störfaktor frommer Denkungsart zu erklären!), beschränken wir uns hier auf Glucksmanns Grundansatz: Von Finkielkrauts Attacke auf die Allmacht der »Barbarei« unterscheidet sie das Ziel und weniger die flächendeckende Methode. Wo dieser gegen die totalitäre Gleichmacherei des postmodernen Denkens aufbegehrt, geht es Glucksmann einmal mehr um die totalitäre Bedrohung der Demokratie. Immer noch ist für ihn die Schuldfrage weniger Auschwitz, schon gar nicht Hiroshima, sondern die einstige Liaison französischer Philosophen, Soziologen und Historiker mit Kommunismus, Stalinismus, Maoismus. Darum und dagegen Descartes.

Kaum zufällig schlägt der Nationalphilosoph Glucksmann aber damit ein ganz anderes Thema an, das die französische Diskussion um Sinn und Sicherheit bestimmt: die Frage nach »mémoire«, subjektiver Erinnerung und kollektivem Gedächtnis, und nach »identité«, nach dem, was an Frankreichs Kultur noch französisch und verteidigenswert geblieben ist. Bei Finkielkrauts Fehden mit dem historisch-philosophischen Denken des 19., bei Glucksmanns Anrufungen eines Denkers des 17. Jahrhunderts bleibt ein viel allgemeineres, tiefes Bedürfnis spürbar, durch Verankerung in der nationalen Vergangenheit Themen sicherzustellen, die in diesen kontroversearmen Tagen doch noch Anlaß zur Debatte – und zur Selbstberuhigung sein könnten.

Auch wenn sich Glucksmann und Finkielkraut den Philosophen zuzählen: Innerhalb dieser Debatte bleibt der Einfluß der Philosophie vergleichsweise bescheiden gegenüber den tonangebenden Historikern. Sinnstiftung wird am ehesten von ihnen erwartet – und pünktlich geliefert. Allein die Geschichtswissenschaft scheint vom »Marasmus« (Michel Gauchet) der fran-

zösischen Sozial- und Humanwissenschaften unberührt geblieben zu sein. Und das aus guten gesellschaftlichen, politischen und auch ästhetischen Gründen: Auf dem Thron der Philosophie nimmt die Historie heute nicht etwa in Gestalt der lange dominanten, eher spröden struktur- und sozialhistorischen Ecole des Annales Platz, sondern als elegant-anschaulich aufbereitete politische Geschichte. Lange verspönt als Bilderbogen der großen Gestalten Frankreichs, kehrt diese heute umjubelt zurück – und das ausgerechnet dank der Publikationen jener Autoren, die einst an ihrer Ächtung entscheidend mitwirkten. Georges Duby etwa stellt an den Anfang seiner eben begonnenen, opulenten *Historie de France* (bei Hachette) König Philippe Auguste – und beginnt Frankreichs Geschichte so in klassischer Manier mit dem Gründer des monarchischen Staates. Duby datiert im übrigen die Idee dieser – von ihm, Emmanuel Le Roy Ladurie, François Furet und anderen, einstmals links eingeordneten Historikern verfaßten – Geschichte Frankreichs auf 1981 zurück, also genau das Jahr des Linkssieges. Mit ihm schien politisch (zwischen der lange machtlosen Linken und der gaullistischen V. Republik) wie auch wissenschaftspolitisch (zwischen ehemals linken, sozialgeschichtlich operierenden Wissenschaftlern und der Geschichte der Nation) Versöhnung angesagt zu sein.

Gesellschaftlich ist der Augenblick dafür günstig: Auf die allenthalben geführte Klage über Frankreichs »déclin«, auf die Selbstzweifel und -verleugnungen bis hin zum dummdreisten, applaudierten Ruf nach einer »Banalisierung der französischen Gesellschaft« (Victor Scherer) im westeuropäischen Maßstab, antwortet auf der anderen Seite diese neue Lust an der Geschichte. Frankreich erinnert sich – wobei die Vorbereitungen der 200-Jahrfeier der Revolution von 1789 genau wie die eben abgefeierte Thronbesteigung des Hugo Capet vor 1000 Jahren als Gedächtnisstütze willkommen, aber letztlich gar nicht notwendig sind. Hat man es da unter geschichtswissenschaftlichem Flankenschutz nun mit einer simplen, neuerlichen Betonung französischen Nationalgefühls zu tun? Oder deuten Arbeiten wie die Dubys, des jüngst verstorbenen Fernand Braudel über *L'Identité de la France* (Arthaud-Flammarion) oder Pierre Noras vielbändige Aufsatzsammlung über die *Lieux de mémoire* (Gallimard) dieses Gefühl vielleicht ganz neu – und dies in einem Augenblick, da ein modernitätsbeflissenes Frankreich mehr schlecht als recht mit seinen internationalen Wettbewerbsschwächen fertigzuwerden sucht; da seine Kultur gemischt wird, Nordafrika in den französischen Vorstädten beginnt; und eine ganz ungeniert chauvinistische, rechtsextreme Front national präpotent im Parlament Platz nimmt? Frankreichs politische Rolle ist nicht mehr dieselbe wie vor dem Zweiten Weltkrieg. Für Nora und viele andere Historiker ka-

schierte der Gaullismus mit seiner Rede vom »Rang« der Nation nur kurzfristig den Verfall, die doppelte Niederlage von 1940 und 1962, das Ende der Großmacht und das der Kolonialmacht Frankreich. Seither freilich, schreibt Nora, durchlebe das Land eine Bewußtseinskrise, dank derer die Stunde einer Versöhnung Frankreichs mit einer »Nation ohne Nationalismus« schlage. Das Wort überrascht aus französischem Mund und beschreibt wohl eher den möglichen Endpunkt einer Entwicklung, die noch anhält. Kontinuität könne, meint Nora, nach dem Verfall der Nation nur noch »la mémoire«, das Gedächtnis garantieren: Im Augenblick beschleunigter Anpassung an Europa, den Weltmarkt, das moderne Leben fühle man sich »nicht mehr im positiven Sinn des traditionellen Nationalismus mit der Nation verbunden, sondern mittels einer erneuerten Sensibilität für die nationale Einzigartigkeit«. Nora: »›Frankreich‹ ist sein eigenes Gedächtnis, oder es ist nicht mehr.«

Natürlich erregte das Widerspruch: Der sozialistische Nationalist Régis Debray begrüßte zwar, daß mit Noras Definition die Nation endlich vom imperialen, militärischen, »tranigen« Nationalismus befreit würde. Er bemängelte aber zugleich, daß ein Frankreich, das seine Identität allein auf seine »mémoire«, sein Gedächtnis gründe, »binnen kurzem den UN-Sicherheitsrat verlassen und von der Unesco wie Venedig und Borobudur seine Rettung verlangen muß«. Präsidentenberater Debray im linken *Nouvel Observateur:* »Frankreichs Geschichte ist nicht nur eine museale Sammlung zur Erinnerung, sondern zur gegenwärtigen Stunde auch eine Sache von Flugzeugträgern, Computern, Fernsehfilmen und Weltraumraketen. Das eine würde nicht lange ohne das andere existieren.« Ganz so entspannt und abgeklärt, wie Nora es skizziert, sehen also manche seiner Landsleute ihre Nation noch immer nicht.

Lassen sich denn bei dieser Beschäftigung mit einer brüchigen »identité« die angestrebte historische Rückversicherung für Krisenverstörte und die dabei zwangsläufig ausgelösten Kontroversen über Vergangenes tatsächlich so mühelos harmonisieren? Müßte nicht gerade der Rückgriff auf Geschichte auch die heute zusehends verwischten Trennlinien zwischen links und rechts, Progreß und Reaktion nachziehen? Der einzig öffentlich relevante Streit geht in diesen Tagen um die Zeit des Vichy-Kollaborationsregimes (wobei dem Barbie-Prozeß Verstärkerwirkung zukommt) und um die Revolution von 1789, also um zwei Kapitel zum Verhältnis von Moral und Nation. Aufschlußreicher dürfte dabei die Historikerdebatte über 1789 sein, die vom Versuch rechter Historiker bestimmt wird, pünktlich zur 200-Jahrfeier die Revolution aufs Schaffott zu bringen.

»Die Revolution von 1789 ist eine riesige Verschwendung – an Zeit, Mit-

teln, Mühen. Sie war zudem eine wirtschaftliche und finanzielle Katastrophe. Die Inflation bedeutete mit dem Exodus der Eliten, dem Angriffskrieg und der Bewußtseinskrise den Grund für jene große Deklassierung Frankreichs, die die wichtigste Auswirkung des leider eingeschlagenen Revolutionsweges bleibt. Die Revolution, die das Denken foltert, ist zunächst ein intellektuelles Phänomen. Sie hat uns ruiniert, hat uns zurückgeworfen ...«

Im konservativen, auflagenstarken *Figaro* fand der hoch angesehene Historiker Pierre Chaunu, Mitglied des renommierten Institut de France, mit solchen Tiraden ein Forum, ein Schlachtfeld für seinen antirevolutionären Feldzug. Chaunu steht nicht allein, spielt mitnichten die Rolle eines Eigenbrötlers und Querulanten, wo er die weithin gültige, nur in Details eingeschränkte Zustimmung fast aller Franzosen zu 1789 attackiert. »Stück für Stück knüpft sich so ein höchst aktives Netz, das drei oder vier Universitäten, einige Pariser Verlagshäuser und eine Handvoll Zeitungen und Zeitschriften verbindet. Eine »›weiße‹, konterrevolutionäre Lobby, diffus, geschmeidig, kompetent und verteufelt wirkungsvoll«, skizzierte die linke Zeitung *Libération* Chaunus Umfeld. Er und seine Schüler und Freunde wollen »ganz einfach Schluß machen mit der Revolution« (so der Journalist Georges Suffert im rechten *Figaro-Magazine*), wollen der revolutionstreuen Rechten und Linken den Spaß an der Jahrhundertparty 1989 gründlich verleiden.

»Wenn ich am Pariser Lycée Carnot vorbeikomme, spucke ich aus«, ereifert sich Revolutionshasser Chaunu. Der Mathematiker Carnot war Chefstratege der Revolutionsarmeen. Und die sind in den Augen des Chaunu-Schülers Reynald Sécher blutiges Werkzeug beim »französischen Genozid« in der westfranzösischen Vendée, wo sich 1793 katholische Bauern gegen die Revolution erheben, zuerst Republikaner massakrieren und dafür ihrerseits zu Hunderttausenden niedergemetzelt werden. Selbst revolutionsverliebte Historiker leugnen heute die Brutalität dieser republikanischen Strafexpedition nicht. Doch geht es Sécher wie Chaunu nicht nur um Historisches. Chaunu als Gegenspieler Glucksmanns: »Am Anfang der Völkermorde, die eines der Merkmale des Ideologie-Krebses sind; am Ursprung einer Reihe, die den armenischen Genozid, Hitlers Holocaust, den sowjetischen Gulag umfaßt, steht jener innerfranzösische Genozid.« Die durch ihren Einfluß im Zeitungsimperium Robert Hersants mächtige Chaunu-Lobby macht sich in spiegelverkehrter Weise zur einzigen Nachfolgerin einer überlebten, prokommunistisch-jakobinischen Orthodoxie. Wo jene einst nur den Frühling der Moderne sah, erblickt die Chaunu-Lobby heute allenthalben eine Apokalypse, will sie nur Tragödie, Blut,

Ursprung des Totalitarismus und aller französischen Gegenwartsprobleme sehen.

»Die Revolution ist ein Luxus«, behauptet der Académie-française-Schriftsteller Thierry Maulnier: Der Historiker René Sédillot über »Die Kosten der französischen Revolution« und der Wirtschaftswissenschaftler Florin Aftalion über »Die Ökonomie der Revolution« liefern ihm in diesen Tagen das Argumentationsmaterial. Klein geschrieben wird in diesen Arbeiten allerdings, daß das Ancien Régime mit seiner chronischen Finanzkrise alles andere als ein Gegenmodell zur revolutionären Mißwirtschaft abgibt. Natürlich versucht der Nachweis, daß die Revolution buchhalterisch ein Verlustgeschäft war, der marxistischen These vom Übergang zum fortschrittlichen Kapitalismus ihren Kredit zu entziehen. Unwesentlich, daß sich die Akteure damals vielleicht noch anderes als Profit erhofften; unwesentlich, daß Historiker wie Alfred Cobban oder François Furet diesen Aspekt längst ohne Schaum vor dem Mund herausgearbeitet haben. Über die antimarxistische Attacke auf die »Sorbonne-Nomenklatura« (Chaunu) hinaus paßt diese Art von Revolutionsökonomie aber ganz gut zum französischen Zeitgeist. Der taumelt schon seit der wirtschaftspolitischen Kehre der Sozialisten und erst recht mit den Privatisierungen der derzeitigen Regierung immer wieder mal vom normalen Geschäftssinn in Profit-Neurosen. Schuld an Frankreichs heutiger Wettbewerbsschwäche ist also die Revolution, diese »riesige Verschwendung« (Chaunu); schuld an Frankreichs »déclin« heute sind die intellektuellen Rädelsführer damals. Historisch haltbar ist das kaum, politisch brauchbar aber allemal.

Je mehr aber diese historische Debatte sich auf 1789 konzentriert, desto häufiger rücken auch deren philosophische Leitvorstellungen, liberté, égalité, fraternité/solidarité, ins Blickfeld. Genau da aber, wo man wenigstens über polemische Analogien zwischen Gulag und Terreur hinaus aufklärerisch-modernes Erbe neu sichten könnte, kippt sie ins Absurd-Banale: Denn den schäumenden Revolutionshasser Chaunu trennt von den Revolutionstraditionalisten »nur« seine Wertung der Ereignisse – und nicht etwa die Werte, die er gegen die grausige Chronik der Ereignisse hochhält. Bei aller unüberbrückbaren Differenz führt selbst Chaunu dasselbe Plädoyer für Demokratie und Menschenrechte im Munde. Durch dieses Unisono für freedom and democracy aber klingen diese Werte, immerhin eine Erbschaft der »philosophes« und der Revolutionäre des 18. Jahrhunderts, schrecklich banal. Der Rückgriff auf nationale Vergangenheit droht großzügig alle Kompliziertheiten beiseite zu wischen. Je heftiger der Streit auf dem Proszenium, umso idyllischer die Ruhe in den Kulissen. Glucksmanns Descartes-Lob auf den gesunden Zweifel; Finkielkrauts herrisch-hilflose Kulturin-

dustrie-Kritik; Chaunus antitotalitär grundiertes Geifern gegen die Revolution; ja selbst Noras durchdachtes, freilich merkwürdig quietistisches Wort von der »Nation ohne Nationalismus« trennt aus einiger Distanz betrachtet in diesem *einen* Punkt nicht mehr viel. Tonangebend ist so derzeit gewiß weniger der Anti-Humanismus der sechziger oder siebziger Jahre, geschweige denn der Postmodernismus, demgegenüber viele französische Intellektuelle weit gleichgültiger bleiben als ihre Nachbarn. Aber auf ihrem Weg in Richtung Identität, Erinnerung, Menschenrechtstradition beflügelt die »Sartrons« bislang nur eine oft unerträgliche Leichtigkeit des Sinns. Mit schlichten Mitteln soll da gegen Bruch und Krise eine nationale Einzigartigkeit fortgeschrieben werden, die vielen Franzosen als Identitätsgarantie unabdingbar scheint. Dabei menschenrechtelt es einstweilen aber nur – was als Kompensation vielleicht hinreicht, als neue Moral aber kaum genügt.

Otto Kallscheuer
Italienische Seitenstiche

I

Früher war Francesco Sanseverino sehr viel häufiger in die Bundesrepublik gekommen. Aber in letzter Zeit ärgerte er sich zunehmend über die kulturelle Arroganz seiner deutschen Kollegen, die zwar jede Fußnote von Lyotard zum Objekt vehementer Polemiken für und wider die Postmoderne machten, der *Annales*-Schule oder dem amerikanischen Post-Pragmatismus umfängliche Sammelbände widmeten, aber die italienische Forschung einfach nicht zur Kenntnis nahmen. Der einzige lebende Italiener, der hier auf Interesse stieß (Pasolini war ja auch schon tot), war Umberto Eco.
»Ja, auch ich habe den *Namen der Rose* gelesen und finde das Buch auch ganz reizend«, antwortete er, leicht unwillig ... »Aber wenn schon geisteswissenschaftliche Unterhaltung, dann ziehe ich eigentlich eine auch philologisch solide *story* wie Luciano Canforas Suche nach der verschwundenen Bibliothek von Alexandrien vor« (die kannte hier natürlich keiner).
Diesmal aber war er doch gekommen – zum »hochkarätig besetzten« Fachgespräch über die »Zukunft der Geisteswissenschaften« im ZICK (Zentrum für interdisziplinäre Colloquial-Kultur) einer mittleren Pudding-, Garnisons- und Universitätsstadt im deutschen Mittelgebirge. Aber seinen wohlvorbereiteten Vortrag über Antonio Gramscis unvollendetes Projekt der Moderne hatte man nur höflich zur Kenntnis genommen – »diese Gesamthochschulprofs aus Lüneburg beachten nur ihre eigenen Vordenker«, fluchte er heimlich in sich hinein. Langsam dämmerte ihm, daß er (als einziger Italiener) nur zur Verstärkung der Fraktion der Herrschaftsfreien im handverlesenen Teilnehmerkreis geladen war, die beim Thema Geisteswissenschaften (GW) ein natürliches narratives Übergewicht der Postkonservativen befürchten mußten. Sanseverino hatte nämlich vor 15 Jahren mal (als er nach seiner *laurea* arbeitslos war) die erste Programmschrift des Häuptlings der Herrschaftsfreien ins Italienische übersetzt und war seitdem in der entsprechenden Adressenkartei ...
Er hatte gegen die »Verteidigung der Moderne« ja auch gar nichts einzuwenden. Es war ihm nur schleierhaft, wie diese denn ohne eine gründliche historische Kenntnis möglich sei. Quasi-historische Urteile deutscher Phi-

losophen oder Soziologen, deren Geschichtskenntnis ausschließlich auf solchen Primärquellen wie Hegel und Weber, Horkheimer und Parsons, Wehler und Habermas beruhte, fand er daher zunehmend peinlicher. »Marquard versteht doch wenigstens noch Geschichten zu erzählen ...« – *Aha*, hatte ihn ein Kollege aus ..., den er aus seiner Studienzeit in Deutschland noch kannte, prompt entlarvt: *auch du willst also zurück zur narrativen Geschichte!* – »Welche andere gibt es denn? Ich glaube manchmal, ihr Herrschaftsfreien verwechselt die Historiographie mit theoretischer Soziologie oder Geschichtsphilosophie ...«

In der Kaffeepause ging er in den sterbenden deutschen Wald joggen. Diesmal allein, um sich nicht wieder über Calvino (übrigens einen seiner Lieblingsautoren) unterhalten zu müssen. Er mußte jetzt seinen Unmut ausagieren: Wann werden wir Italiener auch theoretisch endlich ernstgenommen? schwitzte er. Denn: Den historischen, den hermeneutischen, den »rekonstruktiven«, den Kulturwissenschaften in Italien ihre Vielfalt, ihre Produktivität, ihre »Erkenntniseffekte« bestreiten zu wollen, setzt schon bösen Willen, Voreingenommenheit und/oder Unkenntnis voraus. Letztere hat ja immer noch in der *gabbia linguistica*, im italienischen »Sprachkäfig«, eine solide Wurzel: Italienisch zu lesen, zu publizieren, zu konferieren, zahlt sich in der internationalen Forschergemeinschaft einfach nicht aus. Abgesehen natürlich von der Kunstgeschichte (weswegen es denn auch kein Zufall sein dürfte, daß von den diversen *grandi opere* historischer Gesamtdarstellungen der letzten beiden Jahrzehnte nur die *Storia dell'arte italiana* auch einen deutschen Verleger gefunden hat[1]), lohnt es sich für Nicht-Romanisten kaum, die italienische Sprache zu beherrschen: In amerikanischen, englischen und – für Historiker – auch französischen Fachzeitschriften »zu Hause zu sein« (als Leser, Autor oder Zitat) ist eine kulturelle Investition, die in Sachen akademische Karriere, Einfluß, Reisespesen ungleich mehr Extraprofit abwirft.

Er bekam ungewohnte Seitenstiche. Die Steigung machte ihm zu schaffen. Ein leiser Regen hatte eingesetzt: Sanseverino mußte zurück ins ZICK. Eine deutsche Verkühlung wollte er schließlich nicht auch noch nach Hause mitnehmen. Außerdem durfte er ja die große Podiumsdiskussion der deutschen Häuptlinge (Thema: Wozu GW?) nicht verpassen. Die Organisatoren hatten ihm voller Stolz erzählt, daß ER diesmal nicht (wie es sonst wohl sein Usus ist) abgesagt habe: er wolle sich »der Fronde« stellen.

Beim letzten Kilometer keuchte er. Ein blonder Soziologe zog lässig an ihm vorbei. Sein alter Freund, Hochschulassistent in B., würde ihn nachher sicher fragen, ob er ihn im Sommer wieder in Capalbio besuchen könne. Die Deutschen – dachte Sanseverino mißmutig – fahren zum Urlaub in die

Toscana und lesen dann am Strand Umberto Eco ... Aber publiziert wird lieber in Boston, Cambridge (UK und Mass.) oder Berkeley. Ein *round-table*-Gespräch im Centre Pompidou oder ein *workshop* in der Maison des Sciences de l'Homme hat zwar nicht soviel Aura wie ein Kongreß im Palazzo della Signoria in Florenz (wenn schon, dann lieber Fiesole, Europäisches Hochschulinstitut, Verkehrssprache Englisch) oder ein Seminar im Palazzo Serra di Cassano in Neapel[2], zählt aber für die heimische Quotierung und Dotierung in Bielefeld oder Frankfurt schließlich weit mehr. Worum er seine deutschen Kollegen allerdings wirklich beneiden mußte – dachte Sanseverino unter der heißen Dusche –, das waren ihre Bibliotheken. Hier funktionierte ja sogar die Fernleihe. Phantastisch! Ansonsten, ehrlich gedacht, fühle ich mich in unserer Kulturlandschaft wohler.

Die Philosophen in Italien sind zwar »offen für die erhabensten Spekulationen, jedoch ohne einen gewissen Wirklichkeitssinn zu verlieren, der zum Konkreten und Geschichtlichen zurückführt. Herder, Hamann und auch Goethe erfuhren und spürten diese Stärke des Philosophierens. Und nun, mit dem neuen und jungen König, kann man atmen, Vertrauen und Hoffnung kehren zurück, lebhafte private Lehranstalten, *studî privati*, wie wir sie nennen, vermehren sich, universitätsartige Schulen neben den offiziellen Universitäten, die den Lernwilligen eine freiere Wahl ermöglichen. Ausländische Bücher sind im Umlauf, und ernstgemeinte Zeitschriften werden von gut vorbereiteten Verfassern herausgegeben. Ich bin darum nicht unzufrieden, dorthin zurückzukehren.«[3]

Die Podiumsdiskussion fand Sanseverino höchst langweilig. Abends, beim üblichen Kneipengespräch mit dem deutschen wissenschaftlichen Fußvolk und Mittelbau, beschloß er, seine deutschen Freunde zu provozieren. Alle hatten ja die große Kontroverse noch im Ohr:

Wozu Geisteswissenschaften? – *Antwort:* Um den »Affirmationsbedarf einer entzauberten Moderne durch Wiederverzauberung, durch argumentfreie Erzählung, erhebende Literatur, Sinnstiftung und einfühlenden Historismus« zu befriedigen ... – *Nein, im Gegenteil:* »Die Geisteswissenschaften helfen, als erzählende Wissenschaften, jene lebensweltlichen Verluste zu kompensieren, die die durch die experimentierenden Naturwissenschaften angetriebenen Modernisierungen herbeiführen.« Alles klar? – *Nein, im Gegenteil:* »Ist darin nicht zugleich impliziert, daß dieser Geist und seine Wissenschaften irreal sind, etwa in der Weise eines Eskapismus, der aus der Lebenswelt in ein Reich von Schatten der Vergangenheit oder von ästhetischen Fiktionen ausweicht?« – *Nein, im Gegenteil:* »Genau das ist die Figur, die exemplarisch sichtbar macht, daß in dynamischen Zivilisationen konservierende Verhaltensweisen nicht ein kultur-evolutionäres Relikt darstellen, vielmehr Verhaltensweisen sind, deren Nötigkeit komplementär zum Grad zivilisatorischer Dynamik anwächst.« – *Nein, im Gegenteil* ...[4]

II

Erklärt mir doch bitte, warf Sanseverino in die geisteswissenschaftliche Bierrunde, worüber streiten die hohen Herren eigentlich? *Grosso modo*

stimmen ihre Antworten doch überein: Das »narrative Geschäft« (Habermas) der GW kompensiert »lebensweltliche Verluste« (Marquard) durch Kultur, und »je rascher im Zeitalter temporaler Informationsverdichtung das Neue veraltet, um so mehr restabilisiert sich die Geltung des Alten« (Lübbe), was »einen wesentlichen Mangel der objektiven Kultur (sc. moderner Industriegesellschaften) ebensosehr anzeigt wie verschleiert« (Maurer).

– Zugegeben, pflichtete der dynamische Blonde ihm bei, der ihn nachmittags im Wald überholt hatte (war das nicht der Luhmannianer, vor dem ihn seine herrschaftsfreien Freunde gewarnt hatten?): Es fällt schwer, in ihren Diagnosen große Unterschiede auszumachen. Wozu GW? Weil sie eine bestimmte Funktion komplexer Gesellschaften ausfüllen, die über keine privilegierte Instanz der Selbstbeschreibung mehr verfügen: die der »geistigen Kompensation«.

– Zwischenruf vom Südende des Tisches: Genau! Und dieser Funktionalismus, eine Um-willen-Frage der Philosophie aus sozialen Strukturen und Modernisierungstempos ableiten zu wollen, stammte ja auch bei Joachim Ritter im Grunde noch aus seiner marxistischen Phase ...[5]

– Das ist aber noch nicht alles: Die Herren sind sich weiterhin darin einig, daß dieser kompensatorische Überbau GW offenbar eine Art Platzhalterfunktion einnimmt: Als »verspätete Moralistik« vertreten die GW eine philosophische Anthropologie, die es für die *moral sciences*[6] noch nicht gibt: Sei es, daß es sie aus prinzipiellen Gründen nicht geben kann, weswegen man (im Sinne besserer »Anschlußfähigkeit« der GW) lieber den quasitranszendentalen Weg quasi-anthropologischer Schlußfolgerungen aus den Strukturen verständigungsorientierten Handelns beschreiten sollte; sei es aus historisch-kontingenten Ursachen: »so kam es gewissermaßen als Konsequenz der mißlungenen Institutionalisierung der Anthropologie gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur endgültigen theoretischen und institutionellen Durchsetzung der GW« (Marquard), also institutionalisieren wir – ehe es auch dafür zu spät ist – wenigstens die GW (das humanwissenschaftlich-interdisziplinäre Gespräch braucht schließlich nicht mehr erfunden, sondern nur noch etatmäßig konserviert und konsolidiert zu werden – als Kompensationsgeschäft).

– Ehrlich gesagt, die Frage war maliziös gestellt. Ist sie nämlich erst einmal beantwortet (Wozu GW?), dann geht der eigentliche Streit erst los: um die Anschlußtrassen (Wohin GW?), um die Kompensationsgeschäfte (Wieviel GW?), um die Verrechnungseinheit (Maurer: »oder traut man der Menschheit zu, auch noch ihre Selbstvernichtung geistig zu kompensieren«).

– Eben, eine klassische *round-table*-Frage ...

Sanseverino mußte an eine analoge italienische Themenstellung denken, vor einem Jahr, beim Kolloquium von Saint-Vincent: »ein wenig impertinent von mir gestellt, um sogleich die Diskussionsbeiträge zu animieren« – möglichst kontrovers und lebendig, versteht sich. So motivierte im Februar 1986 Jader Jacobelli, italienischer Fernsehjournalist (*Tribuna*, etwa dem »Bericht aus Bonn« vergleichbar) und Kulturmoderator sein maliziöses Motto: *Dove va – se va – la filosofia italiana?* Und (fast) alle, die Rang und Namen haben in der italienischen Philosophie, kamen – und antworteten im Taschenbuch gleichen Titels: Wohin bewegt sich – wenn sie sich denn bewegt – die italienische Philosophie?[7]

»Was wollt ihr eigentlich wissen?« antwortete der große alte Mann der italienischen politischen Philosophie, Norberto Bobbio: Eine Diagnose, wohin ihre faktische Entwicklung läuft? Oder eine Option: wohin sich die italienische Philosophie nach meinem Dafürhalten entwickeln sollte? (Denn natürlich sind beide Antworten – auf die Frage nach der Diagnose/Prognose und nach der Bewertung – logisch voneinander unabhängig.) Die faktische Entwicklung der italienischen Philosophie(n) paßt ihm jedenfalls überhaupt nicht: Wenn, wie ein anderer Teilnehmer des Kolloquiums, der Ex-Marxist (szientistischer Richtung) Lucio Colletti behauptet, die italienische Philosophie, »seit einem Jahrhundert als Provinz des deutschen philosophischen Reichs«, den deutschen, also idealistischen, historistischen, lebens- und existenzphilosophischen Strömungen folgt, um über die Trasse Hegel-Marx-Heidegger heute beim Irrationalismus, Spiritualismus und Anti-Industrialismus zu landen; wenn die französische Trasse der »Meister des Zweifels« Nietzsche-Marx-Freud bei den italienischen Poststrukturalisten zum »Abenteuer des Denkens« führt (Franco Rella: »der Mythos des Anderen«); wenn die Daseinshermeneutik sich als »tragisches Denken« (Luigi Pareyson) zu einer authentischen Erfahrung, zum post-nihilistischen »Wiederfinden des Christentums« erhebt – oder wenn sie als »schwache Ontologie« sich tröstend zum An-Denken ver-windet (Gianni Vattimo) ...[8], dann geht solches zeitgeisteswissenschaftliches Kompensationsgeschäft Bobbio entschieden zu weit. Selbst die Platzhalterrolle der Philosophie beruhe heute schließlich nur noch auf ungedeckten Wechseln:

»Ich wünsche mir, daß die Philosophie zu einer radikalen Selbstkritik fortschreitet, einer Selbstkritik jeglichen Anspruchs, eine privilegierte Wissensform darzustellen, daß sie sich endlich davon überzeugt, daß das im Gefolge des Vormarsches der Wissenschaften verlorene Terrain für immer verloren ist und nur über eine zweifelhafte und brüchige Lehre von der doppelten Wahrheit wiedererobert werden kann, oder über die Erfindung von ungesicherten Zugangsweisen zur Wahrheit wie ›Intuition‹, ›Evidenz‹, ›innere Reflexion‹, die mit den Methoden der Entstehung, Entwicklung und des Erfolgs der Wissenschaften nicht das geringste zu

tun haben. Jenseits der vom Unternehmen der Wissenschaft eroberten Gebiete gibt es nur noch Fragen ohne Antwort. Aber hier hört der Bereich des Wissens auf und beginnt der Bereich des Nichtwissens – oder eines Wissens vermittels Bildern, Zahlen oder Symbolen. Wenn man dieses Gebiet eines Abenteuers ohne Ausweg ›Philosophie‹ nennen will, so habe ich nichts dagegen. Aber es ist ein Gebiet, in das ich mich nicht vorwagen möchte und worüber ich nichts zu sagen habe.«[9]

III

– Sagen Sie mal, wie ist es denn bei Ihnen in Italien, Herr Kollege? (Sanseverino hatte die Tafelrunde, die inzwischen wieder den Neokonservatismus bekämpfte, über seinen Gedanken ganz vergessen.) Gibt es denn dort auch eine Identitätskrise der Geisteswissenschaften?
– Vorausgesetzt (fiel ein amerikanischer Foucault-Spezialist ein), die Frage der Übersetzung des Ausdrucks »GW« ins Italienische und der Definition der *artes,* die man dazu rechnen will, sei einmal vorläufig geklärt. Die beliebten Verlegenheitslösungen beim Dolmetschen, *sciences humaines* oder *moral sciences,* treffen's ja beide auch nicht so recht. Denn dabei fiele ja wieder gerade die Philosophie heraus ...
– Ist denn das ein Wunder? Schließlich verliert sie, wie weiland das erstarrte byzantinische Reich, immer mehr Sinnprovinzen an die Wirklichkeitswissenschaften, ohne deshalb in der eigenen Fakultät ihr Hofzeremoniell zu verändern.
– Ja eben: darum sind ja die GW, oder sagen wir die *humanities*[10], die legitimen Platzhalter des längst amputierten Glaubens an die Vernunft der Geschichte ...
– Aber die Geschichtswissenschaften, die gehören doch wohl in Italien auf jeden Fall zum Kanon der GW, nicht zuletzt die Geschichte der Philosophie ...
– Die natürlich auch, aber vor allem die Geschichte der politischen Doktrinen ... der italienischen Literatur ... der Kunst und Kultur ... des Nationalstaats ... des Königreichs Neapel ... der Intellektuellen.
– Und die politischen Wissenschaften?
– Also nein, die gehören in Italien ja ursprünglich eher zur juristischen Fakultät ...
– Obwohl Rechts- und politische Ideengeschichte ja wohl genuine Geistes- oder Kulturwissenschaften sind ...
– *Va bene,* aber diese Wählerwanderungspolitologen (die Computerfreaks vom Istituto Cattaneo/Bologna) doch wohl nicht: Deren Analysen über Wechselwähler, *input/output,* Problemlösungskapazität und durchschnittliche Lebensdauer von wechselnden Regierungskoalitionen (bei gleichblei-

bendem Personal der politischen Klasse), all das taugt doch bestenfalls zur Politikberatung oder ist Material für Verfassungsingenieure oder Wahlkampfstäbe ... oder eben politische Soziologie.
– Ist denn in Italien die Soziologie keine GW? Der Frankfurter Doktorand war regelrecht empört.
– Auf keinen Fall. Zwar beginnt die moderne politische Soziologie mit Mosca und Pareto in Italien, aber nach dem Kriege mußte die Soziologie als empirische (und »amerikanische«) Wissenschaft erst mühsam gegen die historistisch-geisteswissenschaftliche Kultur der italienischen Universitäten und Verlage durchgesetzt werden, von jungen Außenseitern, linkssozialistischen oder linkskatholischen Neuerern und aufgeklärten Unternehmern wie Adriano Olivetti. Die Kommunisten setzten noch die nationale Geistesgeschichte über alles ... Hier hat im Grunde erst die 68er Bewegung den Durchbruch gebracht, aber soll man deswegen schon das Studium industrieller Beziehungen, Klassenanalyse, Studien zu Konsumverhalten und Ehescheidungsraten »geisteswissenschaftlich« adeln?
– Mit der Kultursoziologie wäre es natürlich etwas anderes, aber werden Soziologen wie Max Weber oder Georg Simmel, bis hin zu Habermas und Luhmann, in Italien nicht sowieso eher von Philosophen gelesen?
– Also, so kommen wir nicht weiter, fand Sanseverino. Warum beantwortet Ihr meine Fragen immer mit Gegenfragen? Eines läßt sich doch nicht leugnen: Das um die Jahrhundertwende entstandene Forschungsprogramm der GW ist ja sehr deutsch, mit seinem »Geist« im Spannungsfeld zwischen »Form« und »Leben« ...
– Das kann man wohl sagen, fiel ihm wieder der amerikanische Foucault-Spezialist ins Wort. Die Frage ist deshalb ja gerade, ob »Geist« ein auch zu de(kon)struierender, zu vermeidender Subjektausdruck ist ...[11]
– *Basta!* Sanseverino wurde sauer. Schluß mit den Gegenfragen! Wenn es in der europäischen Geistesgeschichte eine Parallele zu Diltheys Versuch einer an praktischer Philosophie orientierten Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit aus dem je historischen »Zusammenhang von Erleben, Ausdruck und Verstehen« gibt[12], also eine »Theorie der Moderne«, die gleichwohl keine Geschichtsphilosophie impliziert, sondern das Einzelne als den »Stoff der Geschichte«, das »Erzählen von Tatsachen« in den Mittelpunkt der Kulturwissenschaft gestellt hat, dann war es doch wohl Benedetto Croces historistische »Philosophie des Geistes«[13] ...
– Historistisch?
– Natürlich nicht im Sinne eines Relativismus, der keine universalistischen Gehalte der Moderne mehr kennt ...
– *Aha* (schon wieder dieser unvermeidliche Amerikaner!), also doch He-

gels Schatten: der Siegeszug der Vernunft, das *méta-récit* (Lyotard) von Fortschritt und Aufklärung. Croce war doch Hegelianer, *I suppose* ...
– Nein, mein Lieber, gerade in diesem Sinne nicht.[14] Die moderne Ausdifferenzierung der kulturellen Wertsphären hat Croce sehr wohl begriffen, ohne deshalb die funktionale Entkoppelung von System und Lebenswelt gleich mit Hegelschen Weihen versehen zu müssen. Darin, in seiner »Dialektik der Differenzen« als Indikator der kulturellen Moderne, lag ja auch der »meta-politische« (und daher gerade unter dem Faschismus politisch so unendlich wirkungsvolle) Charakter seines Liberalismus als geschichtlich orientierte und gleichwohl systematische Philosophie der Freiheit.[15] Die Wirklichkeit der Freiheit ist erfahrbar – und erzählbar – nur über das immer konkrete Auftreten historischer Probleme. Es kommt also darauf an, historische Handlungen *als* geschichtlich bedeutsame zu verstehen (als ästhetische, als theoretische, als ökonomische oder politische, als ethische Praxis), um nicht etwa das Wirken des Weltgeistes, sondern konkrete Ereignisse als Dasein der Freiheit zu verstehen. Ein Gegensatz von Struktur- und Ereignisgeschichte wäre dem neapolitanischen Philosophen somit als ebenso absurd erschienen wie eine Entgegensetzung zwischen dem ethisch-politischen Geschäft der GW und ihrem narrativen Geschäft: Befriedigung von Neugierde – heute für Paul Veyne die wichtigste historiographische Tugend.[16] Und, um gleich eine überflüssige Gegenfrage zu vermeiden, Gramsci und die kommunistischen Intellektuellen Nachkriegsitaliens haben zwar andere, aktivistischere politische Schlußfolgerungen als Croces *Geschichte als Gedanken und Tat*[17] gezogen, aber ihre historistische Orientierung im Sinne der »Durchsetzung des historischen Denkens in allen kulturellen Feldern«[18] ist gerade das, was sie mit Croce verbindet, nicht das, was sie von ihm trennt. Hier hat der große alte Philosophiehistoriker Eugenio Garin mit seiner These recht, daß der von Gramsci geforderte »Anti-Croce« wohl immer noch nicht geschrieben wurde.[19] Croces »absoluter Historismus« wurde nicht bewältigt, sondern – im Gefolge der 68er Bewegung und ihres akademischen *fall out* – einfach fallengelassen. Und Gramsci ging's zehn Jahre später auch nicht besser ...
– Endlich vertraute Musik: Die 68er sind schuld (der bärtige Pädagogikprofessor, der sich einmischte, war natürlich selber einer) – ich meine die vernunftkritischen Tendenzen in der 68er Bewegung, die mit ihrer radikalisierten Kritik der Moderne übers Ziel hinausschießen und heute als neue Irrationalisten wieder bei Heidegger landen ...
– So einfach ist das nicht. Sanseverino verlor allmählich die Lust. Man könnte zwar den Umstand, daß ausgerechnet die Vertreter des »Operaismus« der Sechziger (das war damals eine explosive Mischung aus leninisti-

scher Militanz, einem anti-»historistischen« Arbeiterstandpunkt und fröhlich-nietzscheanischem A-Moralismus) heute über die Mystik der Engel meditieren[20], als Beleg für eine solche These nehmen ...

– Haben in der italienischen Heidegger-Debatte über das Buch von Farias[21] nicht gerade Kommunisten die Philosophie des Schwarzwälders vor Generalverdikten und »Sondergerichten für Philosophen« in Schutz genommen?

– ... oder das eigenartige Bild, wenn neuerdings der »Neo-Eleatismus« eines Emanuele Severino (für den der industrialistische Sündenfall der Vernunft bereits mit der griechischen *epistéme* einsetzt: nach Platon ging's bergab) zur philosophischen Bibel neo-ricardianischer Ökonomen und post-marxistischer Juristen avanciert ist, die in der Markt- und Konsumgesellschaft gewissermaßen den säkularen Trend des Nihilismus auf seinen Begriff gebracht sehen ...[22]

– *Na bitte:* dahin geht immer der Weg, wenn man, und sei's aus kapitalismuskritischen Motiven, die Grundpfeiler des okzidentalen Rationalismus preisgibt!

IV

Cari amici. Gerne könnt ihr die philosophische Vielfalt in Italien für postmodern oder unübersichtlich halten: Für euch Deutsche scheint es ja immer nur zwei mögliche Parteien zu geben. Eines ist sie jedenfalls nicht: antimodern oder gar neokonservativ. Die Forderung nach einer »Öffnung der heimischen Gärten« für die Theorien, Paradigmata und Reflexionsniveaus der kontinentalen und transatlantischen Moderne war schließlich in Italien nach 1945 geradezu für die »nationale Identität« der heimischen Philosophie konstitutiv.[23] Unser kulturwissenschaftlicher Pluralismus ist in der Tat so wenig zu übertreffen, daß die Frage legitim werden mag, ob diese Vervielfältigung der philosophischen Sprachspiele nicht selbst schon wieder »pathologisch« zu nennen sei – oder als postkonventionelle Tugend solidarischen Gesprächs jenseits der Diktatur einer imperialistisch gewordenen »klassischen Vernunft« (Gargani) verstanden werden müsse.[24]

Und sicher sind die 68er für diesen Pluralismus mitverantwortlich. Nehmt doch nur die Geschichtswissenschaften: Hier haben die neuen Vertreter der sechziger und siebziger Jahre doch erst gegenüber der vorwiegend »ethisch-politisch« orientierten kulturwissenschaftlichen Landschaft liberaler oder marxistischer »Historisten« in Italien einen Modernisierungsschub bewirkt und neue Methoden der historischen Anthropologie, Sozial-, Mentalitäts- und Mikrogeschichte (Ginzburg) überhaupt erst eingeführt.[25] Schließlich

war die alte, ethisch-politisch »starke« Historiographie der Crocianer oder Gramscianer in der innerwissenschaftlichen Arbeitsteilung nur »schwach« spezialisiert.[26] Kein Wunder, daß heute die Aufklärungs-»Barone« von gestern den jungen Historikern mangelnde politische Geschichtsschreibung vorwerfen[27] – was ja im Sinne von Partei- oder Institutionengeschichte durchaus zutreffen mag. Es ist aber wohl kein Zufall, daß eine fruchtbare Kooperation ganz verschiedener Ansätze ausgerechnet in der Frauengeschichtsforschung möglich ist[28], also dort, wo historische Neugier und ethisches Engagement zusammentreffen.
Schließlich sind auch die Philosophen nicht für die kulturpolitische Krise der offiziellen Linken verantwortlich zu machen. Es ist wahr, der philosophische Diskurs der Moderne hat sich in Italien auch thematisch vervielfältigt: von der Pluralität wissenschaftlicher »Rationalitätsstile« (Gargani) über die Säkularisierungsthematik[29] (die ja auch für eure »postkonventionelle Ethik« nicht ganz ohne Belang sein dürfte) bis zu einer aus der fälligen Krise der Dialektik[30] erneuerten Hermeneutik kultureller Lebensformen. Was wir uns allerdings bewahrt haben, das ist ein *historischer Sinn,* der uns gerade in der »Zeitdiagnose« vor deutschen oder französischen geschichtsphilosophischen Fehlschlüssen bewahren dürfte und der uns schützt vor »intellektualistischen Fehlschlüssen« in der Moralphilosophie (die ja auch deutsche Philosophen an der »kommunikativen Ethik« kritisieren[31]). Das wichtigste neuere amerikanische Werk zur Moraltheorie endet mit einem Verweis auf Giambattista Vico.[32] Wahrscheinlich fehlt uns nur eines – Selbstbewußtsein gegenüber der deutschen Philosophie ...
Natürlich war dieses Plädoyer Sanseverinos ein *monologue intérieur.* Die Deutschen waren längst zum nächsten Bier übergegangen.

Anmerkungen

1 *Italienische Kunst. Eine neue Sicht auf ihre Geschichte,* 2 Bde. mit einem Vorwort von W. Sauerländer, Berlin 1987.

2 Sitz des vom Mäzen Geraldo Marotta gegründeten »Istituto italiano per gli Studi filosofici«, das neuerdings sogar in Deutschland *postgraduate*-Seminare veranstaltet (W. Kuhlmann, Hg., *Moralität und Sittlichkeit,* Frankfurt 1986) und dessen jährliche Vorlesungszyklen schon traditionellerweise mit einer *Lezione* (auf griechisch und italienisch) von Hans Georg Gadamer beginnen. Die Vielfalt solcher privaten Forschungsinstitute (allein in Neapel gibt es noch das weiland von Croce gegründete »Istituto Italiano di studi storici« und das »Istituto Suor Orsola Benincasa«), Privatuniversitäten (wie die vom Unternehmerverband finanzierte »Libera Università di Studi Sociali«) und *Fondazioni* aller politischen

Familien (Gramsci-Institute, Basso-, Einaudi-, Olivetti-, Feltrinelli- usw. Stiftung), häufig von privaten *Sponsoren* mitfinanziert (FIAT-Chef Agnelli hat gerade den ersten Preis für Moralphilosophie an Isaiah Berlin verliehen), bildet geisteswissenschaftlich gesprochen die »Kompensation« für die Misere der staatlichen Unis und ist als kultureller Pluralismus immer noch das beste Gegenmittel gegen die »Ausgewogenheiten« der Parteien in den öffentlichen Institutionen und der *baroni* in den akademischen *Corporazioni:* Wenn der Staat oder die Fakultät mir meinen Hermeneutik-Kongreß nicht finanzieren will, dann gehe ich zu Marotta oder Olivetti ..., bei guter Pressevorbereitung muß sich dann die lokale Kulturbehörde später sowieso an der Finanzierung dieses bedeutenden kulturellen Ereignisses beteiligen ...

3 »Auch Ihre Philosophie beginnt bekannt zu werden, allerdings in einer Art, die mir nicht gefällt: wie eine Art rationalisierte Religion, deren Künder schon ein priesterliches Aussehen und einen ebensolchen Ton annehmen und dazu neigen, eine Kirche zu gründen. Dies ist eine Gefahr, die abgewendet werden muß«: So der junge Edelmann »Francesco Sanseverino aus Neapel« (alias F. De Sanctis) zum alten Hegel im fiktiven Gespräch (dessen autobiographische Note unverkennbar ist) des 83jährigen Benedetto Croce: »Eine unbekannte Seite aus den letzten Lebensmonaten Hegels« (1948), in: *Merkur,* Nr. 403 (Jan. 1982), S. 61-80, hier S. 76.

4 Siehe *FAZ,* 18. 3. 87 und 6. 1. 88, *FR,* 14. 12. 87. Für elaboriertere Fassungen der Argumente derselben Herren (Preisfrage: Von wem war welches Zitat?), auf die im folgenden Bezug genommen wird, siehe: Odo Marquard, *Apologie des Zufälligen,* Stuttgart 1986; Hermann Lübbe, »Historisierung und Ästhetisierung«, und Reinhart Maurer, »Zum Begriff der Kultur«, in: ΟΙΚΕΙΩΣΙΣ. *Festschrift für Robert Spaemann,* hg. von Reinhard Löw, Weinheim 1987, S. 149-166 und S. 171-188; Jürgen Habermas, »Die Einheit der Vernunft in der Vielheit ihrer Stimmen«, in: *Merkur,* N. 467 (Jan. 1988), S. 1-14. Für die ›Kompensationsthese‹ vgl. Joachim Ritter, *Subjektivität,* Frankfurt 1974.

5 Robert Spaemann (Interview), in: Claus Leggewie, *Der Geist steht rechts,* Berlin 1987, S. 159; vgl. ebda. S. 75 f.

6 Bekanntlich verbreitete sich die Disziplinbezeichnung ›Geisteswissenschaften‹ nach der deutschen Übersetzung (1854) des Terminus *moral sciences* in John Stuart Mills *Logik,* wenngleich eine umfassende Ausbreitung dieses Terminus erst um die Jahrhundertwende, im Gefolge von Wilhelm Diltheys *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1883) erfolgte – also zur selben Zeit, als in Italien Benedetto Croce seine ersten Arbeiten zum Begriff der Geschichte und der Philosophie des Geistes veröffentlichte.

7 J. Jacobelli (Hg.), *Dove va la filosofia italiana?,* Roma-Bari 1986.

8 Vgl. G. Vattimo/P. A. Rovatti (Hg.), *Il pensiero debole,* Milano 1983; C. A. Viano, *Va pensiero. Il carattere della filosofia italiana contemporanea,* Torino 1985.

9 Bobbio, »Cosa volete sapere?«, in: Jacobelli, a. a. O., S. 29 f.

10 Vgl. R. Rorty, *Consequences of Pragmatism,* Brighton 1982.

11 J. Derrida, *De l'esprit. Heidegger et la question,* Paris 1987.

12 W. Dilthey, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften,* Frankfurt 1970 (hier S. 99). Neben M. Riedels Einleitung zu diesem Band vgl. H. Schnädelbach, *Philosophie in Deutschland. 1831-1933,* Frankfurt 1983 (S. 74 ff. und S. 153 ff.).

13 B. Croce, *Die Geschichte auf den allgemeinen Begriff der Kunst gebracht* (1893), Hamburg 1984 (hier S. 15 f., S. 25), mit einer hervorragenden Einleitung von F. Fellmann. Croces »Philosophie des Geistes« in vier Bänden (Ästhetik, Logik, Praxisphilosophie, Geschichtsschreibung) erschien in den ersten beiden Jahrzehnten des Jahrhunderts; seine einflußreich-

sten Werke, in denen er seine »Theorie der Moderne« als ethisch-politische Geschichtsschreibung narrativ umsetzte (*Geschichte Italiens; Geschichte Europas im 19. Jahrhundert*), erschienen in den zwanziger Jahren und bildeten das kulturelle Ferment der Opposition gegen den italienischen Faschismus. Vgl. dazu auch das Kapitel über Croce, Gentile und Gramsci in *Pipers Handbuch der politischen Ideen* (5. Bd., München 1987, S. 588 ff.), wo ich einige hier nur behauptete Thesen etwas näher ausführe.

14 Vgl. B. Croce, *Lebendiges und Totes in Hegels Philosophie*, Heidelberg 1909; sowie seinen wunderschönen späten Artikel »Eine unbekannte Seite ...«, a. a. O. (Anm. 3)

15 N. Bobbio, *Politica e cultura*, Torino 1955, S. 100-120.

16 P. Veyne, »Éloge de la curiosité. Inventaire et intellection en histoire«, in: Centre G. Pompidou/Éspace international philosophie, *Philosophie et histoire*, Paris 1987, S. 15-36.

17 In deutscher Übersetzung (von F. Bondy) 1944 in Bern erschienen.

18 Schnädelbach, a. a. O., S. 53.

19 E. Garin, »Agonia e morte dell'idealismo italiano«, in: A. Bausola u. a., *La filosofia italiana dal dopoguerra a oggi*, Roma-Bari 1985, S. 7-29 (hier S. 20 f.).

20 M. Cacciari, *Der notwendige Engel*, Klagenfurt 1987.

21 V. Farias, *Heidegger et le nazisme*, Paris 1987.

22 E. Severino, *Gli abitatori del tempo*, Roma 1978; ders., *Essenza del nihilismo*, Milano 1982; C. Napoleoni, *Discorso sull'economia politica*, Torino 1985; P. Barcellona, *L'individualismo proprietario*, Torino 1987.

23 N. Bobbio u. a., *La cultura filosofica italiana dal 1945 al 1980 nelle sue relazioni con altri campi del sapere*, Napoli 1982; Viano, a. a. O.

24 A. Gargani (Hg.), *Crisi della ragione*, Torino 1979; ders., *Lo stupore e il caso*, Roma-Bari 1985.

25 Vgl. die Beiträge von P. Burke und G. Levi in: *Philosophie et histoire*, a. a. O.

26 N. Gallerano, »Fine del caso italiano? La storia tra politicità e scienza«, in: *movimento operaio e socialista*, N. 1–2 (1987), S. 5-26. Vgl. auch die Beiträge von M. Revelli und T. Mason in derselben (dem Thema Zeitgeschichte in Italien heute gewidmeten) Sondernummer.

27 F. Diaz, »Illuminismo oggi«, in: *il mulino*, N. 5 (1987), S. 695-708.

28 Siehe v. a. die seit 1981 erscheinende Vierteljahresschrift *memoria. rivista di storia delle donne* (c/o Fondazione Basso, via della Dogana Vecchia 5, 00186 Roma).

29 G. Marramao, *Potere e secolarizzazione*, Roma 1983 (dazu s. meine Besprechung in *PVS-Literatur* 2/'85, S. 113-119).

30 R. Bodei, *Scomposizioni. Forme dell'individuo moderno*, Torino 1987.

31 Z. B. Ernst Tugendhat und Karl-Heinz Ilting.

32 A. MacIntyre, *Der Verlust der Tugend*, Frankfurt – New York 1987, S. 353.

Peter Wapnewski

Zwei Studien zu den beiden Hauptwerken Richard Wagners: der TRISTAN und seine Liebesmetaphysik gestellt gegen Faust und seine Lieblosigkeit; der RING DES NIBELUNGEN als Weg des verfluchten Reifs durch das wilde Panorama der Rivalität von Göttern und Dämonen und der ausgelieferten Menschen.

Egon Bahr

Von der Abrüstungspolitik zur Friedenspolitik – noch einmal ist Egon Bahr Vordenker der Entspannung.

Wolf Jobst Siedler

Eine Besichtigung des aus dem Bewußtsein der Deutschen entschwundenen Landes zwischen Elbe und Weichsel.

Jeder Band ca. 120 Seiten, mit Abb., Leinen, DM 20,-

Siedler

WOZU GEISTESWISSENSCHAFTEN?

Isaac Deutscher
Der nichtjüdische Jude
PB., ca. 176 Seiten ca. DM 25.–

Der nichtjüdische Jude steht für die Figur des intellektuellen Grenzgängers, wie er in der Geschichte des europäischen Judentums immer wieder aufgetreten ist: Spinoza, Heine, Marx, Luxemburg, Trotzki oder Freud waren jüdische weltbürgerliche Neuerer, die sich der jüdischen Geschichte verbunden wußten, für die aber die Judenheit nicht »Heimat« blieb.

Bernd Guggenberger
Sein oder Design
Zur Dialektik der Abklärung
Rotbuch 329, 160 Seiten DM 16.– (Abo 15.–)

Die Joy-Stick-Generation übt sich in neuer Beweglichkeit – total abgeklärt und ohne Bock auf Illusionen, doch mit Lust auf Erfolg. Wenn Plastik und Beton eh nicht wegzukriegen sind, fährt man am besten darauf ab. Hauptsache, man läßt im Beziehungsketchup sein eigenes Ego nicht überfahren.

Hannah Arendt
Zur Zeit
Politische Essays
Hrsg. Marie Luise Knott
208 Seiten DM 29.–

Hannah Arendts Motive und Argumente dafür, das politische Engagement des einzelnen anders zu begründen als aus seiner Zugehörigkeit zu seiner Klasse, Nation oder einem Kollektiv, sind heute wiederzuentdecken – gerade für eine Linke, die weder den Weg zurück in den »Zukunftsstaat« der Arbeiterbewegung noch den Weg zurück in den intimen Terror sinnstiftender Gemeinschaften einschlagen will.

Ernst Tugendhat
Nachdenken über die Atomkriegsgefahr und warum man sie nicht sieht
Rotbuch 319, 136 Seiten DM 12.–

»Ich hatte versucht zu zeigen, daß der Gegner des atomaren Wettrüstens die besseren Argumente hat. Aber ich mußte die Erfahrung machen, daß ich niemanden überzeugte, der nicht schon ohnehin überzeugt war. Wenn man in einer Argumentation die rational zu sein versucht, an fundamentale Verständigungsgrenzen stößt, kann das nur heißen, daß entweder die eine oder die andere Seite oder beide von Vorurteilen bestimmt sind.«
Ernst Tugendhat

ROTBUCH VERLAG

Tilman Spengler
Die letzten Tage von Starnberg

»Der Senat beschließt bei einer Stimmenthaltung einstimmig die Schließung des ... Instituts in S.«

Weltgeist, persönliche Aufzeichnungen

... nach langer Zeit einmal wieder durchs Ozonloch getaucht und über den Süden Deutschlands geschwebt. Stabile Föhnlage, kaum Turbulenzen. Zog dann eine Schleife, erst über den Ammer-, später über den Starnberger See. Verspürte plötzlich einen Anfall unangenehmer Erinnerungen: Hier hatte sich vor zehn Jahren mein near-miss mit einem Schwarm frühgeprägter Graugänse vollzogen. Und hier auch hatte jener Verhaltensphysiologe mich einkellern wollen, um meinen Biorhythmus zu messen. Einerseits schmeichelhaft, daß mein Erscheinen noch einen so großen Reiz ausübt, andererseits beklagenswert, daß das Werben um meine Gestalt auf die Stufe von Leimrutenjägern und Trickvirtuosen herabgesunken ist. Unerwartet dichte Wolkenbank über dem Starnberger Institut. Rauchwolken? Zorneswolken? Jedenfalls etwas Endzeithaftes. Bedauerlich, wenn hier die Suche nach mir abgebrochen würde. Die Starnberger lockten immer mit so gurrigen Kosenamen: »Krisenpotential«, »Konfliktregelungskapazität«, »Kommunikationstheoretische Defizite« – wo immer Mangel, Verschleiß und Gefahr sich zu einem attraktiven Fragezeichen formten, wurde ich beschworen. Gewiß, Not lehrt Denken, das kenne ich seit Jahrtausenden, doch die Starnberger schienen immer von der Furcht geleitet, wo keine Not sei, dürften sie auch gar nicht denken. Vielleicht erklärt sich daraus die eigentümliche Hektik ihrer Ausschweifungen. Was aber nicht larmoyant klingen soll. Gerade wenn ich an manch andere Nachstellung aus jener Zeit denke ...

Die Vier an der Platte

Eins: Meine Rückhand, das ist ja brutal heute, da läuft ja nichts, komm, komm, komm, nur nicht fickrig werden, jetzt heißt es kämpfen, daaa, na?
Zwei: Absolut konventioneller Schlag, keine Spur postkonventionell, schon im Ansatz theorielos.
Drei: Präoperational – wie dein letztes paper. Ist das unser einziger Ball?
Vier: ... wenn nicht senso-motorische Stufe: gleichzeitig faul und impertinent, hast du wahrscheinlich bei einem akephalen Stamm gelernt.

Zwei: Wie steht's eigentlich? Zählt überhaupt jemand mit?
Drei: Geht einer von euch zu dem Vortrag heut nachmittag? Moment, ich hab Angabe.
Eins: Ich setz mich mal rein. Muß sowieso noch Korrekturfahnen lesen. Weiß jetzt schon, was bei dem paper rauskommt: erst turnt er durch die Heuristik, ja, methodologische Selbstbefriedigung, ja, dann teilt er seine teleologischen Modelle aus – Moment mal, das war Netz! –, alles locker vom Hocker nichtintentional, also Taylor, Nagel und die ganzen Fuzzis, und irgendwie wird daraus eine Handlungstheorie, mit der man reisen kann.
Zwei: Wer hat ihn überhaupt eingeladen?
Drei: Wahrscheinlich Sieben, als er auf dem Kongreß in Dallas war. Ich schlag auf, ihr wechselt.
Eins: Das ist doch immer dasselbe. Sieben hält einen Vortrag. Die Leute laden ihn begeistert zu sich nach Hause ein. Komplimente, Komplimente, er hält den sozialpsychologischen Streß nicht aus, der Druck im Kessel steigt, und in seiner Verzweiflung läßt er eine Gegeneinladung los. Und die ganze soziale Chose bleibt an uns hängen.
Drei: Dafür lädt er dann dich wieder nach Dallas ein. Wolltest du doch schon immer hin.
Eins: Nee. Ich differenzier mich da raus. Ich hab die Schnauze voll.

Auf dem Notizblock des Reporters

Bahnfahrt nach S. gestern ohne Zwischenfälle. Erster Eindruck von der Stadt: ehemalige ländliche Idylle, neureich zersiedelt. Jodlerarchitektur im Vormarsch. Seppelarchitektur? Lederhosenarchitektur? Fabelhafter Blick vom Bahnhof auf See und Alpenpanorama. (Majestätisch?) Memo: wenn Artikel für Wochenendbeilage, unbedingt Verweis auf Hegel und Berge. Abends erste Gespräche mit einheimischen Informanten. Den meisten Befragten war Institut kein Begriff. Jedenfalls nichts Konkretes. Häufigste Assoziation: Tourismusforschung. Möglicher Anfang für den Artikel pastoral-bedrohlich. Etwa: »Wie beschlagener Perlmutt liegt der See vor dem Ufer der kleinen Stadt. Ihr scheint es gleichgültig, daß hier bald eine Hoffnung stirbt. Eine Hoffnung für die wissenschaftlich-technische Welt und eine Hoffnung für den Frieden.« (Mehr Adjektive? Perlmutt männlich oder sächlich?)
Noch zu klären: Fragen an die Institutsleitung bohrend oder diplomatisch? Etwa: Kann ein Forschungsinstitut den drohenden Untergang aufhalten? Ist drohender Untergang des Instituts bereits ein Vorzeichen (Menetekel?)

von allgemeiner Apokalypse? Memo: neue Batterien für Kassettenrecorder! Oder grober Einstieg: Taugen Prognosen über den Zustand der Welt, wenn sie in einem Institut erstellt wurden, das sich nicht einmal selbst vor dem Untergang bewahren kann? Guter Dollpunkt, aber wahrscheinlich zu aggressiv. Besser qua Archivmaterial ins Detail gehen, Forschungsschwerpunkte, etc. Metapher: Facetten, Bausteine, Zentralperspektiven (Plural?). Bibliothekare um Rechenschaftsberichte bitten. B. immer gut für Hintergründe und Klatsch. Schwarze Schafe? Für Anekdoten unbedingt die internationale Schiene: Exotische Gestalten in Spannung zwischen intellektuellem Olymp und krachlederner Wirklichkeit. Vielleicht auch Sahelzone, Hunger, etc., Feedback. Nicht vergessen: auf den Spesenbelegen die Mehrwertsteuer auswerfen lassen.
Wer sind die opinionleaders? Eros?? Auf jeden Fall Freizeitverhalten, um die Sache journalistisch zu machen. Und Zukunft! Zukunft persönlich, akademisch – memo: braindrain – oder kassandramäßig: Forscher, die über die Zukunft unserer Gesellschaft sinnieren (reflektieren? analysieren? Präposition!!) werden von dieser erbarmungslos ... ins Abseits? in die Wüste? den Acheron hinabgeschickt? Aufheben für möglichen Anfang von Kommentar! Morgen unbedingt A. anrufen, soll rausfinden, wie Kassandra ausgeht. Mythologische Perspektiven bei Untergang immer sehr wirksam.

Die übergeordnete Instanz

Die übergeordnete Instanz konferierte, skizzierte Szenarien, ließ sich beraten, ging mit der Rechtsabteilung zum Mittagstisch. Die übergeordnete Instanz ließ Denkschreiben entwerfen und Haushaltsvorlagen erstellen. Natürlich waren die Belange der freien Forschung zu erwägen, nicht weniger die Imperative der Finanzlage. Und die eigenen Prinzipien. Und die sozialen Folgelasten. Zu schweigen von den internationalen Standards, der öffentlichen Meinung, der internen Meinung, der Meinung der anderen Instanzen.
Herausragende Forschung verlangt nach herausragenden Forschungspersönlichkeiten. Nur eine brillante Spitze kann die Basis tragen. Kreativität verlangt Handlanger. Unglücklicherweise ist es eine Eigenschaft von brillanten Spitzen, daß sie nicht nachwachsen. Spitzen haben allenfalls Geistesverwandtschaften oder Konkurrenten. Aber meistens sind sie selbst dafür zu individuell.
Die übergeordnete Instanz seufzte. Individuell sind auch die Beziehungen zwischen Spitze und Basis. Äußerst individuell. Jede Spitze schleift sich ihre Basis ein. Der Außenstehende sieht es der Basis kaum an, doch die Spitze

weiß: das taugt mir nicht. Mehr Kummer für die übergeordnete Instanz: Wohin mit der Basis? Einer Basis, die man nicht für einen anderen Solitär umschmelzen kann?
So saß die übergeordnete Instanz in ihrer Residenz und grübelte.

Der Leiter (I)

Der Leiter saß am Konferenztisch. Er zog den Siegelring vom Finger und ließ ihn auf der blanken Plastikplatte rotieren wie einen Kreisel. Nach einer Weile kam der Ring mit scharfem Knall zum Stillstand. Der Leiter sagte: »Diese Krise ist – wie übrigens jede echte Krise – eine Krise zum Tode.«

Was die Welt sonst noch zusammenhält

Die Gedanken hingen in den Regalen und machten ein dummes Gesicht. Was würde aus ihnen werden? Aus den ganz alten und aus den Frischlingen, aus denen, die in der Welt herumgekommen waren, und jenen, die die Zeit in alle Richtungen durchmessen hatten? In welchem Detail hatten sie nicht schon gesteckt, welche Abgründe hatten sie nicht schon überspannt. Gedanken zum Krieg und zum Frieden, über Ausbeutung, Adoleszenzkrisen, zu Krebs und Kunstdünger, Akkumulation und Anspruchsniveaus, Evolution und Determinismus, Weltbilder, Wissenschaftstheorie und Wertewandel. Nur um den akademischen Arbeitsmarkt hatten sie immer einen Bogen gemacht.
Gut, einige, da konnte man sicher sein, würden ihr Auskommen auch anderswo noch finden können. In Starnberg war immer gern interdisziplinär gedacht worden. Interdisziplinäre Gedanken sind intellektuelle Mehrkampfsportler: in den jeweiligen Einzeldisziplinen selten Weltspitze, doch durch ihre Flexibilität in der Auseinandersetzung der Arten oft robuster und erfolgreicher als ihre stärker spezialisierten Konkurrenten. Solange überhaupt noch gedacht wurde, würden diese Kandidaten in irgendeinem Theoriewinkel noch ein warmes Plätzchen finden. Möglicherweise nicht unter dem eigenen Namen, möglicherweise nicht völlig in der ursprünglichen Gestalt, doch als Gedanke ist man auf ein gewisses Söldnerleben eingerichtet.
Aber was geschah mit den anderen? Den bereits abgelegten und den verworfenen? Denen, die (noch) in Ehren gehalten wurden, weil sie dereinst einmal treue Dienste als Fußnoten geleistet hatten, erloschene Glühwürmchen jetzt, aufgebrauchte Brennelemente des früher so mächtigen Denkkraftwerks? Der Taufpate eines der beiden Leiter, so erinnerte sich einer der

schmalbrüstigeren Gedanken, hatte einmal sinngemäß geschrieben, Manifestationen wie er erhielten sich am Leben, weil der Augenblick ihrer Verwirklichung versäumt worden sei. War das ein Trost? Oder war das eine jener Drohungen, wie man sie aus dem Buddhismus mit seiner Lehre von der Wiedergeburt kannte? Müßte er jetzt, schwachbrüstig und mit fliehender Stirn, auf immer neue Auferstehungen in immer neuen Systemen gefaßt sein? Hatte die übergeordnete Instanz vielleicht gar keine Ahnung, welche Sorgfalt geboten ist, wenn eine abgestellte Denkmaschine nicht richtig entsorgt wird?

Auf dem Notizblock des Reporters

Verheißungsvoller Beginn am Vormittag. Fand ohne Schwierigkeiten das eine der beiden Zentren des Instituts. Zweistöckig, weißgestrichen, rustikal-funktional, vor seiner jetzigen Bestimmung offenbar Produktionsstätte für Gegenstände aus dem Bereich der oralen Hygiene. Memo: künftige Bestimmung erfragen! Rückfront des Gebäudes blickt auf ebenfalls rustikales Anwesen. Büros der bedeutenden Sozialforscher alle rückfrontig. Blikken in den Garten des r. Anwesens. Dessen Bewohner (1 älterer Mann, 2 ältere Frauen) vom Gartenzaun aus beobachtet. Frauen hängten Wäsche auf, Mann sägte Holz, sang dabei Seemannslieder. Zwischenzeitlich richtete sich Mann auf und klatschte bei ausgestreckten Armen vor der Brust mit den Händen. Memo: zuletzt als Geste bei religiösen Prüfungen in Zentraltibet gesehen. Nahm Kontakt mit den drei Bewohnern auf. Da sie im direkten Blickfeld von mindestens sechs der bedeutendsten Sozialforscher Deutschlands (?) die letzten sieben Jahre verbracht haben, sicherlich unschätzbare Original-Materialien. Kaffee im Wohnzimmer. Hatten offenbar keine Ahnung, von wem sie beobachtet wurden. Glaubten, in dem Gebäude vor ihrem Garten würden Prothesen hergestellt. Memo: S. bitten, mir bayrischen Dialekt niederzuschreiben. Termin mit Leiter (I) auf morgen verschoben. Aus dem Institutsgebäude reichlich Hundegebell.
Anruf bei Lokalredaktion von hiesiger Zeitung: Institutsgebäude künftig als Fabrik für künstliche Glieder vorgesehen. Möglicher Anfang für Artikel – wenn nicht naturalistisch: »Wo ein gutes Jahrzehnt lang Thesen produziert wurden, sollen künftig Prothesen gefertigt werden ...« Kalauer? Zu steil? Verhöhnung von Behinderten? Rotwein ›San Vito‹ von R. ordern! Tip: Restaurant ›Die (?) Alm‹ häufiger Treffpunkt von Mitarbeitern.

Reflexionen des Konditional-II-Satzes

Ich weiß, ich habe keine Eltern. Schon vulgär. Also noch einmal von vorn: Sollte ich Eltern gehabt haben, dann würde mein Brief an sie etwa folgenden Wortlaut gehabt haben: Liebe Eltern! Würde ich nach meiner Meinung über dieses Institut gefragt werden, wäre meine Auskunft etwa die folgende: Hätte es je eine stärkere Sehnsucht nach meiner grammatikalischen Form gegeben, ich würde sie gerne erlebt haben. Sollte der Ist-Satz je wieder sein gräßliches Haupt zu erheben sich erkühnen, ich würde ihm die geballte Wirklichkeit meiner hiesigen Triumphe um die Ohren schlagen. Unter der Voraussetzung, daß künftige Gespräche über den Frieden – oder über die Nichtanwendung von Gewalt, was dasselbe sein werden dürfte – jemals möglich gewesen wären, dann würden sie einen Wortlaut gehabt haben, der nur dann auf Punkt und Komma an die Öffentlichkeit gedrungen wäre, wenn die Voraussetzungen dessen, was durch mich gedacht oder formuliert würde, nicht den Vorbehalten widersprächen, die durch die strenge Form, die ich an solche Aussagen angelegt hätte, nicht sofort den eigenen Anspruch auf Klarheit und Einklagbarkeit zunichte gemacht haben würden. Mit anderen Worten: Solltet ihr mich fragen, ob es mir hier gut geht, so würde ich vermutlich antworten: Bestens! Sollten vorsichtige, abwägende Forscher ihre möglichen Antworten auf noch nicht gestellte Fragen je unter dem Gesichtspunkt diskutieren, mit wieviel ehrlichen und unehrlichen Einschränkungen sie ihre Voraussagen eingrenzen müßten, um nicht Gefahr zu laufen, Behauptungen aufgestellt zu haben, die sie so direkt nie würden formuliert haben, dann solltet ihr ihnen gesagt haben: Mir geht's gut.

Traumprotokoll eines Altpräsidenten

Immer wieder dieselbe Szene, immer wieder in Farbe: Ich befinde mich auf dem Weg zu meinem neuen Sommerhäuschen an einem schönen blauen See in den Bergen, meine zwei ledernen Kniebundhosen, Stutzen und Jankerl liegen ausgepackt im Kofferraum – da kommt etwas Dienstliches dazwischen. Dabei ist Hochsommer, und ich habe den See deutlich vor Augen. Mein Referent reicht mir eine Dienstmappe über das informative Umfeld, aber da ich im Auto sitze und mir dort beim Lesen oft schlecht wird, bleibt die Mappe geschlossen. Trotzdem überkommt mich ein Unwohlsein – so wie vor einer Prüfung oder vor einer Fragestunde: Wir fahren einen steilen Berg hoch, ich komme in einen Saal, und da sitzen lauter Prüfer. Sie stehen auf, weil ich ja Bundespräsident bin, dann nehmen sie wieder Platz, um

mich zu examinieren. Ich weiß, ich hätte vorher unbedingt noch die Mappe lesen sollen, wenigstens auf Stichwörter, doch dazu ist es jetzt zu spät.
Die Prüfungen finden in verschiedenen Zellen statt. Als erstes erzählt mir eine jüngere Frau, daß sie vor mir bereits Kriegsdienstverweigerer, Offiziersanwärter und Fixer ausgefragt habe. Ich verstehe nicht, warum sie mir das sagt, fühle aber deutlich, daß eine intelligente Reaktion von mir erwartet wird. Also erkläre ich, daß ich als Liberaler – ausweislich mehrerer Parteitagsbeschlüsse – stets für das Recht von Kriegsdienstverweigerern eingetreten sei, daß ich im übrigen aber die Gleichsetzung von Fixern und Offiziersanwärtern entschieden zurückweise. Meine Antwort stößt bei der Frau offenbar auf das gleiche Erstaunen wie ihre Auskunft bei mir. Ich spüre, daß ich ihre Aufgabe nicht gelöst habe. Dann sagt die Frau – übrigens von einer attraktiven Strenge, was ich sonst eigentlich gern habe –, sie habe von Adoleszenzkrise und Moralentwicklung gesprochen. Daraufhin versichere ich ihr, daß es in unserer Bundeswehr keine Krisen gibt und daß die Moral der Truppe ausgezeichnet ist. Wieder merke ich an ihrem Gesichtsausdruck, daß ich durchgefallen bin, was ich mir aber nicht gefallen lassen muß, weil ich ja Präsident bin.
In einer anderen Zelle will man von mir wissen, was ich von Wissenschaftspolitik halte. Oder wissenschaftspolitischen Alternativen. Oder alternativer Wissenschaft? Daß mir auch hier eine Falle gestellt wurde, merke ich schon daran, daß die Prüfer so tun, als wollten sie *mir* etwas erklären. Wieder sind mir die Begriffe und Redewendungen unangenehm rätselhaft, obwohl sie so außerordentlich höflich vorgetragen werden. Ich besinne mich auf ein paar Formulierungen aus dem Forschungsprogramm der Bundesregierung, tröste die jungen Leute, daß es zu unserer Forschungspolitik keine Alternative gibt – und wieder habe ich das Gefühl, gescheitert, durchgefallen zu sein. Einer mit dem Kopf eines mittelalterlichen Pagen schaut mich besonders mitleidig an, so, wie man ein eigentlich liebes aber behindertes Kind anblickt. Ich werde trotzig, also jovial, schlage meinerseits einen Tonfall an, wie ich ihn früher mit Erfolg bei neunmalklugen Referenten angewandt habe, komme damit aber nicht durch. Diese jungen Prüfer wollen nicht einmal geliebt werden.
So geht es von Zelle zu Zelle. Überall wird von mir ein kluger Kommentar erwartet, überall werde ich entlassen, als hätte ich bei einem Grundsatzreferat nicht einmal die Regeln der Rechtschreibung beherrscht. Am Ende des Traums taucht mein Sicherheitsbeauftragter auf, der mich die ganze Zeit über allein gelassen hat. Er lehnt sich über das Spülbecken in der Teeküche, gepeinigt von Magenkrämpfen. Über ihn beugen sich lauter freundlich besorgte Sekretärinnen.

Die Vier an der Platte

Fünf: ... kann man ja froh sein, wenn man bei dem ganzen Sozialplangelabere überhaupt noch mal an die Platte kommt. Ist bei Acht eigentlich was rausgekommen in Osnabrück?
Sechs: Acht hat jetzt zum zweiten Mal vorgesungen, theoretisch alles palleti, aber die haben da natürlich starke Hausfraktionen. Und die holen sich lieber ihre eigenen Wichtel. Da stehen sie nicht so tief im Schatten, Scheiße, diese gelben Bälle seh ich einfach nicht!
Neun: Spiegeleier auf den Augen, aber in der Evolutionstheorie die Klappe weit aufreißen, das hat man gern. Ihr wechselt, ich habe Aufschlag.
Zehn: Richtig gefährdet, also auch so biographisch, ist eigentlich nur Zwölf. Es sei denn, er findet was in Neuseeland. Da hat noch keiner über den Prädikativsatz promoviert.
Neun: Da kann man den noch entdecken. Wenn du bei meiner Rückhand mal 'nen Schritt beiseite treten könntest, müßte ich dir nicht dauernd in die Rippen schlagen.
Sechs: Die Gruppe Elf wird es auch nicht leicht haben, an die glaubt ja schon hier keiner mehr.
Zehn: Vielleicht haben sie als Gruppe 'ne Chance. Galapagos hat auch nur als Insel überlebt.
Fünf: Ehrlich, Elf und seine Leute hätten das auch schon früher wissen können, daß es für diese Thesen keinen Markt mehr gibt. Ist doch das reinste intellektuelle Deficit-spending. Mein Gott, ich hab ja nichts gegen falsche Theorien, aber wenigstens in Bremen müssen sie noch geglaubt werden, sonst mußt du wirklich beim Sperrmüll anrufen.
Fünf: Bremen hat sowieso Einstellungsstop. Und damit seid ihr schon wieder im Schneider.
Neun: Weil hier dauernd gequatscht wird, statt Tischtennis zu spielen.
Fünf: Sei froh, daß du wenigstens dafür noch bezahlt wirst.
Zehn: Vielleicht sollte man über das Ganze einfach einen Roman schreiben. Ich melde mich fürs Vorwort.
Fünf, Neun und *Acht* unisono: Prolegomena! Jetzt ist es wieder so weit! Prolegomena!

Leonce und Lena in der Eisdiele Rossi

Leonce: ... also wir wollen doch hier kein Theater bauen, fest steht, daß du gestern abend mit Paul im Bootshaus ...
Lena: Aber das hatte nicht das geringste mit dir zu tun. Echt, du, das ging

nicht gegen dich, das waren nur meine eigenen Bedürfnisse, total spontan.
Leonce: Kannst du nicht begreifen, daß, wenn man jemanden lieb hat, alles mit einem selbst zu tun hat? Jedes Buch, jede Schleife, jede Strumpfhose, die du dir zulegst, hat auch mit mir zu tun. Muß mit mir zu tun haben. Das ist doch der Punkt bei Liebe. Und jede Strumpfhose, die du für Horst – oder wen auch immer – im Bootshaus – oder wo auch immer – herunterziehst, hat genauso mit mir ...
Lena: Sei doch nicht so spießig, Paul kenn ich doch schon aus dem Kindergarten, das war, also versuch doch mal, mich zu verstehen!
Leonce: Kindergartenspiele! Warum muß immer ich zeigen, daß ich Rollenübernahme beherrsche. Strategisch! Auch wie im Kindergarten. Seit ich mich erinnern kann, will irgendwer – wie du jetzt – wissen, ob ich den Übergang zwischen egozentrischem und sukzessiv-reziprokem Rollenhandeln in den Griff bekommen habe.
Lena: Und – hast du?
Leonce: Andere Kinder spielten Doktor, wir mußten dieses grauenvoll langweilige »Münzspiel« machen. Und nie durfte man was behalten. Obwohl, am schlimmsten war, wenn man sich nicht entscheiden konnte. Da wurden die Großen ungeduldiger, als wenn man was richtig daneben machte.
Lena: Bei euch auch? Nimm doch noch etwas von meiner Sahne. Bei mir war immer die moralische Argumentation umstritten. Irgendwas stimmte nicht mit deren Ontogenese. Mein primäres Handlungsziel war klar, doch meine sprachliche Handlung zu wenig komplex. Und immer hab ich gegen irgendwelche prozeduralen Regeln verstoßen. Schon jetzt kann ich kaum noch sagen: ›Nimm doch etwas von meiner Sahne‹, womit ich meine: Ich möchte eine konsensuelle Verständigung darüber herbeiführen, daß meine Sprechakte und Gesten dich zur Akzeptanz von Sahne bringen, wobei mein eigenes Referenzsystem Sahne als ein von dir begehrtes Objekt exprimiert. Oder so ähnlich.
Leonce: Kenn ich genau. Denn gleichzeitig willst du mit der direktiven Sprechhaltung nicht nur auf die soziale Distanz zwischen uns reagieren, sondern vielmehr so handeln, als würdest du von Überlegungen über die Form deiner Spechakte auf die zwischen uns herrschende interpersonelle Beziehung geleitet. Wenn du sagtest: ›Nimm doch *endlich* etwas von meiner Sahne‹, wäre ich ein anderer Leonce für mich.
Lena: Auf dieser ganzen Welt verstehen nur wir beide einander. Wir sind füreinander geschaffen. Und das mit Paul, du, echt, da geh ich jetzt auf soziale Distanz.

Auf dem Notizblock des Reporters

Am späten Nachmittag erstes Gespräch mit Leiter (I). Erster Eindruck vor Inhalt: Magnetismus. Absolute Leitungspersönlichkeit, insbes. sprachliches Format. Fabelhaftes timing bei den Argumenten. Z. B.: Ich sage: Sie wollen Welt retten, aber Institut kaputt. Er: »Ich mache die wertfreie Beobachtung, daß dem so ist, und verknüpfe sie mit der wertbehafteten Aussage, daß dem nicht so sein sollte.« Klingt gesprochen noch viel härter als gelesen. Wie Oper. Mögliche Metapher: Philosophie als Libretto? Wenn zu anspruchsvoll, dann mit positiven Stories abmauern. Oder Vergleich mit Fußballstar Müller, der Erfolg hatte, weil er später reagierte als andere und damit früher war. N. B. Fragen nach Sport, Freizeit, etc. Inhalte: Sprachen über Institutsprogramm zu Umwelt, Unterentwicklung, Wissenschaft, Wirtschaft, Staat, Dropouts. Merkte plötzlich, wie ich selber zu reden versuchte wie er. Physik und Philosophie glücklicherweise nur am Rande gestreift. Er ausweichend zum Thema »übergeordnete Instanz«. Weltkrieg offenbar kaum zu vermeiden, Perspektive f. 3. Welt negativ, Wissenschaft jetzt machbar, doch nicht, wenn zu kompliziert, Arbeitslosigkeit nur vom Staat zu lösen, daher unlösbar (?) Nachfrage! Leitbilder fehlen, daher gesell. Probleme. Auf dem Rückweg mehrere Offiziere gesehen. Zivilist im Kabriolett. Außerdem Verlagsmenschen im Hotel. Kontakte!

Voriges Zeitmaß

Eve O'Lution saß im Strandbad Undosa, dachte an ihren Stammbaum und hielt Rückschau auf den Nachmittag. Alles in allem war es ein erfreulicher Tanztee gewesen. Gerade für jemandem in ihrem Alter. Eve hatte nie etwas davon gehalten, sich jünger zu fühlen, als es der Zahl ihrer Geburtstage entsprach. Und die waren beträchtlich. Doch die Zahl der jungen Kavaliere, die ihr heute die Cour geschnitten hatten, zu schweigen von den glanzvollen Namen der älteren Generation auf ihrer Ballkarte, sie könnten einen leicht vergessen machen, daß man vielleicht nicht mehr die allererste Adresse für die neueste Tanzform war.
Doch diese Bezeugungen von Aufmerksamkeit ... Gut, die O'Lutions verfügten über Beziehungen, für die das Adjektiv »weltweit« eine veritable Untertreibung bedeutete, doch S. war bislang terra incognita gewesen.
Umso erfreulicher, fast wäre es ihr zu Kopf gestiegen, die Umwerbungen des heutigen Nachmittags. Man erinnere sich an diesen netten Blonden, ein wenig eckig, doch nicht einmal unflott beim Foxtrott, der ihr – zugegeben etwas harmlos – gestand, nur bei ihr, Eve, habe er gelernt, Glaube, Hoff-

nung und Liebe miteinander zu vereinigen. Oder hatte er von Religion, Weltbild und Sozialisation geredet?
Einerlei, das hatte sie auch dem jungen Mann zu erklären versucht, auch unter Begriffen muß es eine Artenvielfalt geben, schließlich ist der Selektionsdruck erheblich: in den Universitäten, in den Buchläden, in den Feuilletons. Dazu hatte der Blonde genickt, allerdings eher höflich als überzeugt.
Sein Nachfolger auf dem Parkett war ein eleganter Schnauzbartträger gewesen. Der hatte anfangs nur von Gülle geredet – oder war es Kunstdünger? Und daß das Proletariat auch über einen dicken Kopf verfüge. Sie verstand den Bezug nicht sofort, aber das schien auch unwichtig, denn es war offenbar als Kompliment gemeint. Richtig leidenschaftlich war der Schnauzbärtige dann geworden, als er darauf zu sprechen kam, was sie, Eve, auf rätselhafte Weise alles ausgelöst habe, das erstreckte sich vom Feuerstein zum Kernkraftwerk, vom Keulenschlag des Höhlenmenschen zur geheimen Parlamentsabstimmung; wo immer es auf der Welt mit einer Sache vorangegangen war, hatte, so jedenfalls deutete es der Partner an, Eve ihren Zauberstab geschwungen.
Danach waren noch andere gekommen, hatten es ihr in immer neuen Details bestätigt, welche aufrichtige Verehrung sie in jener mysteriösen Anlage genoß, die die Herren übereinstimmend als »das Institut« bezeichneten. Leider sollte es in absehbarer Zeit geschlossen werden, hatte ihr einer der Galane anvertraut. Doch der Zuneigung würde das keinen Abbruch tun.

Exitus in tabula

Im Reichstag lag der Patient auf dem Konferenztisch. Die übergeordnete Instanz hatte den Ätherrausch bereits eingeleitet. Von der Eingangstür waren nur weiße Stapel, uneben aufgehäuft, und die Vorder- oder Rückfronten von mehr als einem Dutzend Herren zu erkennen. Weiß waren auch die Jacken der Bedienung, die zur gegebenen Zeit Appetitliches und Stärkendes apportierte. Zwei Angehörige des Patienten warteten mit angstvoller Spannung auf dem Gang, nur die Kellner nahmen von ihnen Notiz. Für die Sicherheitsbedürfnisse der Versammelten trugen Uniformierte Sorge, sie waren mit kleinen Geräten gerüstet, die asynkopische Piepslaute ausstießen. Als die Operation in ihre kritische Phase trat, verließ auch der Vater des Patienten den Konferenzraum.
Drinnen wurde sich schweigend warmgeblättert. Leuchtstifte malten bunte Spuren, Augenmuskeln zogen Sehschärfe nach, Argumente drängten aus ihrer Rohfrom, Einwände warfen ihre Hüllen ab. »Pfui!« sagte ein Senator.

»Sollte man eigentlich einen Schließungsbeschluß beschließen?« fragte ein anderer seinen Nachbarn. »Ich meine rein sprachlich«, fügte er hinzu.
Ein dritter mußte plötzlich betonen. Er konnte ganz einfach nicht anders. Er mußte schon wieder betonen, obwohl er bereits am frühen Morgen betont hatte. Und auf dem Hinweg.
Die übergeordnete Instanz hingegen wollte unterstreichen. Sie wollte die Sorgfalt der Beratungen, die Unumgänglichkeit der Entscheidungen und das Bedauern über diese Unumgänglichkeit unterstreichen sowie das erfreuliche Verständnis eines Teils der Angehörigen des Patienten für dessen unumgängliches Hinscheiden.
Am Ende siegten die Konferenzteilnehmer, die früh erkannt hatten, was ohnehin beschlossen werden würde, und deshalb diesen Beschluß forderten. Mal vehement, mal differenziert. Also hatten alle gesiegt.
»Es war wirklich nichts zu machen«, sagte der, der das Maul zuvor so voll genommen hatte, als er den Angehörigen kondolierte. Und reichte die Argumente zurück, die man ihm vorher für die Sitzung eingepackt hatte.
»Requiescat in pace«, pfiff in Starnberg ein Haubentaucher.
»Friedensforschung«, pfiff sein Weibchen zurück.

Valentin Braitenberg
Monistische Meditationen

Ich habe einen viel geistigeren Begriff vom Geist als die meisten Leute, die ich kenne. Mir sind die Descartesschen Meditationen in einem Erstdruck auf garantiert aus Lumpen hergestelltem Papier um kein Haar lieber als derselbe Text im billigen Taschenbuch; was mich interessiert, ist, was drinsteht. Mir ist es gleich, und ich habe es auch oft vergessen, auf welchem Wege mir ein Gedanke zugetragen wurde, ob mündlich oder schriftlich oder im Fernsehen, ob in der einen Sprache oder in der anderen. Ich halte es für möglich, wenn auch zur Zeit nicht durchführbar, aus der auf Magnetband oder auf bedrucktem Papier gespeicherten Sequenz der »Buchstaben« A, T, C, G im DNS-Molekül eines Individuums im chemischen Laboratorium mittels geeigneter Nährböden und sorgfältiger Aufzucht eine perfekte Kopie des Individuums herzustellen, der ich weder Leben noch Bewußtsein noch Liebenswürdigkeit absprechen würde. Ich halte die Redeweise, die aus einem Menschenhirn Geist »entspringen« läßt, für angebracht auch in dem Fall, in dem ein Geist, allerdings meist niederer Art, z. B. der der Logik, aus einer Maschine entspringt. Man möge, was ich sage, nicht als Metaphern mißverstehen, ich meine Geist, Bewußtsein, Gedanken, Logik ganz im üblichen Sinne in all den erwähnten Beispielen.

In der Art, wie ich Geistiges sehe, spielt der Begriff von Information eine Rolle: Formgebung, Prägung von Materie. Information läßt sich übertragen, speichern, kopieren, übersetzen. In allen Übersetzungen und Kopien ist der Geist, den sie darstellt, vollständig enthalten. Wenn die letzte Kopie zerfallen ist, auch das letzte Gehirn, das eine Übersetzung der Information als Erinnerung in seinem Inneren speichert, dann ist das entsprechende geistige Ding ein für allemal verschwunden. Wo könnte es sich auch aufhalten?

Die Welt ist voll von Menschen, die ganz anders denken: Spiritualisten, Pneumatiker (das Wort hat ursprünglich nichts mit Gummi zu tun, eher schon mit aufblasen). Wohin man sich wendet, trifft man einen (sonst ganz vernünftige Menschen manchmal), der hört sich alles an, was man ihm erzählt, findet das nett mit den Strukturen und den Kopien, den Signalen

und den Systemen, lächelt dazu und sagt am Ende: aber das Spirituelle ...! Wenn ich nur wüßte, was das bedeutet. Diese Menschen meinen wohl nicht den Geist, denn den kann man zu Papier bringen, sogar durch einen Computer jagen; nicht die Intelligenz, denn die kann auch fehlen; nicht eine abstrakte mathematische Formel, denn dafür haben sie oft wenig Sinn. Manchmal reden sie von der Seele, gemeint ist aber immer das Spirituelle oder, wie man früher sagte (und was dasselbe bedeutet), das Pneuma. Pneuma durchdringt die Materie, fügt sich offenbar den Gesetzen derselben, ist selbst gewissermaßen Materie, ursprünglich ja griechisch (Pneuma) wie lateinisch (Spiritus) der Hauch, warme Luft mit verschiedenen Beimengungen, die dem lebenden Körper entströmt und dem sterbenden entflieht. Pneuma beseelt, macht Materie lebendig, verbindet sich mit ihr, macht sich gelegentlich selbständig und kann von einem Wesen ins andere übergehen. Als man herausfand, daß Gase auch Gewicht haben, versuchte man Pneuma zu wiegen: mit einer feinen Waage den Unterschied im Gewicht zwischen einem lebendigen Vogel und demselben Vogel tot. Der Unterschied konnte nicht festgestellt werden: Pneuma ist unglaublich leicht, fast möchte man sagen: nicht materiell, aber das können Pneumatiker nicht sagen, denn ihr Pneuma ist eine Substanz.

Ich habe keine Schwierigkeit mit der Metaphysik der Pneumatiker, jedoch sie offenbar mit meiner. Ich habe als Kind auch wie sie gedacht, hab manches, was man mir gesagt hat, wie sie verstanden. Dann kam der Augenblick, ich kann den Ort, wo das geschah, und die Zeit genau angeben, in dem mir alles Pneumatische ganz plötzlich als überflüssig erschien, als nicht existent und ersetzbar durch Betrachtungen über Strukturen. Ich erinnere mich, daß dieses Umdenken, eigentlich eher eine Einsicht als ein Gedanke, freudig und lustvoll war, daß es sich aber bei dem Versuch, einen Freund daran teilhaben zu lassen, in eine leere Sprechblase auflöste. Ich weiß jetzt, daß es nicht ohne Bemühung geht, nicht ohne viel Dialektik und viele Betrachtungen über konkrete Beispiele. Ich weiß auch, daß manche Leute trotz aller Bemühung verstockt bleiben: unfähig zur Abstraktion.

Übung: Zündhölzchen auf dem Tisch so auslegen, daß ein Haus, ein Männchen, ein mathematischer Ausdruck entsteht. Dann mit der Hand drüberwischen. Wo ist jetzt das Haus, das Männchen, die Formel? Doch nicht in dem Häufchen Zündhölzer auf der Seite. Wo waren die Dinge vorher? Weitere Übung: dasselbe mit ausgeschnittenen Buchstaben, so lange hingeworfen, bis ein noch nie dagewesener Mädchenname entsteht. Sich das Mädchen vorstellen, sich mit dem Namen vertraut machen. Draufblasen. Wo ist das Mädchen jetzt, wo war es vor dem Experiment?

Deszendenz

Ich bin nicht der einzige, der so denkt, nicht der erste und sicher auch nicht der letzte.

Im Jahre 490 vor dem Jahr 1 unseres Kalenders ist der Geist Siddhartha Gautamas, des Erleuchteten, in den Griechen Empedokles übergegangen, von ihm über einen Zwischenwirt (Plato? geb. 428, Empedokles gest. ungefähr 430, paßt aber nicht, von der ganzen Geisteshaltung her) auf Aristoteles (geb. 384), von ihm über eine lange Kette von griechischen, arabischen, italienischen Dozenten (inklusive den faden Thomas v. Aquin) zu Baruch Spinoza, Arthur Schopenhauer und weiter über ein paar Generationen von Universitäts- und Gymnasiallehrern bis zur verehrten Frau Rigatti im Gymnasium zu Bozen, von der er endlich zu mir kam. Der Geist ist am Ende dieser langen Reise so frisch angekommen, wie er sich auf den Weg gemacht hat, nicht gealtert, originell wie ehedem, bestechend, erleuchtend.

So ein Geist kann sich unterwegs auch verändern, kann verniedlicht, versüßlicht ankommen, wie der Geist der wackeren Bekenner auf den späten Heiligenbildchen, verfälscht, unverstanden von trägen Denkern in der Nachfolge der berühmten, wie bei den mystischen Pythagoräern, willentlich verbogen aus Angst vor der Erkenntnis, wie bei der Übernahme der Buddhaschen Lehre in das polytheistische Theater der indischen Staatsreligion (und von dort in die naiven euro-amerikanischen Pop-Buddhismen).

Nicht alle, die einen Geist übertragen, sind ihm erlegen. Ein guter Lehrer kann Theorien weitergeben, die ihm nichts sagen. Ich bin nicht sicher, ob Frau Rigatti desselben Geistes Kind war wie ich. Von einer Vortragsstunde zur nächsten konnten verschiedene Geister aus ihr sprechen.

Der Geist Gautamas (Empedokles', Aristoteles', Schopenhauers) in mir: Ich bemühe mich, über mich selbst in derselben Sprache zu reden, in der ich über die Welt rede. Nichts in mir entzieht sich im Prinzip einer physikalischen Weltbeschreibung. Nur der Blickwinkel unterscheidet mich von den anderen Dingen dieser Welt. Ich bin eins mit der Natur. Wo andere eine Seele sehen, sehe ich Strukturen. Wo andere Individuen ansiedeln, erkenne ich fließende Beziehungen. Wenn eine Struktur zerfällt, hört sie auf zu existieren: Seelen sind sterblich. Aber der Geist lebt als Lehre (= tradierte Redeweise) weiter. Seelenwanderung ist Tradition über die Generationen hinweg.

Meine Lesung der alten Schriften

Der Geist Gautamas in mir befähigt mich, die Schriften der späteren Buddhisten in seinem Geiste zu lesen, sie zu deuten. Sein Geist läßt mich unterscheiden zwischen den Texten, wo das zur Sprache kommt, was wir gemeinsam haben, und den anderen. Zu mir spricht Gautama, der vorsokratische Sucher nach einer Weltformel, die das Subjektive in sich einschlösse. Gautama, der Atheist, der damit kokettiert, ob er nicht doch als Pantheist Einsteinscher Prägung gelten könnte. Gautama, der Leugner der Besonderheit der Seele, der Philosoph, dessen Lieblingsformel die Emergenz von Strukturen höherer Ordnung aus einfachen Gegebenheiten ist, der Physiker, der die Unvollkommenheit aller Ordnung in der Natur als deren erstes Gesetz aussagt.
Ich bin kein Buddhist. Nicht in mich übergegangen ist der Teil von Gautamas Geist, der die sich aus der Metaphysik (nicht unbedingt überzeugend) ergebenden Lebensregeln in verschwenderischer Güte an die vielen Leute bringen will, die die Theorie, wie er wohl weiß und auch sagt, nicht verstehen können.
Ein großer Teil von dem, was mir als Buddhismus zugetragen wird, stößt mich ab. Die Texte, in die ich ganz ohne Zwang eine mir konforme Deutung einbringen kann, sind (1) Walpola Rahula: *What the Buddha taught*, 1974; (2) Stichwort ›Buddhism‹ in der *Encyclopedia Britannica* von 1910, bearbeitet von T. M. V. Rhys David, ganz zum Unterschied von dem gefälligen Aufsatz in der *Britannica* von 1929 und sehr zum Unterschied auch von den Schriften von Mrs. M. F. Rhys David, die von Walpola Rahula der europäisierenden christlich-idealistischen Mißdeutung bezichtigt werden; (3) der Band *Buddha* von H. Oldenberg, ursprünglich 1881, Neuauflage mit gewichtigem Nachwort von H. v. Glasenapp.

Die vier Erkenntnisse des Gebildeten (auch als die vier heiligen Wahrheiten bekannt)

Erstens. Schon von Geburt an ist uns manches Unvollkommene mitgegeben: niemand ist die perfekte Realisierung eines genetischen Idealtypus. Das Alter und die Krankheit tun das ihre, und letztlich ist der Tod die Folge der Unvollkommenheit unserer Konstitution, ja aller Strukturen überhaupt. Auch in unseren Beziehungen zu anderen Menschen ist manches unvollkommen, ob man von den geliebten Menschen getrennt ist oder die zu ertragen hat, die man lieber nicht um sich haben möchte. Und endlich kann man kein Ziel, das man sich gesetzt hat, wirklich vollkommen errei-

chen. Physikalisch gesprochen: jede Ordnung ist von thermischem Rauschen gestört, das mikroskopische Chaos läßt keine vollkommenen makroskopischen Gestalten zu. (Hier setze ich, mit Erlaubnis von Walpola Rahula, den Begriff Unvollkommenheit an die Stelle von dem, der in den meisten Übersetzungen als Leiden wiedergegeben wird: nach seinem Philologengefühl korrekter.)
Zweitens. Warum stören uns diese Unvollkommenheiten, warum leiden wir darunter? Weil wir der Welt, so wie sie ist, eine erfundene, vereinfachte Welt entgegenhalten, dem Dreieck, so wie es der Landvermesser wahrnimmt, das abstrakte Dreieck der Geometrie, dem Schicksal, so wie es sich uns bietet, den Traum der restlosen Befriedigung unserer Triebe und unseres Ehrgeizes.
Drittens: was man dagegen unternehmen kann. Man kann das Rastlose in uns zum Schweigen bringen, indem man in Zufriedenheit die Welt so wahrnimmt, wie sie ist: indem man gute Naturwissenschaft betreibt.
Viertens: Wie gelangt man zur Zufriedenheit? Hier kann man nur eine Reihe vernünftiger Regeln anbieten, es gibt kein vereinfachendes Konzept der Ethik. Acht Empfehlungen vor allem (der »achtfache Weg«): man soll sich eine Weltanschauung zurechtlegen; man soll Entscheidungen reiflich überlegen; man soll sich um sprachliche Klarheit bemühen; man soll jede Handlung bedächtig ausführen; man soll sich ein vernünftiges Auskommen verschaffen; man soll erreichbare Ziele wählen; man soll sein Denken schulen, und man soll es anwenden.

Die Lehre von der Emergenz der Gestalten

Wäre der Begriff der Emergenz in der Wissenschaftstheorie des vorigen Jahrhunderts so populär gewesen, wie er heute ist, so hätte er sich sicher den frühen Übersetzern aufgedrängt, dort, wo sie von der fünfstufigen Bildung von »Aggregaten« (Walpola Rahula) oder »Komplexen« (Oldenberg) sprechen. Ich übersetze frei aus den Übersetzungen.
Emergenz von materiellen Gestalten. Alle Dinge bestehen aus Elementen, von denen es bei Gautama vier Sorten gibt, ganz wie bei Empedokles, was sicher kein Zufall ist (die buddhistischen Elemente Festes, Flüssiges, Wärme und Bewegung sind allerdings um einiges eleganter als die griechischen Wasser, Feuer, Erde und Luft). Die Elemente selbst, und was daraus entsteht: anorganische Gebilde, Pflanzen und Tiere, sind emergente Gestalten der Materie (»materielle Aggregate« bei Walpola Rahula). So wie sie entstehen, so können sie auch zerfallen: keine Struktur hat ewigen Bestand.
Emergenz von Sinneseindrücken. Energie trifft auf Sinnesorgane und kriegt

dort einen symbolhaften Charakter, wird zu einer bestimmten Farbe, einem bestimmten Geruch, Geschmack, Klang oder Gefühl. Zu den fünf Sinnen kommt noch ein sechster: eine Art *sensorium commune*, das komplexere Reize auf dieselbe Weise aufnimmt wie die anderen die einfacheren (man empfindet das heute als etwas inkonsistent in der sonst so schönen Hierarchie der Emergenzen).

Emergenz von Perzeptionen aus Sinneseindrücken. Hier werden Gegenstände wahrgenommen, meist aus Sinneseindrücken verschiedener Qualitäten: die schnurrende Katze im Arm akustisch, visuell und taktil, der Bissen im Mund geschmacklich, geruchlich und taktil.

Emergenz von Handlungen. Die wahrgenommenen Dinge führen zu motorischen Reaktionen, zu Handlungen verschiedener Komplexität.

Emergenz von Bewußtsein. Die Situation, in der wir uns befinden, mit all den wahrgenommenen Dingen, den Bedeutungen, die wir ihnen geben, und den zielstrebigen Aktionen, die wir vornehmen, bildet eine Gestalt höherer Ordnung, insgesamt ziemlich genau das, worüber wir berichten, wenn man uns nach dem Inhalt unseres Bewußtseins fragt.

Bei jedem Schritt, wo sich Gestalten aus einfacheren Dingen konstituieren, wird immer auch der umgekehrte Prozeß dazugedacht: Gestalten können wieder zerfallen, das Bewußtsein einer Situation sich in die Bestandteile (Handlungen, Perzeptionen) auflösen, Handlungen können inkohärent werden etc. Auf keiner Stufe sieht man die Notwendigkeit oder auch nur die Möglichkeit, den emergenten Gestalten ein Dasein unabhängig von den Elementen zuzuschreiben, aus denen sie bestehen. Mit aller Strenge wird in den alten Texten immer wieder die Kurzformel behauptet: Anatta, keine Seele, Negation von Atta (Pali) oder Atman (Sanskrit), der Seele als Substanz, wie Pneuma und Spiritus ursprünglich mit der Bedeutung Hauch (was vergleichend etymologisch dem Deutschen einleuchtet).

Ich habe den Texten, so wie ich sie gelesen habe, nur an einer Stelle bewußt Gewalt angetan, als ich mir die Freiheit nahm, die Perzeption von Dingen als einen im allgemeinen auf verschiedene Sinnesqualitäten bezogenen Vorgang darzustellen. In den Texten wird die Hierarchie der Sinneseindrücke, Perzeptionen etc. bis zum Bewußtwerden für jeden Sinn einzeln durchgeführt, was vielleicht didaktisch bedingt war.

Die fünfstufige Emergenz von Bewußtsein aus den Elementen ist eine Theorie, dergegenüber die Versuche mancher gegenwärtiger Hirnforscher und Philosophen, das »psychophysische Problem« zu lösen, von einer erschreckenden Holprigkeit, Unbeholfenheit, Naivität sind.

Nicht in allen Fällen gelingt es mir, den einmal in mir erkannten Geist Gautamas in den Schriften wiederzuerkennen, die unter seinem Namen kursieren. Es gibt eine Liste von 10 bzw. 12 Begriffen, die unzählige Male in den Texten als Litanei mit einer festen Verkettungsordnung vorkommen. Die verknüpfende Aussage ist von der Art: es gibt kein B ohne A, kein C ohne B etc. bzw. in umgekehrter Reihenfolge: wenn A, dann B, wenn B, dann C etc. Das sieht aus wie notwendiger bzw. hinreichender Grund und wurde deshalb als Kausalität gedeutet. Möglicherweise ist die Verknüpfung eher von der Art: um B zu verstehen, muß man erst A verstanden haben – vielleicht ein akademischer Lehrplan.

Die Liste der sogenannten Abhängigkeiten lautet: Nichtwissen; Gestaltungen; Erkennen (Bewußtsein); der Komplex Name/Körper; Sinnessysteme; Berührung; Empfindung; Trieb (»Durst«); Ergreifen; Werden; Geburt; Altern und Tod.

Manchmal fehlen die ersten beiden, dafür steht am Anfang Name/Körper; Bewußtsein; und wieder Name/Körper, dann weiter wie oben.

In der Dunkelheit der zugrundeliegenden Theorie ahnt man da und dort Licht. Die wechselseitige Abhängigkeit von Bewußtsein (Erkennen) und dem Komplex Name/Körper als Ausgangspunkt der Litanei läßt uns aufhorchen. In dem Begriffspaar Name/Körper ahne ich eine Kurzformel für das Prinzip der Emergenz: die Beziehung zwischen der Bedeutung eines Dings und der Substanz, aus der es besteht (wie sie später bei Aristoteles wieder als »Materie und Form« auftaucht). Aus dieser Beziehung läßt sich, wie bereits gezeigt, das Bewußtsein durch fünfstufige Emergenz ableiten. Umgekehrt ist, um einen Namen zu erkennen, ein Bewußtsein Voraussetzung: das Bewußtsein des Beobachters.

Andere haben in der Liste banalere Vorgänge gesehen: die Sequenz Körperlichkeit, Sinnlichkeit, zwischenmenschlicher Kontakt (Berührung), Empfindung, Geschlechtstrieb, Umarmung (Ergreifen), Embryogenese (Werden), Geburt und das unvermeidliche Altern als eine gewöhnliche Liebesgeschichte. Stückweise kann man auch physikalisch deuten: Trieb = Energie; Ergreifen = Kraft; Werden = Bewegung; Geburt = Zustandsänderung; Strukturbildung, Altern und Sterben = Zerfall. Man möchte sich mit Gautama darüber unterhalten.

Es ist schier unmöglich, einen, der in sich hineinschaut und sein Ich betrachtet, davon zu überzeugen, daß er keine Seele hat. Es gibt kein Argument gegen das Denken, Fühlen, Wollen als stärkste Evidenz für die Existenz von irgendwas, nämlich von einem selbst, wie unsicher auch die Realität der übrigen Welt sei. Meine Gespräche mit John Eccles zu diesem Thema enden stets damit, daß er mich, in ungetrübter Freundschaft zwar, als »dirty monist« verabschiedet. Mir ist nicht klar, warum derselbe Blick nach innen auf mich weniger überzeugend wirkt als auf ihn.

Ich gehe in mich (was immer das heißt) und suche nach dem, was Eccles sein »Self« nennt, natürlich nach meinem, nicht nach seinem. Ich vermute, das ist dasselbe wie das Ich, wohl auch das Bewußtsein und vielleicht die Seele. Ich suche, aber ich finde nichts. Ich bin mir zwar der Tatsache bewußt, daß ich in Tübingen sitze und daß es in meinem Zimmer ziemlich kühl ist, auch, daß ich mich für heute abend verabredet habe, aber ist es denn gutes Deutsch, wenn ich sage, ich habe das Bewußtsein dieser Dinge?

Ich bin beleibt, bewußt (d.h. nicht im Koma), betrunken, aber soll ich sagen: ich habe ein Beleibtsein, ein Bewußtsein, ein Betrunkensein?

Und wer ist dieses Ich, das ein Bewußtsein (Beleibtsein, Betrunkensein) hat? Sind das zwei Personen, oder sind wir gar drei, der Unterfertigte, sein Ich und des Ichs Bewußtsein? Darf ich denn Ich überhaupt deklinieren? Heißt das nicht ich, meiner, mir, mich? Also doch nur zwei Personen, ich und mein Bewußtsein? Oder nur eine?

Es ist klar, daß ein Mensch, wenn er über sich selbst berichtet, anders redet, als wenn er über andere Menschen spricht, und das drückt sich in der Grammatik aus. Natürlich hat er, wenn er über sich selbst spricht, Zugang zu Informationen, die bei den anderen Menschen verborgen bleiben, weil sich ja nicht alles sprachlich ausdrücken läßt, was im Inneren eines Menschen vorgeht, und selbst wenn es sich ausdrücken ließe, wäre vielleicht im Gespräch nicht genug Zeit dazu, oder man hätte keine Lust, das alles anzuhören.

Vielleicht kann man sagen, daß alles, was zur Zeit in meinem Hirn umgeht und, wenn man mir genug Zeit ließe, auch in Worten ausgedrückt werden könnte, mein Bewußtsein ist: wissen und nicht sagen können.

Es bleibt so viel im »Kurzzeitgedächtnis« eine Weile haften, was dann verblaßt und laufend durch Neues ersetzt wird. Wenn ich mein Tun, mein Reden oder mein Schreiben kurz unterbreche und mich frage, was zur Zeit gerade in meinem Kurzzeitgedächtnis ist, dann kann ich die Gedächtnisin-

halte etwas länger haften lassen, lange genug, um die Frage zu beantworten. Ich kann dann Auskunft geben über die Dinge, die mir zur Zeit bewußt sind, und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß ich ein Bewußtsein habe, wenn man diese Redeweise mag. Das wäre dann nichts anderes als die Fähigkeit, das laufend sich erneuernde Kurzzeitgedächtnis eine Weile einzufrieren, sozusagen eine Momentaufnahme seines Inhalts zu machen, ein »stilles Bild«, wie man das bei Videogeräten nennt. Diese Fähigkeit habe ich sicher.

Freilich kann man da eine Art Regreß feststellen, denn beim Anhalten meines Kurzzeitgedächtnisses und darüber Berichten geht wieder einiges ins Kurzzeitgedächtnis ein, worüber ich nicht berichte, zum Beispiel was für ein Gesicht mein Gesprächspartner macht, sowie die übergeordneten Gedanken, die mir beim Erzählen kommen: daß ich auf diese Weise über mein Kurzzeitgedächtnis referiere, aber nicht über die dabei sich einstellenden Gedanken, wie auch der ganze innere Kommentar, der immer mitläuft, aber nicht in die Schilderung eingeht: »Das hätte ich vielleicht lieber nicht sagen sollen, jetzt aber aufgepaßt!« und die Fragen und Zweifel, die sich einstellen: »Weiß ich das alles wirklich, was ich da sage, oder ist das Argument, das ich da vorbringe und das meinen Gesprächspartner offensichtlich beeindruckt, Bewußtsein gleich Kurzzeitgedächtnis, nicht doch vielleicht bloß ein fauler Trick?«

Möglicherweise ist die Schwierigkeit, die wir mit dem Bewußtsein haben, und die derzeitige Ungeschicklichkeit, ein überzeugendes Modell des Bewußtseinsphänomens herzustellen (etwa in der Form eines Computerprogramms, das über seine eigenen Introspektionen berichtet), verwandt mit dem unheimlichen Gefühl, das uns bei jedem unendlichen Regreß beschleicht, als Kinder schon beim Betrachten der Spiegelbilder zwischen zwei Spiegeln beim Frisör.

Aber kann man daraus die Existenz einer Seele mit Eigenleben folgern? Sir John überzeugt mich nicht. Mit Siddhartha Gautama bin ich als »dirty monist« in guter Gesellschaft.

Neuroanatomie

Wie der Leser wohl bemerkt hat, bin ich nicht Historiker, sondern Phantast: Deuter von Texten nach eigenem Belieben, geleitet von der bloßen Annahme, daß andere vor mir ähnlich dachten wie ich. Diese Eigenschaft kommt mir in der Gehirnanatomie zugute. Ich betrachte Faserstrukturen im Gehirn als deutbare Texte, hingeschrieben von einem Anonymus als vernünftige Aussagen über die Welt. (Der Anonymus ist allerdings be-

kannt: die im Laufe der Darwinschen Evolution in den Genen angereicherte Erfahrung.) Was man da betreibt, ist angewandte Emergenztheorie, und um so interessanter, je überraschender der Geist, der aus den Strukturen entspringt. Zwei Beispiele:

Eine riesige Menge von Nervenfasern verbindet im Wirbeltiergehirn jeweils spiegelsymmetrisch zueinander gelegene Nervenzellen der rechten und linken Gehirnhälfte. Wozu das? Die Antwort liegt in dem, was dadurch bewirkt wird: der Vergleich der Aktivitäten an entsprechenden Stellen der beiden Gehirnhälften. Sehr wahrscheinlich schaukelt sich die Aktivität in diesem sogenannten Kommissurensystem immer dann zu besonders hohen Werten auf, wenn die beiden Gehirnhälften symmetrisch aktiviert werden. Man kann sich leicht ausrechnen, unter welchen Bedingungen das geschieht. Erstens muß in der Umwelt eine bilateralsymmetrische Konfiguration von Reizen enthalten sein, so daß über die Sinnesorgane ein bilateralsymmetrisches Bild auf das Gehirn projiziert wird. Zweitens muß der Träger des Gehirns die bilateralsymmetrische Konfiguration fixieren, sich ihr zuwenden, damit sie von den Sinnesorganen auch symmetrisch »gesehen« und als solche dem Gehirn weitergeleitet wird.

Außerhalb menschlicher Behausungen sind bilateralsymmetrische Figuren selten, am ausgeprägtesten wohl bei Tieren, aber auch nur, wenn sich das Tier dem Betrachter genau zuwendet (oder genau von ihm abwendet, was wohl seltener ist). Das Kommissurensystem spricht also speziell auf die Situation an, in der sich zwei Tiere gegenseitig fixieren. Die geistige Entsprechung des Fasersystems ist die Kontaktaufnahme, das Sich-gegenseitig-im-Auge-haben, die »Zweierbeziehung« (ob freundlich oder unfreundlich: zunächst ganz abstrakt).

Zweites Beispiel: Physik im Fliegengehirn. Das Insekten-(allgemein: Arthopoden-)Auge mit seinen Tausenden von Facetten, d. h. Einzelaugen, hat Vor- und Nachteile gegenüber unserem einfachen Auge. Es hat lange Zeit gehabt, sich zu hoher Perfektion zu entwickeln. Man bewundert die an das Fliegenauge angeschlossenen, höchst regelmäßigen, nur zum Teil verstandenen, aber sicher überaus zweckmäßigen Fasersysteme. Eines dieser Systeme, ein auf den ersten Blick sehr kompliziert aussehendes, hat man vollkommen durchschaut und auf ein einfaches Schema zurückgeführt. Es setzt die von den Tausenden von Einzellinsen umgekehrt abgebildeten kleinen Teile des Gesichtsfelds zu einem Gesamtbild zusammen. Ein Ingenieur, der diese Verschaltung entworfen hätte, hätte folgendes im Auge haben müssen: den Winkel, den benachbarte Einzelaugen zueinander bilden, den Winkel zwischen den Sehstrahlen der sieben lichtempfindlichen Elemente jedes Einzelauges, die Brennweite der Linsen, die »Kameralänge«, d. h. den Ab-

stand zwischen der Linse und den lichtempfindlichen Elementen, vor allem aber die Tatsache, daß ein in der Brennebene einer Konvexlinse entworfenes Bild entfernter Gegenstände scharf und um 180 Grad gedreht ist. Der bei der Betrachtung dieses Fasersystems emergierende Geist ist also der eines Kapitels aus dem Physikbuch, das den Titel geometrische Optik trägt.
Leute, die von geistigen Dingen abgelöst von den materiellen Trägern sprechen, würden beides, sowohl den Begriff der »Zweierbeziehung« als auch den der Strahlenoptik, sehr hoch in ihrer Hierarchie ansiedeln. Wir erfahren immer wieder, daß die raffiniertesten geistigen Dinge nicht etwa besonders weit entfernt sind von den materiellen, in denen sie ihren Ursprung haben, sondern nur auf besonders überraschende Weise aus ihnen hervorgehen.

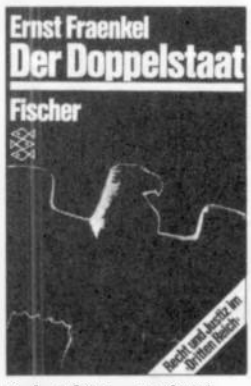
VERGANGENHEIT, DIE NIE VERGEHT.

Bd. 4391 DM 14,80

Ist die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft eine Epoche wie jede andere gewesen? Oder fordert sie von der Geschichtswissenschaft einen besonderen Zugang? Der Band greift methodische und politische Probleme auf, die nach wie vor ungelöst sind. Die Beiträge von Wolfgang Benz, Saul Friedländer, Klaus Leggewie, Hans Mommsen, Lutz Niethammer u. a. eröffnen Perspektiven für eine weiterführende Diskussion, die bislang durch die z. T. polemisch geführte Historikerdebatte verstellt geblieben sind.

Bd. 4380 DM 12,80

Bd. 4326 DM 14,80



Bd. 4305 DM 9,80

Bd. 4353 DM 14,80

Bd. 4306 DM 19,80

Bd. 6634 DM 16,80

Fischer Taschenbuch Verlag

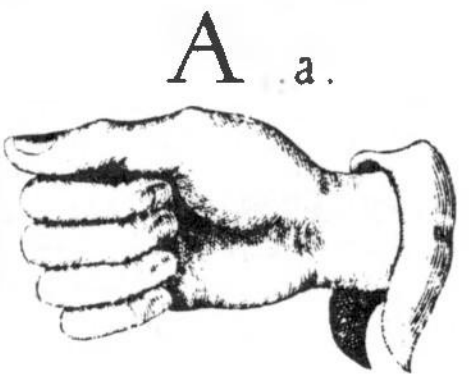
Exkurse

Leitstern Japan

Im letzten Frühjahr hatte sich das Häuslebauen für viele gewöhnliche Amerikaner kurzzeitig bis zur Unerschwinglichkeit verteuert. Was war geschehen? Es gab ein Gerücht, einige leitende Herren in Tokio planten ein Meeting, in welchem sie darüber plaudern wollten, ob Japan weiterhin amerikanische Staatsschuldenpapiere erwerben solle. Nicht daß irgend etwas beschlossen worden wäre, geschweige etwas Negatives. Die bloße Kunde, man denke nach in Tokio, ließ die Hypothekenzinsen in Iowa und Rhode Island hochschnellen.

Diese Anekdote dokumentiert dreierlei. Sie läßt ahnen, wie es wirklich um die Souveränität und Stärke der westlichen Führungsmacht bestellt ist. Sie zeigt zum zweiten, wie intim die Geldmärkte kommunizieren. Denn schließlich kauft Japan keine Hypotheken auf Reihenhäuser, sondern Treasury Bonds, mit denen vor allem das Pentagon bei Laune gehalten wird. Und sie beweist zum dritten, daß man sich in Tokio über die Fragilität des japanischen Wirtschaftswunders sehr wohl im klaren ist. Denn es blieb alles beim alten. Obgleich sich die USA inzwischen der Bonität eines ambulanten Teppichhändlers erfreuen, und obwohl jeder Erstsemester-Ökonom sich den weiteren Dollarverfall an seinen fünf Fingern abzählen konnte, wurden weiterhin die japanischen Exporterlöse in den amerikanischen Verschuldungsstrudel eingespeist.

Das ist ein faires Geben und Nehmen. Japan darf so lange den Ausstoß seiner rasant wachsenden Industrie bei den Yankees abladen, wie es das Geld, das es dafür bekommt, zurückfließen läßt nach Amerika. Wir haben hier einen der wenigen noch intakten Wirtschafts- und Finanzkreisläufe, an die niemand zu rühren wagt, solange sie irgendwie funktionieren. In der Tat hat diese merkwürdige japanisch-amerikanische Symbiose mancherlei für sich. Würde Amerika seine Defizite ausgleichen, was es offenbar weder kann noch will, Japans Wirtschaft bräche zusammen, oder das gesamte Produktions- und Einkommenssystem des asiatischen Industriegiganten müßte im Zeitraffertempo umgekrempelt werden. Die japanischen Arbeitsleute müßten soviel kaufen können, wie sie erzeugen, oder sie dürften nur noch soviel erzeugen, wie sie kaufen können. Niemand von den kultivierten Herren, die Japans Schicksal jonglieren, ist offenbar von diesem Gedanken angetan.



So setzt sich der vielbewunderte Exportboom aus Fernost fort, und mit dem Gewinn daraus wird der Rest der Welt aufgekauft, ob er es wert ist oder nicht. Die japanischen Auslandsinvestitionen sind 1980-86 geradezu explodiert – von 11,5 auf 180 Milliarden Dollar. Um Gelder dieser Größenordnung zu beherbergen, zu schützen und zu steuern, braucht es ein weltumgreifendes Bankennetz. Der kometenhafte Aufstieg von Japans Großbanken zur Weltmacht auf dem Geldmarkt ist das logische Gegenstück zur bescheidenen Lohnentwicklung im Reiche Nippons.

Die schaffensfrohen Werksleute in Jokohama und Osaka – so wird berichtet – tragen es mit Verständnis und gutem Willen. Unverhohlen werden sie ob ihrer kooperativen Duldsamkeit von deutschen Paläoliberalen und Neokonservativen vom Schlage Lambsdorffs mit Bewunderung überhäuft. Und brav bringen sie auch noch ihr Angespartes selbst zurück auf die Börse von Tokio, diesen spekulativsten, überreiztesten und teuersten Aktienmarkt der Welt. Denn die kärgliche Freizeit der Japaner reicht ohnehin nicht, um viel zu verkonsumieren. Nach einer Untersuchung des Internationalen Arbeitsamtes in Genf liegt die Zahl der Arbeitsstunden pro Jahr in Japan um 30 Prozent über dem Durchschnitt der 15 wichtigsten Industriestaaten. Gerade erhöht ein neues Gesetz den Mindesturlaub von 6 auf 10 Tage, aber die Sache hat einen Haken: Nur 5 Urlaubstage darf der Arbeitnehmer selbst wählen, den Rest bestimmt der Chef.

Doch plötzlich läßt die legendäre Opferbereitschaft der fernöstlichen Malocher Ermüdungserscheinungen erkennen: Vor einigen Monaten erschien in der *New York Times* eine Großanzeige japanischer Gewerkschaften mit der Balkenzeile »No More Unfair Competition« – ein Aufschrei gegen die Ausbeutungsstandards im Reiche Nippon. Mit Graphiken und Zahlen wird dargetan, wie es um den Lebensstandard der japanischen Arbeitnehmerschaft bestellt ist. Es bleibt kein Zweifel, wie die Hauptbetroffenen das weltweit gepriesene Modell Japan bewerten. Eine Gesetzesvorlage vermindert jetzt die offizielle Wochenarbeitszeit von 48 auf 40 Stunden. Doch keinerlei Zeitpunkt ist genannt, bis wann das durchzusetzen sei. Zugleich wird dem Management erlaubt, den Achtstundentag zu überschreiten, ohne Überstundenzahlungen zu leisten. Außerdem werden den Firmen mit bis zu 300 Beschäftigten großzügige Ausnahmen garantiert. Und die stellen 85 Prozent der japanischen Arbeitsplätze.

Wörtlich heißt es in der Großanzeige: »Wir sind keineswegs geboren, um Workaholics zu sein. Wir sind total unzufrieden mit der Tatsache, daß wir beraubt werden um Löhne und um Zeit für uns selbst und unsere Familien, denen wir zu dienen glauben. Die Entlohnung, die wir erhalten, ist der kleinste Prozentsatz am Firmenertrag im Vergleich der fünf fortgeschrittensten Industriestaaten ... Wir rufen auf zu internationaler Solidarität, um die Arbeitspolitik von Japans Regierung zu korrigieren, so daß wir keinen unfairen Wettbewerb mehr haben und das Problem des US-japanischen Handelsdefizits gelöst wird.«

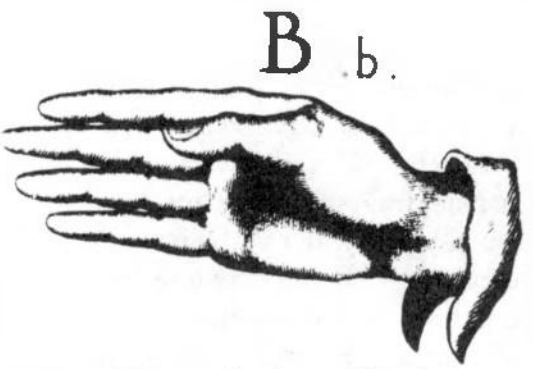
Wer da glaubt, der atemberaubende Wachstumserfolg des letzten Jahrzehnts habe die Lage verbessert, wird aus berufenem Munde eines anderen belehrt. Das deutsche *Handelsblatt*, rechtskonservativ bis zur Monotonie, nennt Japan ein »Paradies für Unternehmer«: Die ohnehin bescheidene Gewerkschaftsmacht ist im Vollzug dieses Wirtschaftswunders weiter geschwunden. Denn die Expansion hat die Zahl der Arbeitskräfte in den Großbetrieben kaum verändert. »Statt dessen wuchs die Bedeu-

tung der Leih- und Zeitarbeit über Vermittlungsfirmen, die in ihren Verträgen oftmals ein Gewerkschaftsmitglied ausschließen.« Japans Exporterfolg finanziert sich demnach aus einer dualen Arbeitswelt. In den großen Vorzeige-Firmen ist eine Tarifpartnerschaft nach westlichem Vorbild zumindest formal etabliert. Genau deshalb wird das Beschäftigungswachstum verlagert in eine wirtschaftliche Schattenwelt, die beim Arbeitsrecht auf dem Stand des 19. Jahrhunderts gehalten wird.

Auch deutsche Starökonomen sind von diesem Modell fasziniert. Und die Arbeitsgemeinschaft wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsinstitute hat in Jahresgutachten nachhaltig die Zulassung außertariflicher Außenseiterkonkurrenz auf dem Arbeitsmarkt empfohlen. Auf dem Weg zur Japanisierung sind wir bereits ein beachtliches Stück vorangekommen. Die Leiharbeit floriert trotz Walraff und dem höflichen Ekel der Öffentlichkeit. Der Bundesanstalt für Arbeit zufolge breitet sich auch die »illegale Arbeitnehmerüberlassung« wie ein Virus aus und ist von organisierter Kriminalität geprägt. Die Standards dieses dubiosen Wirtschaftssektors schlagen zurück auf die Normal-Ökonomie. Wie hieß es doch im Werbebrief der Kölner Zeitarbeitsfirma IDEMO: »Viele der in den vergangenen Jahrzehnten angehäuften Privilegien für Ihre Mitarbeiter werden bei uns ausgeschaltet. Das ebnet Ihnen den Weg, Schritt für Schritt eine Annäherung an unsere Personalhandhabung zu erlangen ...«

Und was die Norm-Arbeitszeit betrifft: Während Japan sich zumindest formal zur 40-Stunden-Woche durchringt, hat der deutsche Bundestag soeben die 48-Stunden-Woche als gesetzliche Normarbeitszeit bestätigt. Was an Kalkül hinter dieser auf den ersten Blick wirklichkeitsfremden Bonner Entscheidung steckt, welche Optionen offengehalten, welche Entwicklungen ermöglicht werden sollen – wir wissen es nicht.

Die Deutschen haben einiges geleistet, um an Japan anzuschließen. Dort hat sich der Anteil der Arbeitnehmer am Bruttoinlandsprodukt 1980-85 immerhin minimal erhöht – von 54,3 auf 54,7



Prozent. In Bundesdeutschland dagegen ist er von 57 auf 53,6 Prozent gesenkt worden und liegt damit noch unter dem Japans. Und beim *realen*, dem *Netto*-Volkseinkommen – der Summe aus Nettoprofiten und -kapitalerträgen, den Nettolöhnen und Renten – wurde der Anteil der Lohnabhängigen und Rentner in nur fünf Jahren (1981-86) um 7 Prozent zurückgestutzt – von 75,8 auf 68,4 Prozent. So etwas macht uns kein einziger der großen Industriestaaten nach, nicht einmal Japan.

Die zurückgestutzten Lohnkosten schlugen durch auf die Handelsbilanz. Wir exportieren absolut mehr als Japan, pro Kopf der Bevölkerung reichlich doppelt soviel und einen mehr als doppelt so hohen Anteil des Nationalprodukts wie der fernöstliche Industriegigant. Auch der Exportüberschuß pro Kopf der Bevölkerung liegt in der Bundesrepublik inzwischen weit höher als bei dem asiatischen Handelsriesen. Und das Defizit der EG-Partner gegenüber der BRD ist seit Jahren schon doppelt so hoch wie ihr Defizit gegenüber Japan.

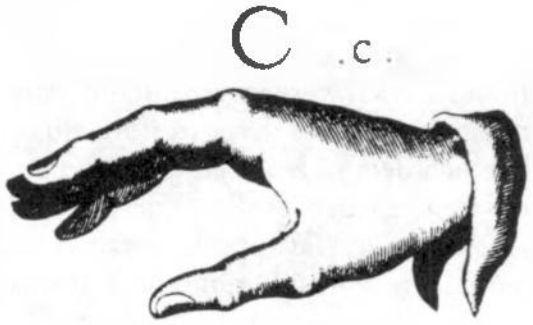
Ebenso wie im Fall des fernöstlichen Konkurrenten fließt der Ertrag des Exportüberhanges großenteils wieder ab über die Grenzen. Zum Jahresanfang

1984 hatten deutsche Unternehmen und Banken 34 Millionen mehr ins Ausland verborgt als vom Ausland geliehen. In nur 30 Monaten ist diese Summe auf 173 Milliarden angewachsen. Dieser Betrag übertrifft die gesamten im letzten Vierteljahr in der Bundesrepublik gezahlten Nettolöhne und -gehälter.

Doch im Gegensatz zu Japan ist die Lohndämpfung in Bundesdeutschland dermaßen überzogen worden, daß das inländische Wirtschaftswachstum wegen Nachfrageschwäche auf der Strecke blieb. Die Zahl der Arbeitsplätze ist in diesem längsten Aufschwung der letzten Jahrzehnte mit einer mittleren Jahresrate von 2,6 Promille gewachsen. Die Arbeitslosigkeit liegt heute um 14 Prozent höher als im Depressionstief von 1982. Jahr für Jahr seit der Wende liegt die Wachstumsleistung der Bundesrepublik unter dem Durchschnitt der westlichen Industriestaaten, und auch für 1988 und 1989 prognostiziert die OECD den Deutschen eine deutlich schlechtere Entwicklung als der gesamten Industriehemisphäre.

Eine nach dem Börsenkrach in den *World Financial Markets* veröffentlichte Analyse des Morgan Guaranty Trust gründet ihre pessimistische Prognose für die Weltwirtschaft vor allem auf die gedrückte Lohnentwicklung in Deutschland und Japan. In der Bundesrepublik und Japan, so die Morgan-Studie, ließen sich die Arbeitnehmer zu leicht mit dem Argument einschüchtern, daß Lohnerhöhungen inflatorisch seien, eine Fehleinschätzung, wenn Reallohnerhöhungen erheblich unter dem durchschnittlichen Produktivitätswachstum bleiben. Die Produktivität der Arbeitsstunde ist 1980-87 in der Bundesrepublik um insgesamt 18,5 Prozent gewachsen, der Netto-Reallohn pro beschäftigtem Arbeitnehmer um 0,2 Prozent *geschrumpft.*

Stefan Welzk



Crash 'n Cash

Im Börsenkrach vom letzten Oktober haben viele viel verloren. Aber einiges ist auch im Kurs gestiegen. Die Kritik der politischen Ökonomie zum Beispiel. Seit langem waren wir daran gewöhnt, gleich entschuldigend zu lächeln, wenn uns jemand nach unserem Fachschwerpunkt befragte. Den Namen Marx in den Mund zu nehmen, das war fast so degoutant, wie immer noch Gauloises zu rauchen oder intelligente Konversation mit Lacan-Zitaten machen zu wollen. Am besten kam man noch damit durch, es zu einem biographischen Unfall zu erklären, zu einer haftengebliebenen Vorliebe aus glücklicheren Tagen.

Seit dem 19. 10. 1987 aber gehören wir zu den intellektuellen Kriegsgewinnlern. Nachdem die anderen so versagt haben. Ganze Tischrunden strahlen gebannte Aufmerksamkeit aus, wenn daran erinnert wird, wie sozialistisch eingestellte Ökonomen genau diesen Zusammenbruch voraussagten. Präzise. Und schon seit zehn oder fünfzehn Jahren. Mindestens. Auch die – nicht allzu gewagte – Prognose einer weiteren Talfahrt wird von ernsten Gesichtern gläubig aufgenommen. Aus Fragmenten gut abgelagerter Kapital-Schulungen und der letzten Talk-Show mit von Bethmann entsteht ein Akkord ganz wie im richtigen Leben. Es herrscht Übereinstimmung, daß die Zukunft sich nach den Größen *Standard & Poor's* richten wird.

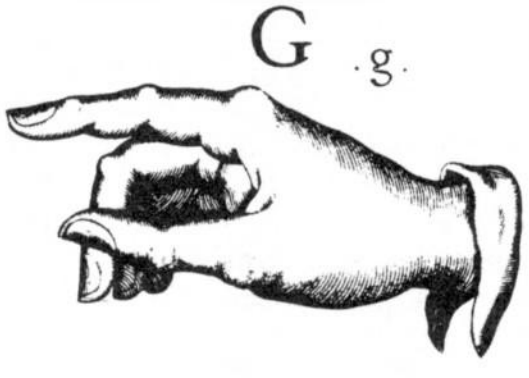
Unerschöpflich scheint die Wißbegier der Leute zu sein. Immer mehr Einzelheiten wollen genannt und erläutert werden. Freunde und Bekannte, *deren Sache sonst die Lektüre des schwierigen Wirtschaftsteils nicht ist*, sind plötzlich zu Kennern internationaler Finanzmärkte geworden. Manche verstehen es schon, die Namen börsennotierter koreanischer Mischkonzerne auseinanderzuhalten. Und so bestätigt sich das Befürchtete. Die Wißbegierde ist zielgerichtet: Es muß Geld angelegt werden. Was sonst diskret und individuell an Bankschaltern und in Steuerberatungsbüros abgewickelt wurde, ist zum offenen Problem geworden.

Hauptdarsteller sind natürlich die *dinky's*, die double-income-no-kids-Paare mit soziologischem Schwerpunkt im akademischen Milieu. Sie stehen vor kniffligen Entscheidungen. Als stolze Angehörige einer mobilen Generation fürchten sie nichts so sehr, wie sich per *Territorialisierung* zur Unbeweglichkeit zu verdammen. Meistens verlieren sie aber am Ende den inneren Widerstand gegen die Steuervorteile, damit den bekannten Effekt einer auch geistigen Immobilisierung billigend in Kauf nehmend. Die Alternative einer *conspicuous consumption* ist ja nicht ohne Tücken. Ab einer bestimmten Einkommenshöhe muß auch das sich in einer Vergegenständlichung niederschlagen. Wer Wohnungen vollstellt mit italienischen Design-Möbeln und japanischen High-Tech-Geräten, der kann diese auch gleich miterwerben. Immer droht die *steigende organische Zusammensetzung der menschlichen Beziehungen*. Was bekanntlich zu schwer abnehmenden Ertragsraten führt. Wirklich beziehungsneutral und sozialverträglich ist da nur die Finanzlage. Das Paar erfreut sich aneinander, der ungestörten Geselligkeit mit alten Weggenossen auch des ärmer oder moralischer gebliebenen Typs und eines dabei munter anwachsenden Kapitalstocks.

Noch eine zweite Gruppe hat in letzter Zeit verstärkt ihr finanzmäßiges coming-out: die Erben. Oft sind es Personen, die man noch in gefährlicher Nähe der *poverty-trap* vermutete, da stellt sich heraus, daß sie schon längst in ihrer ganz privaten *liquidity-trap* schmoren. Und wie allen Geldbesitzern machen auch ihnen niedrige Zinssätze und hohe Unsicherheit künftiger Kurs-Entwicklung zu schaffen. Sie hätten so gerne ordentliche regelmäßige Ausschüttungen, ohne aber aktuell eine Entscheidung über die endgültige Verwendung treffen zu müssen.

Vorschläge, daß jetzt die Zeit sei, Schulden zu machen, werden da sehr ungnädig aufgenommen. Es fehlte nicht viel, und man würde ob des eigenen überzogenen Girokontos der Unsensibilität geziehen. Das bringt einen – nicht zum erstenmal – zu der Erkenntnis, daß amerikanische Neoklassiker oft blitzgescheite Einsichten haben. Sie erklären, daß gewöhnlich nur die Jugend sozialistisch ist. Diese aber heftig. Und aus einfachem einkommensmaximierendem Grund. Denn Sozialismus ist auch Umverteilung zwischen den Generationen, wobei die gewinnen, die noch keine Gelegenheit hatten, Vermögen zu bilden.

Vor solchen Bösartigkeiten sucht man gerne Schutz im Vertrauten. Und bei fehlender Alternative läßt sich auch mit Hilfe von kritischer Ökonomie Geldanlage betreiben. Obwohl mit eher unge-



wissem Ausgang. Karl Marx selbst soll da so einiges in den Sand gesetzt haben, während andere, wie David Ricardo oder John Maynard Keynes, zusätzlich erfolgreiche Praktiker waren. Aber die hatten wirklich Platzvorteil. Und nicht wahr, man kann auch über den Seiteneinstieg *Septemberweizen* Interesse an den Spotmärkten finden.

Man muß nur seine Interessen zu definieren wissen. Dem Typ *Fischer* zum Beispiel ist es um ein gesichertes Einkommen bei niedrigem Risiko zu tun. Er hat ein ECU-Konto, und zwar im benachbarten Ausland. Die Komposition aus verschiedenen Währungen schützt ihn vor Wechselkursschwankungen, erbringt höhere Renditen als heimische Anlagen und ist in vielen Fällen vor Ort auch steuerfrei. Soll doch dieser Herr Stoltenberg mal sehen, was es heißt, eine Quellensteuer einzuführen und gleichzeitig den völlig freien Kapitalmarkt in der EG zu betreiben. Anzeigen über Vermittlungen lassen sich leicht den Blättern entnehmen, die dem gegenwärtigen Finanzminister politisch nahestehen.

Der *kritische Kritiker* hingegen braucht nicht kapitalflüchtig zu werden. Er erwirbt einen demnächst erhältlichen unverzinslichen Sparbrief der Ökobank, Frankfurt. Und umgeht so mangels materiellen Ertrags elegant etwaige Gewinnabgaben. Die doppelte Genugtuung – keine Mark für diesen Staat, aber ein Sümmchen an die Alternativen – beschert ihm dafür ein *psychisches Einkommen*. Und das ist fiskalisch unangreifbar.

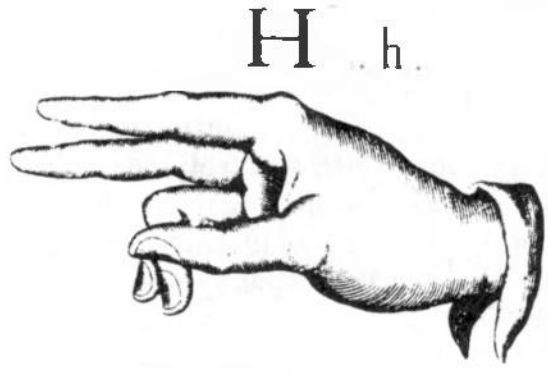
Ist der radikal-oppositionelle Geist davon überzeugt, daß mit dem Wetterleuchten des Kapitals auch gleich die *Aurora* einer neuen Gesellschaft aufblitzt, empfiehlt sich eine andere Anlagestrategie. Zur Finanzierung eventuell notwendiger politischer Aktionen sollten größere Geldbeträge außerhalb des Zugriffs hiesiger Behörden an diskreter, aber leicht zugänglicher Stelle deponiert werden. Wirklich empfehlenswert ist da eines der Bankinstitute im Kleinen Walsertal wie etwa die dort plazierte Raiffeisenbank von Hirschegg. Da österreichisches Staatsgebiet, aber unter deutscher Zollhoheit, bedarf es gewöhnlich nicht einmal der üblichen Reisedokumente beim Grenzwechsel. Dafür gibt es im Angebot noch richtige, vollkommen anonymisierte Nummernkonten mit Code-Wort. Diese Kombination ist einfach ein Muß für jeden stilbewußten RevolutionsAvantgardisten.

Reichlich ratlos dagegen scheint momentan der *Jäger*. Seine Domäne war die Börse. Aber dort droht ihm im wilden Gestrüpp der Spekulationen, von der Beute überrannt und selbst erledigt zu werden. Aufgescheucht und in Massen, nehmen auch bisher zahme Kleinanleger die Statur mächtiger *Bears* und *Bulls* an. Stehen einem da keine einheimischen Fährtenleser zur Verfügung, sollte man schleunigst in ein übersichtlicheres Revier überwechseln. Das muß nicht auf Kosten des Jagdfiebers gehen. Besonders das Wettgeschäft bietet vollkommenen Ersatz.

Ein Totalisator bei Pferderennen ähnelt schon im Aufbau den Kursanzeigern der Finanzmärkte. Beide handeln *Zukunftswerte*, Erwartungen des Publikums über Gewinnchancen. Zwar zahlt dem Wettinvestor niemand Dividenden, aber auch die Börse hatte sich von solch kleinlichem Denken schon weitgehend emanzipiert. Und ein Vorteil ist der Rennbahn nicht zu nehmen: sie ist *crash-proofed*. Niemals können alle zugleich verlieren, irgendein Gaul muß ja erster werden. Nicht einmal auf die Tribüne zu setzen braucht man sich, ebensowenig wie man Wall Street persönlich heimsuchen muß. Analog der digitalen Verbindung zum Broker läßt sich auch der Buchmacher telefonisch

dirigieren. Und auch der Bundespost ist es Verpflichtung, neben der Telefonansage der Börsenkurse eine für den Rennsport und das Pferdetoto zu schalten.
War man allerdings den Kitzel von Investitionen in *junk bonds* gewöhnt, sollten auch hier exotischere Werte ins Portefeuille aufgenommen werden. SSP Overseas Betting, London, bietet dazu einen Informationsdienst an sowie die Einrichtung eines Kontos, von dem aus der Lust an der Spekulation freier Lauf gelassen werden kann. Ist man etwa überzeugt, daß dem englischen Königshaus dank der schwangeren Fergie demnächst Zwillinge in den Palast stehen, darf man – bei Erfolg – das Sechsunddreißigfache des Einsatzes kassieren. Die zehnprozentige englische Wettsteuer auf Gewinne schon abgerechnet.
Glänzende Aussichten hingegen bietet die richtige Börse allen, die das *ökonomische Problem des Masochismus* ihr eigen nennen. Wer jetzt japanische Aktien erwirbt, darf nach hoffentlich langer, auf jeden Fall aber intensiver Vorlust auf harte Bestrafung rechnen. Daß deren Kurs-Ertrags-Relation auf Dauer nicht haltbar ist, wird ihm abends jede Wirtschaftssendung prognostizieren, morgends die Tageszeitung melden. Das einzig Störende am Genuß des Selbstmitleids könnte das überschwengliche Lob der mit dem Kauf beauftragten Anlageberater sein, die schon fürchteten, diese Bestände ihres Hauses nie mehr losschlagen zu können.
Bleiben noch die Hedonisten, die ewig den *Gebrauchswert* im Munde führen, die es sich zur Passion gemacht haben, ihn am Körper wie im Leibe fühlen zu müssen. *Surf & Turf* würden die niemals für eine Traberbahn am Baggersee halten. Und gingen auch kaum hin, wenn es so wäre. Bei den Investitionen gilt ihnen gerade eine als legitim: der Scheck an den Therapeuten. Das wird unter unvermeidliche *Amelioration von Humankapital* verbucht. Nicht, daß sie für ein Schnäppchen nicht auch zu haben wären. Nach dem Rückzug der amerikanischen Spekulation erfreut man sich am Nachgeben der Bordeaux-Preise. Ganz Wagemutige haben schon die neuesten Auktions-Listen angefordert: von Christie's, London oder Sotheby's, London, um auch von der Verbesserung des DM-Pfund-Kurses noch zu profitieren. So hätte er denn wenigstens hier sein Gutes, der Fall des Yankee-Dollars. Wo er doch im kleinen die Chancen verbessert hat für einen *Sozialismus von Steak und Rotwein.*

Gerd Grözinger



Die Bombe basteln

Die Umdeklarierung des Inhalts von Atommüllfässern sowie der Verdacht, daß von der NUKEM 15 Kilo Spaltmaterial für Bombenzwecke abgezweigt wurden, gibt Anlaß, sich in Erinnerung zu rufen, daß die friedliche Nutzung der Kernenergie ein Folgeprodukt der militärischen Nutzung von Spaltmaterial ist und wieder in sie münden kann.
Im Jahr 1958, nachdem die UdSSR ihre erste Wasserstoffbombe gezündet hatte, erklärte Präsident Eisenhower auf der UNO-Generalversammlung: »Es reicht nicht, diese Waffe aus den Händen der Soldaten zu nehmen. Sie muß jenen an die Hand gegeben werden, die wissen, wie man sie ihrer militärischen Umhüllung beraubt und sie für friedliche Kün-

ste anwendet.« Nicht die Abschaffung der A-Bombe war also das politische Ziel, sondern die weltweite Verbreitung von Spaltmaterial für friedliche Zwecke, überwacht von einer neugeschaffenen UNO-Institution, der IAEO mit Sitz in Wien.

Spätestens seit dem 18. Mai 1974, als die indische A-Bombe gezündet wurde (Code-Name »Der Buddha lächelt«), war der amerikanischen Regierung jedoch klar, daß das 1953 auf den Weg gebrachte Projekt »Wheaties« (der Code-Name für das Atom-für-den-Frieden-Programm) nicht zur Eindämmung oder gar Abschaffung der A-Bombe beigetragen hatte, sondern deren Verbreitung bewirkte, wenn nichts geschah. Durch den Non-Proliferations-Vertrag (NPT) versuchte vor allem die Carter-Regierung, die entlaufenen Zwillinge wieder unter Kontrolle zu bringen. Ihre Sorge, daß die friedliche Nutzung der Kernenergie militärische Nutzung zur Folge haben könne, ging so weit, daß erwogen wurde, ein weltweites Verbot für die Wiederaufbereitung von Brennelementen und die Brütertechnologie zu erwirken. Diese Sorge war nicht unbegründet.

Für eine A-Bombe genügen 5 bis 40 kg – je nach der Qualität des verfügbaren Spaltmaterials. Und auf der Basis des verfügbaren Wissens ist auch der Bau der Bombe nicht mehr sehr schwierig, wenn man sich auf Sprengsätze im Kilotonnenbereich beschränkt (Sprengkraft der Hiroshima-Bombe 20 kT). Das notwendige Wissen ist für Eingeweihte über öffentliche Dokumente, Bücher und Zeitschriftenartikel zugänglich. Die Werte für die kritischen Massen der einzelnen Spaltmaterialien werden heutzutage schon in den Tageszeitungen gehandelt.

Am einfachsten zu basteln sind A-Bomben mit Uran 235 oder Uran 233. Eine Bombe aus Plutonium herzustellen, ist schon etwas schwieriger. Das liegt daran, daß Plutonium eine große Zahl von Spontanspaltungen hat und der Zündsprengsatz daher viel komplizierter sein muß als der für Uran-Bomben.

Bei der Uran-Bombe geht man so vor, daß die beiden Teile der kritischen Masse mit einem Reflektormaterial aus abgereichertem Uran 238 umgeben und mit einem relativ einfachen Sprengsatz zusammengeschossen werden. Im Bereich, wo beide Massen aufeinandertreffen, ist eine Neutronenquelle anzubringen.

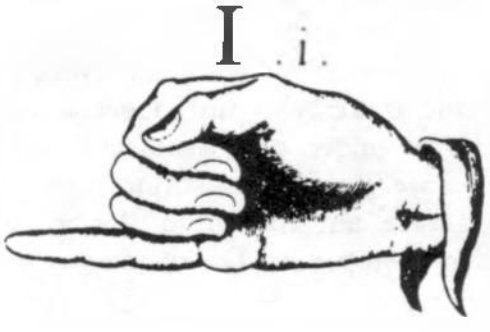
Zum Bau der Bombe benötigt man also:

– Ingenieure oder Physiker, die etwas von Neutronenphysik verstehen und wissen, wie man aus Spaltmaterialpulver handhabbare kritische Massen macht. Die weltweit vorhandenen Kernforschungszentren und Brennelemente-Fabriken haben hierfür genü gend Personal ausgebildet oder beschäftigen es noch.

– Sprengstoffexperten, die hochbrisanten Sprengstoff beschaffen und mit ihm umgehen können. Unter dem Militärpersonal sollten auf der Welt genügend Personen sein, die über das Wissen verfügen oder es durch Hilfsprogramme bekommen können.

– Ingenieure, die das aufbereitete Material und den Zündsatz in eine entsprechende Konstruktion einfügen. Aufgrund der öffentlich zugänglichen Konstruktionsprinzipien von A-Bomben ist weltweit genügend Personal in der Lage, diese Aufgabe zu bewältigen.

– Mechaniker, die nach den Plänen



Werkstücke herstellen und montieren können. Hierzu gehört eine gutausgerüstete mechanische Werkstatt mit einer elektronischen Abteilung und Sintereinrichtungen. Auch das ist weltweit genügend vorhanden oder über Hilfsprogramme beschaffbar.

Wenn es nun relativ einfach ist, mit genügend Spaltmaterial A-Bomben zu bauen, so stellt sich die Frage, warum nicht jedes Land längst seine A-Bombe hat. Hierfür gibt es verschiedene politische Gründe:

1. Der Druck der beiden Supermächte und der westlichen Industrieländer auf ein solches Land wäre beträchtlich, weil es die globale Stabilität stören und die friedliche Nutzung der Kernenergie diskreditieren würde (siehe Hanauer Vorfälle).

2. Es ist deshalb einfacher, die Infrastruktur und das Material für den Bau der A-Bombe zwar zu haben, aber nicht zu benutzen. Aus diesem Grund weiß man heute nicht, wieviele Länder potentielle A-Bomben-Besitzer sind. – Den Sprengsatz kann man in etwa zehn Tagen zusammenbauen. Diese Zeit wurde von Experten bei der Erarbeitung des NPT veranschlagt und umfaßt die Zeit vom Abzweigen von Spaltmaterial bis zum Vorliegen der zündfähigen Bombe. Angesichts dieser kurzen Zeit kann man sich die Schwierigkeit der Spaltstoff-Fließkontrolle vorstellen.

3. Die terroristische Drohung mit der A-Bombe ist ein riskantes Unternehmen, denn die Drohung liegt ja in der *beabsichtigten* Zündung, nicht in der Zündung selbst. Um glaubhaft zu sein, müßte man seine Anonymität lüften, also die Bombe und deren Besitzer kenntlich machen. Für Terroristen ist es einfacher und vielleicht wirkungsvoller, mit dem Versprühen von Plutonium zu drohen, dessen krebserregende Wirkung allgemein anerkannt wird.

Detlev Becker

Schafft eins, zwei, viele Albanien!

Es war in den frühen Jahren der DDR, als mich meine Mutter gelehrt hat: »Wenn uns der Klassenfeind lobt, haben wir einen Fehler gemacht.« Inzwischen lobt der Klassenfeind nicht nur, er

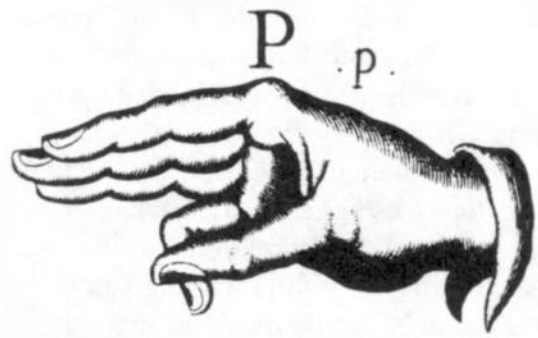
schwelgt geradezu in Begeisterungsstürmen ob des ersten Sekretärs von Glasnostj und Perestroika. Solche Entspannungsphasen sind extrem gefährlich. Die in den Phasen langer Spannung angestaute Müdigkeit bricht heraus und sich Bahn. Die revolutionäre Wachsamkeit wird eingelullt. Illusorische, ja euphorische Verharmlosungen des Gegners grassieren. Doch kampfgestählte Kader lassen ihm keine Chance. Sie wissen, wie man Expansionsgelüsten trotzt. Eine recht moderne Methode besteht darin, ein Land derart herunterzuwirtschaften, daß auch dem moralisch verkommensten Imperialisten der Appetit vergeht, seine Schweineschnauze in diesen Sowjetgarten zu stecken, um ein beliebtes Wort von Väterchen Stalin zu gebrauchen. Vornehmlich Rumänien und Polen sind auf diesem Weg ein beachtliches Stück vorangekommen.

Doch die Wege zum Sozialismus sind vielfältig wie die Blumenpracht im holländischen Tulpenfrühling. Die ostdeutschen Genossen zum Beispiel bevorzugen die seit vielen Jahrzehnten erprobte Methode unermüdlich eingehämmerter Kampfbereitschaft und permanenten Alarmiertseins. Bekanntlich ist die Wiederholung das stärkste aller rhetorischen

Mittel. Mögen auch bei Bruderparteien ideologische Bastionen bröckeln – der reale Sozialismus der DDR hat unübersehbar einen Reifegrad erreicht, der ihn zur ideologischen Autarkie nicht nur befähigt, sondern bestimmt. Die Albanisierung Osteuropas ist die notwendige Konsequenz aus der nachlassenden Integrationskraft einer ideologisch nicht mehr ganz sattelfesten Führungsmacht.

Diese ideologische Autarkie freilich ist kein einmal erworbenes Gut. Sie wird alltäglich von neuem erkämpft. Dazu bedarf es einer popularen Entschlossenheit auch zur Landesverteidigung, wie eine Klassengesellschaft sie niemals zu erreichen vermag. Dabei fällt auch den Gewerkschaften eine Verantwortung und Machtfülle in den Schoß, von denen die Verbände der Lohnabhängigen im Westen nicht einmal träumen. Eine Broschüre über *Gewerkschaften und sozialistische Wehrerziehung* des Ost-Berliner Tribüne-Verlages setzt uns darüber ins Bild: »Es gehört zu den elementaren Interessen der Gewerkschaften, daß die soziale Zusammensetzung der Offiziers-, Fähnrich- und Unteroffizierskorps der NVA und der Grenztruppen der DDR dem Charakter unseres sozialistischen Staates entspricht, damit die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei zu jeder Zeit gewährleistet ist. Die Gewerkschaftsorganisationen sollten alle Maßnahmen für die langfristige Sicherung des militärischen Berufsnachwuchses auf die Förderung der politischen Zuverlässigkeit und Eignung der Bewerber richten ... Die Entwicklung der politisch-moralischen Eigenschaften künftiger Berufssoldaten ist für jede Gewerkschaftsorganisation eine verantwortungsvolle wehrerzieherische Aufgabe.« Das ist in seiner vitalen Bedeutung erst unlängst im Nachbarstaat Polen erkennbar geworden.

Bereits vor einigen Jahren wurde eine feierliche »Vereinbarung zwischen dem Bundesvorstand des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes und dem Ministerium für Nationale Verteidigung über die Zusammenarbeit bei der sozialistischen Wehrerziehung der Arbeiterklasse und aller anderer Werktätigen der DDR«



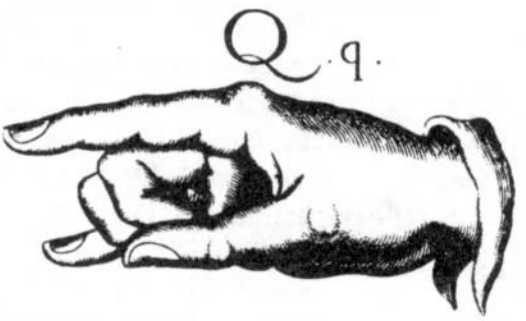
gezeichnet. In schlichten, doch keineswegs kunstlosen Worten heißt es daselbst: »Die Vorstände und Leitungen der Industriegewerkschaften und Gewerkschaften und des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes gewährleisten die Einbeziehung der Aufgaben der sozialistischen Landesverteidigung ... in ... die Kultur- und Bildungspläne der Gewerkschaftsgruppen, die Betriebskollektivverträge sowie in die Tätigkeit der gewerkschaftlichen Bildungseinrichtungen, Klubhäuser und Volkskunstkollektive ... Der Bundesvorstand des FDGB fördert die Entwicklung einer vielfältigen und anschaulichen militärischen Agitation und Propaganda ... Der Bundesvorstand des FDGB nimmt darauf Einfluß, daß wehrerzieherische Probleme in die Programmgestaltung der Betriebsfestspiele, der kulturellen Vergleiche in den Betrieben und der Arbeiterfestspiele aufgenommen werden.« Bei dieser ebenso schönen wie schwierigen Aufgabe sind die Werktätigen keinesfalls alleingelassen. Denn: »Das Ministerium für Nationale Verteidigung beteiligt sich mit spezifischen Beiträgen an den Arbeiterfestspielen.«

Die Kunst vegetiert im Sozialismus be-

kanntlich nicht in individualistischer Vereinsamung, noch ist sie der rüden Hektik eines veräußerlichten Marktes unterworfen. Sie hat ihren festgefügten Platz im Bildungsprozeß eines Klassenbewußtseins, das ohne ein hochentwikkeltes Wehrbewußtsein gar nicht existenzfähig wäre: »Auch die Beschäftigung mit den kulturellen und künstlerischen Werten prägt die sozialistischen Wehrmotive der Werktätigen weiter aus«, lehrt uns die im schmucken Ghaddafi-Grün gehaltene Wehrerziehungsbroschüre der Freien Deutschen Gewerkschaften und läßt wissen: »Durch die gewerkschaftlichen Kulturhäuser und Bibliotheken ist weiterhin zu fördern, daß die Problematik der sozialistischen Landesverteidigung überzeugend mit künstlerischen Mitteln dargestellt wird ... So haben Volkskunstzirkel und Kollektive schreibender Arbeiter hervorragende Persönlichkeiten und deren Leistungen in der Landesverteidigung, das Leben in der NVA und die Ausbildung in den Kampfgruppen der Arbeiterklasse in Grafiken, Bildern und Plastiken dargestellt und in Liedern ... eindrucksvoll geschildert.«

Diese Atmosphäre eines regen geistigen Schaffens hat Künstlerpersönlichkeiten von Rang entstehen lassen, von denen nicht wenige inzwischen auch im kulturellen Leben der Bundesrepublik zu Hause sind, und ihre Zahl wächst derzeit fast täglich. Doch es gilt kein Ausruhen auf dem Erreichten. »Der bereits von einigen Betriebsgewerkschaftsleitungen eingeschlagene Weg, Auftragswerke zur Darstellung der Leistungen der Werktätigen und der bewaffneten Kräfte beim Schutz des Sozialismus an Künstler und Volkskunstgruppen zu vergeben, sollte noch stärker genutzt werden.« Hier müssen endlich die letzten Tabus fallen. So steht die Arbeit des Staatssicherheitsdienstes bislang noch allzusehr im Schatten des Kunstschaffens. Auch der antifaschistische Schutzwall zwischen Berlin harrt von seiner östlichen Seite noch einer Ausschmükkung, die den Stolz der Werktätigen auf diesen in seiner Art einmaligen Monumentalbau und die Verwurzelung der Grenztruppen in der Arbeiterklasse auf künstlerisch höchster Ebene und mit gereiftem Pathos zum Ausdruck bringt. Denn in den Händen der marxistisch-leninistischen Partei und ihrer bewaffneten Kader wird auch die Kunst zu einer Waffe von beträchtlicher Abschrekkungskraft.

Die gewerkschaftliche Wehrerziehung beschränkt sich freilich keineswegs darauf, die militärische Ertüchtigung in die Volkstanzgruppen zu tragen und die Grenztruppe für die Ausübung ihrer Klassenpflicht zu feiern. Der populäre Wettbewerb gedienter Reservisten hält die technisch-sportlichen Wehrkompetenzen lebendig und ist der Obhut der Gewerkschaften mit anheimgegeben: »Die Betriebsgewerkschaftsleitungen helfen den Reservistenkollektiven bei der inhaltlichen Gestaltung und der Führung des Wettbewerbs.« Im Vollzug der Wehrsportübungen und -feste hat



sich manch schöne Tradition herausgebildet. So ist es »heute bereits vielgeübte Praxis, daß auch die Vorsitzenden der Betriebsgewerkschaftsleitungen die Wettbewerbsprogramme unterschreiben«.

Jene Kader, die sich um die symbiotische Kampfgemeinschaft von Grenztruppe, Gewerkschaften und Armee

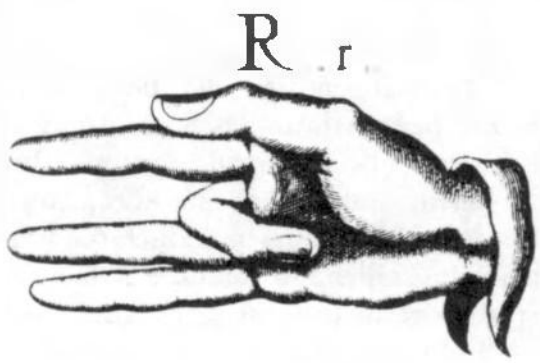
verdient gemacht haben, gehen dabei keineswegs leer aus. Großzügig und abschließend verfügt die Vereinbarung zwischen Armeechef und Gewerkschaftsvorstand: »Für hervorragende Leistungen in der sozialistischen Wehrerziehung können Gewerkschaftsfunktionäre zu den Jahrestagen der NVA und der Zivilverteidigung mit Auszeichnungen der NVA bzw. der Zivilverteidigung und Angehörige der NVA, der Grenztruppen und der Zivilverteidigung der DDR mit Auszeichnungen des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes geehrt werden.«

Tobias Mindernickel

Der alte Mann in Budapest

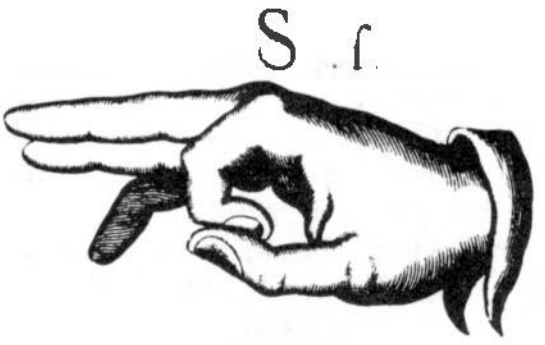
Der alte Mann auf dem Budapester Rosenhügel scheint in der letzten Zeit aus der Mode gekommen zu sein. Es wird gemunkelt, er habe das Staatsruder nicht mehr fest in der Hand. Es wird von Nachfolgekämpfen berichtet, und das nicht nur in der sensationsgeilen westlichen Presse, sondern sogar im Kreise der Genossen. Schließlich sei er fünfundsiebzig. Er solle rechtzeitig gehen. Vor jedem Plenum des Zentralkomitees geht das Gerücht um, nun danke der Generalsekretär aber tatsächlich ab.
Es ist selbstverständlich: Die Jugend, die im politischen Bereich mit fünfzig beginnt und mit sechzig ihre Blütezeit erlebt, sehnt sich nach ein bißchen Macht. Auch andere wollen Generalsekretär werden und nicht immer auf das Wunder einer natürlichen Rotation warten. Ja, das begreife ich, und dennoch gebe ich in Privatgesprächen mit mir selbst ganz inoffiziell zu, daß ich mich über eine solche Abdankung nicht so richtig freuen würde. Bei Gott, ich bin ambivalent.

Als Kádár zur Macht kam, war ich dreizehn, nun bin ich schon vierundvierzig Jahre alt, etwa die Hälfte meiner Zeit ist vorbei. Was vorher war, die erste Liebe, Matura, Hochschule, Arbeit, Ehe, Kind usw., all dies fällt in die Ära Kádár. Und das war kein bloßes Zusammenfallen, denn die bestimmenden Ereignisse meines Lebens hängen mit der Politik dieser Ära engstens zusammen. Im gewissen Sinne kann ich behaupten, daß ich alles der Politik dieses Mannes zu verdanken habe: sowohl meine schnelle Karriere in der Literatur als auch mein Verschwinden aus der Literatur, die Möglichkeit meines Studiums in Moskau und die Unmöglichkeit, meine Arbeitsstelle länger als ein Jahr zu behalten. Meine Verurteilung als Maoist, aber auch die Bewährung, auf die die Haftstrafe ausgesetzt wurde. Meine Verbote zu publizieren und dann – Jahre später – die erneute Zulassung. Meine Reiseverbote und meine Reisefreiheiten. Ich könnte die Auflistung noch fortsetzen, doch spreche ich lieber die Vermutung aus, daß es vielen meiner Generation so ähnlich ging.
Natürlich lernte ich ihn nie persönlich kennen. Jedoch schien mir alles, was er sagte oder tat, mit der Zeit immer verständlicher zu sein. Kein Wunder, denn der Rahmen, in den seine Politik das Land einpaßte, war derselbe, in dem er sich selbst bewegte. Er hat es verstanden, eine goldene Mitte zwischen dem Unerträglichen und dem Angenehmen



zu finden, wenngleich die Echtheit dieses Goldes wie auch die der ungarischen Zahlungsmittel eher fragwürdig war. Nach der Erschütterung von 1956 bildete sich im Lande allmählich eine Stabilität aus, die auf einer gegenseitigen Abhängigkeit von Gesellschaft und Staat ruhte. Es wurden Freiheiten fürs Denken und Unternehmen gewährt, aber immer nur so weit, daß Unternehmer dabei nicht allzu viel denken und die Denker möglichst nichts unternehmen. Dazu gab es natürlich die Freiheit, nichts zu denken und nichts zu unternehmen. Das Ganze trug nach wie vor den stolzen Namen des Sozialismus oder – im Anfang nur im Flüsterton – den des »ungarischen Modells«. Mit dem, was dieses System als Plus an Freiräumen, Konsum und Lebensqualität anbot, unterschied sich Ungarn immer günstiger von seinen sozialistischen Nachbarn. Das Angebot schien historisch einmalig zu sein, und jede Alternative dazu wurde als drohende Apokalypse empfunden. Denn, so lautete die inoffizielle Hauptdoktrin der Kádár-Ära, »wir sind ein kleines Land«. Um uns davon zu überzeugen, brauchten wir nur die Autokarte Europas aufzuschlagen, die wir zunächst einmal in drei Jahren, später jedoch häufiger zu unseren Weltreisen benützen durften.

Ich ertappe mich nun dabei, über alle diese Gegebenheiten im Perfekt zu reden. Dies hängt einerseits mit der akuten Bankrottsituation des Landes zusammen, die sämtliche Errungenschaften der Ära Kádár existentiell bedroht. Andererseits bin ich fast sicher, daß diese Ära vorbei ist, obwohl ihre Protagonisten noch unter uns weilen und obwohl ihre beschwichtigend-furchtsame Ideologie noch wirkt. Mehr noch: Es zeigen sich Elemente der zunehmenden Flexibilität des Systems, was Duldung von kritischen Stimmen oder gar Selbstkritik anbelangt. Heute muß man, anders als vor zehn Jahren, kein Dissident sein oder werden, um grundsätzliche und öffentliche Kritik an den Mißständen der Gesellschaft üben zu können.



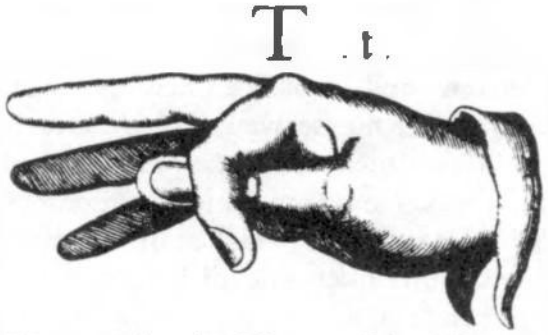
Nur, und dies empfinde ich als das eigentlich Fatale an der Ära Kádár, entbehrte diese jahrzehntelange Politik der menschlichen Erleichterungen, die Ungarn unter seinen Nachbarn so vorteilhaft auszeichnete, jeglicher ökonomischen und sozialen Grundlage. Die internationale Rohstoffkrise, die gewaltige Westverschuldung – acht Milliarden Dollar, pro Kopf höher als in Polen – und die eigene Unwirtschaftlichkeit brachten das Land an den Rand der Zahlungsunfähigkeit. In sozialer Beziehung bedeutet das, daß Millionen am Rand der Armut und jenseits dieses Randes leben und daß man mit etwas rechnen muß, was bisher als unvereinbar mit dem Sozialismus galt: mit der Arbeitslosigkeit. Dagegen hilft keine weitgehende Liberalisierung der Reisepaßpolitik und keine sich ausweitende Offenheit. Von Glasnost kann man ja nichts abbeißen. Kurz: In Ungarn drohen polnische Zustände, von denen wieder die Rumänen nur träumen können.

Die Verantwortlichen für diese Entwicklung sind zahlreich: der Apparat, dessen Zusammensetzung sich in den letzten dreißig Jahren kaum verändert hat und der Reformen zuerst duldete, dann blockierte und nun wieder duldet; der Internationale Währungsfonds, der mit seiner Kreditpolitik schon der pol-

nischen Krise Pate stand; die Sowjetunion von Stalin bis Tschernenko, die jede Abweichung ihrer Verbündeten von dem Moskauer Modell argwöhnisch verfolgte und manchmal mit Panzern unterdrückte. Ganz freizusprechen wäre auch die ungarische Gesellschaft nicht, mit ihrer zweifelhaft-gemütlichen Mentalität. Und selbstverständlich ist ja auch Kádár für die verfehlte Politik mitverantwortlich, insbesondere für das Zögern in den letzten Jahren, notwendig gewordene radikale Entscheidungen auf ökonomischem, politischem und sozialem Gebiet zu treffen.

Verantwortung bleibt jedoch ein leeres Wort, weil es fast immer auf die Vergangenheit bezogen wird. Wer aber bürgt für die Zukunft? Kádár gewiß nicht. Seine Ära schleppt sich nun von einem grauen Alltag zum nächsten und ist bereits Geschichte. Historiker sind dazu berufen, seine Leistungen zu würdigen, seine Fehlleistungen zu erklären. Sicherlich fehlten ihm nicht staatsmännische Qualitäten. Man darf ihn natürlich nicht mit den berühmtesten Gestalten der kommunistischen Bewegung vergleichen, der er sich einst als junger Arbeiter angeschlossen hatte. Der Weltkommunismus wies ohnehin eine fast unwahrscheinlich anmutende typologische Palette von Persönlichkeiten auf; um nur zwei Extreme bei Namen zu nennen: Rosa Luxemburg und Lawrentij Berija. Gerechter wäre es, Kádár nach einem anderen Wertesystem zu messen, in dem Ceaucescu, Schiwkow, Ulbricht oder Husák ihren Platz einnehmen. Da würde Kádár zweifellos günstig dastehen. Ja, wenn es nur nicht einen Alexander Dubček gegeben hätte ...

Trotzdem macht mich der lange Abschied von der Ära Kádár nicht glücklich, und ich erwarte ohne viel Hoffnungen die Nach-Kádár-Ära. Ich habe Angst vor seinen Nachfolgern, vor den liberalen ebenso wie vor den weniger liberalen. Sie werden bald nach seinem Abgang die Fehler entdecken, die er ja auch tatsächlich begangen hat. Obwohl – ich riskiere dieses vage Urteil trotz aller Vorbehalte – in mancher Hinsicht war er besser als sein System.



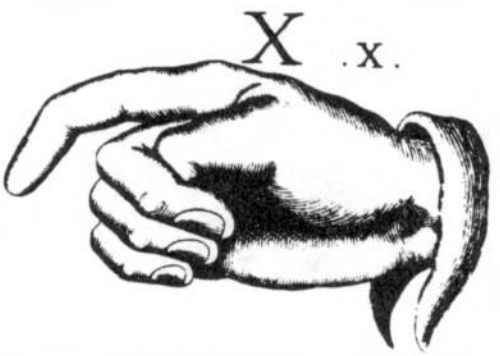
Was sagt der alte Mann auf dem Rosenhügel zu all dem? So gut wie nichts. Er reist nach Stockholm, besucht Budapester Großbetriebe und gibt Fernsehinterviews. Anders als jene, die ein beredtes Schweigen bevorzugen, hält er schweigsam Reden. Eine Sphinx spricht mit uns. Er muß sich in der Wüste seiner Macht und Machtlosigkeit ziemlich allein fühlen. Armer Kádár? Armes Ungarn.

György Dalos

Nachruf auf einen MP

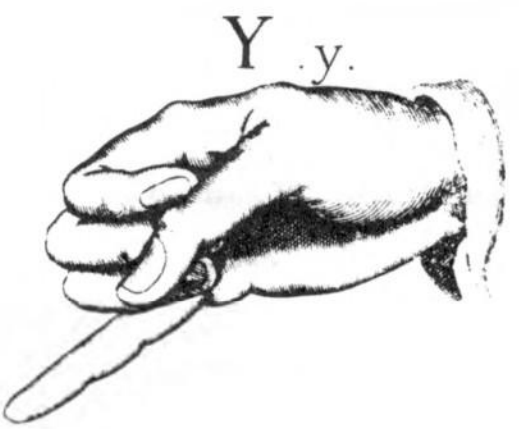
Jeder, der heutiger Zeit in politischen Kämpfen gestanden hat, wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß Parteimänner, über deren Wohlerzogenheit und Rechtlichkeit im Privatleben nie Zweifel aufgekommen sind, sobald sie in Kämpfe der Art geraten, sich von den Regeln des Ehrgefühls und der Schicklichkeit, deren Autorität sie sonst anerkennen, für entbunden halten und aus einer karikierenden Übertreibung des Satzes salus publica suprema lex die Rechtfertigung für Gemeinheiten und Roheiten in Sprache und Handlungen ableiten, durch welche sie außerhalb der politischen und religiösen Streitigkeiten

sich selbst angewidert fühlen würden. Diese Lossagung von allem, was schicklich und ehrlich ist, hängt undeutlich mit dem Gefühle zusammen, daß man im Interesse der Partei, welches man dem des Vaterlandes unterschiebt, mit andrem Maße zu messen habe als im Privatleben und daß die Gebote der Ehre und Erziehung in Parteikämpfen anders und loser auszulegen sind als selbst im Kriegsgebrauch gegen ausländische Feinde. Die Reizbarkeit, welche zur Überschreitung der sonst üblichen Formen und Grenzen führt, wird unbewußt dadurch verschärft, daß in der Politik und in der Religion keiner dem Andersgläubigen die Richtigkeit der eignen Überzeugung, des eignen Glaubens konkludent nachweisen kann und daß kein Gerichtshof vorhanden ist, der die



Meinungsverschiedenheiten durch Erkenntnis zur Ruhe verweisen könnte.
In der Politik wie auf dem Gebiete des religiösen Glaubens kann der Konservative dem Liberalen, der Royalist dem Republikaner, der Gläubige dem Ungläubigen niemals ein anderes Argument entgegenhalten als das in tausenden Variationen der Beredsamkeit breitgetretene Thema: Meine politischen Überzeugungen sind richtig und die deinigen falsch; mein Glaube ist Gott wohlgefällig, dein Unglaube führt zur Verdammnis. Es ist daher erklärlich, daß aus kirchlichen Meinungsverschiedenheiten Religionskriege entstehen und durch politische Parteikämpfe, solange nicht ihre Erledigung durch Bürgerkrieg stattfindet, doch ein Umsturz der Schranken herbeigeführt wird, welche durch Anstand und Ehrgefühl wohlerzogener Leute im außerpolitischen Lebensverkehr aufrechterhalten werden. Welcher gebildete und wohlerzogene Deutsche würde versuchen, im gewöhnlichen Verkehr auch nur einen geringen Teil der Grobheiten und Bosheiten zur Verwendung zu bringen, welche er nicht ansteht, von der Rednertribüne vor hundert Zeugen seinem bürgerlich gleich achtbaren Gegner in einer schreienden, in keiner anständigen Gesellschaft üblichen Tonart ins Gesicht zu werfen? Wer würde es außerhalb des politischen Parteitreibens mit der von ihm selbst beanspruchten Stellung eines Edelmanns von gutem Hause verträglich halten, sich in den Gesellschaften, wo er verkehrt, gewerbsmäßig zum Kolporteur von Lügen und Verleumdungen gegen andre Genossen seiner Gesellschaft und seines Standes zu machen? Wer würde sich nicht schämen, auf diese Weise unbescholtene Leute unehrlicher Handlungen zu beschuldigen, ohne sie beweisen zu können? Kurz, wer würde anderswo als auf dem Gebiete politischer Parteikämpfe die Rolle eines gewissenlosen Verleumders bereitwillig übernehmen? Sobald man aber vor dem eignen Gewissen und vor der Fraktion sich damit decken kann, daß man im Parteiinteresse auftritt, so gilt jede Gemeinheit für erlaubt oder doch für entschuldbar.

Otto von Bismarck (1898)



Stefan Collinis Artikel erschien unter dem Titel »Research in the Humanities« in der Nummer 4/87 von *Times Literary Supplement*. © TLS 1987.

»Selbständig und ohne fremde Hilfe« ist eine Auswahl aus den 1987 bei der Deutschen Bibliothek Frankfurt eingegangenen Dissertationen der Jahre 1986/87.

Herbert Schnädelbach, geb. 1936, ist Professor für Philosophie an der Universität Hamburg.

Christian Meier, geb. 1929, Professor für Alte Geschichte an der Universität München, arbeitet zur Zeit an einem Buch mit dem Titel *Die politische Kunst der attischen Tragödie.*

Rudolf G. Wagner, geb. 1941, ist Professor für Sinologie an der Universität Heidelberg; Arbeitsgebiete: Chinesische Philosophie und moderne Literatur.

Oskar Negt, geb. 1934, Hochschullehrer für Soziologie in Hannover; seine fünf Thesen trug er am 7. 12. 1987 vor auf der Veranstaltung »Die Verantwortung der Geistes- und Sozialwissenschaften angesichts der naturwissenschaftlich-technischen Herausforderung« im Stuttgarter Landtag, die von der GEW Baden-Württemberg und den Fraktionen der SPD, der Grünen und der FDP organisiert wurde.

Rolf Grimminger, geb. 1941, ist Professor für Neuere deutsche Literatur und Ästhetik an der Universität Bielefeld; zuletzt erschien von ihm *Die Ordnung, das Chaos und die Kunst* (Frankfurt 1986).

Manfred Seiler, geb. 1952, lebt in Augsburg als freier Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm *Die Gottesanbeterin* (München 1987).

Gert Mattenklott, geb. 1942, arbeitet z. Zt. über die Geschichte der jüdischen Intelligenz im deutschen Sprachbereich des 20. Jh.; lehrt in Marburg und Amherst (USA); lebt in Berlin.

Ekkehard Mai, geb. 1944; seit 1983 stellvertretender Direktor am Wallraf-Richartz-Museum; Lehrauftrag an der Universität Köln; Publikationen zur Kunst des 17. bis 19. Jh. und zur Museumsgeschichte.

Joachim Fritz-Vannahme, geb. 1955, lebt seit 1982 in Paris; Korrespondent westdeutscher und schweizer Zeitungen.

Otto Kallscheuer, geb. 1950, lebt in Berlin. 1986 und 1987 war er Gastprofessor für Moralphilosophie am Istituto Universitario Orientale in Neapel.

Valentin Braitenberg, geb. 1926 in Bozen, ist Direktor am Max-Planck-Institut für Biologische Kybernetik und lehrt an der Universität Tübingen; zuletzt erschien von ihm *Gescheit sein und andere unwissenschaftliche Essays* (Zürich 1987).

Kursbuch 92 **Wasser** Mai/Juni 1988

Kursbuch 93 **Glauben** September 1988

Vorschauen enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 80 und 81.

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie und Sozialismus

Herausgeber:
Holger Börner · Walter Dirks
Eugen Kogon † · Johannes Rau
Heinz O. Vetter
Hans-Jochen Vogel
Herbert Wehner

Schwerpunkthema des Februar-Heftes:

Selbstverwaltung, soziale Selbsthilfe, Solidarität

mit Beiträgen von
L. Awater · W. Böttcher
C. Cremer/H. J. Kujath
G. J. Friesenhahn
S. Ruwwe · J. Stöber

Peter Glotz:
Handkes Abwesenheit. Über die Kunst, immer inständiger von den Ereignissen wegzuhören

Gabriele Eckart:
Onkel Gottfried

DIE NEUE GESELLSCHAFT/ FRANKFURTER HEFTE erscheint monatlich, kostet im Jahresabonnement DM 66,– zuzüglich Versandkosten.

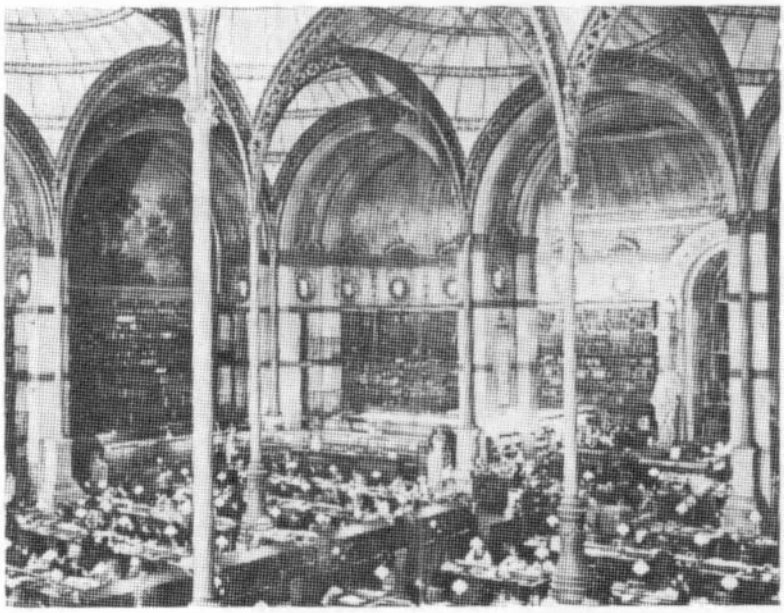
Abonnements und Probehefte:
Redaktion
DIE NEUE GESELLSCHAFT/ FRANKFURTER HEFTE
Postfach 20 13 52, 5300 Bonn 2

„... eine außerordentlich fesselnde, kraftvolle und leidenschaftliche Diagnose über den kulturellen Wandel, der in den letzten Jahrzehnten ... in der westlichen Welt stattgefunden hat." Leszek Kolakowski

Allan Bloom
Der Niedergang des amerikanischen Geistes
Ein Plädoyer für die Erneuerung der westlichen Kultur
Mit einem Vorwort von Saul Bellow
ca. 512 Seiten, geb. DM 48,–

Hoffmann und Campe

Kleine Kulturwissenschaftliche Bibliothek



Eine Bibliothek als Anstiftung

Die ersten sechs Titel:

SALVATORE SETTIS
Von Warburg zu Saxl
Eine Bibliothek als Anstiftung

CHRISTIAN MEIER PAUL VEYNE
Kannten die Griechen die Demokratie?

BRIAN VICKERS *Francis Bacon*

ARNALDO MOMIGLIANO
Die Juden in der Alten Welt

W. MONTGOMERY WATT
Der Einfluß des Islam auf das europäische Mittelalter

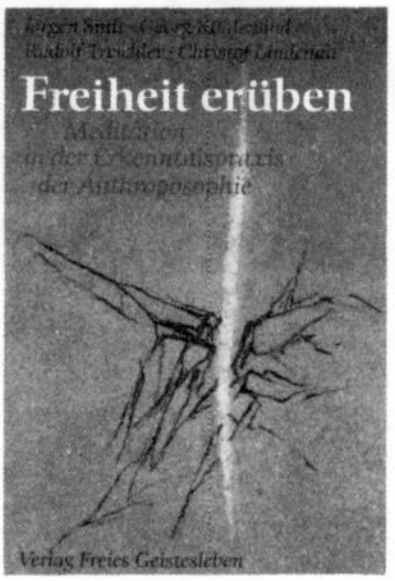
ANTHONY NORTHEY
Kafkas Mischpoche

Französische Broschur.
64 bis 96 Seiten, mit Abbildungen. DM 17.– bis 21.–

»Der liebe Gott steckt im Detail.«
ABY WARBURG

Eine neue Reihe bei
Wagenbach

«Der Mensch hat es in seiner Hand, sich selbst zu vervollkommnen, sich mit der Zeit ganz zu verwandeln. Aber es muß sich diese Verwandlung in seinem Innersten, in seinem Gedankenleben vollziehen.» *Rudolf Steiner*



JÖRGEN SMIT
GEORG KÜHLEWIND
RUDOLF TREICHLER
CHRISTOF LINDENAU

Freiheit erüben

Meditation in der Erkenntnispraxis der Anthroposophie.

Ca. 240 Seiten, kart. ca. DM 28,–
ISBN 3-7725-0762-X

Das vorliegende Buch zeigt, wie durch meditative Übungen ein konsequenter Weg seelischer und geistiger Entwicklung gegangen werden kann. Meditation hat dabei zugleich auch Erkenntnischarakter. Es geht nicht nur um Selbstverwirklichung, sondern darum, die Trennung zwischen mir und der Welt immer mehr auszuheben. Erst dann wird es möglich, die eigene Biographie zu gestalten und aus eigener Erkenntnis – d. h. frei – zu handeln.

Verlag Freies Geistesleben

Helmut Schiller

Die Frage nach dem Sinn des Lebens

Eine Einführung in die Wertphilosophie und Ethik

mit Originaltexten von
Dietrich Heinrich Kerler
und
Kurt Port

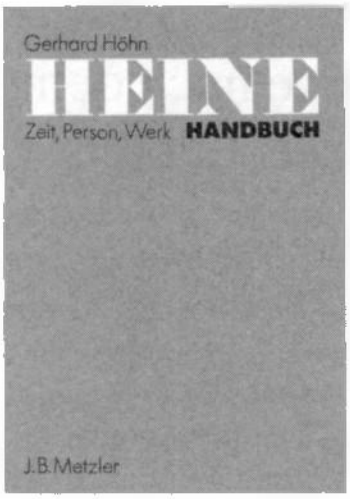
PORTVERLAG ESSLINGEN

ISBN 3-920757-23-8
146 Seiten Snolin DM 19,80

Es besteht das Dilemma, daß Wertphilosophie und Ethik für die praktische Lebensgestaltung jedes Menschen von enormer Bedeutung sind, die philosophische Literatur darüber aber nur von Fachphilosophen gelesen und verstanden wird. In diesem Buch wird einmal gar nichts vorausgesetzt als die Fähigkeit und Bereitschaft, folgerichtig zu denken. Es ist also und will sein:

eine allgemeinverständliche Einführung.

J.B. Metzler



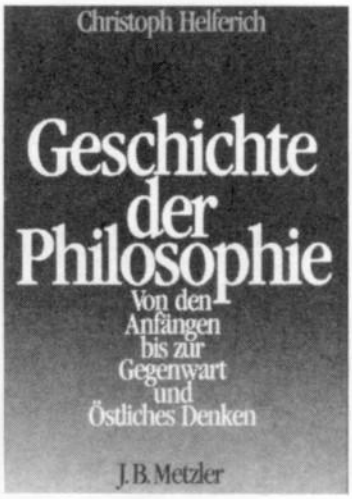
Gerhard Höhn
Heine Handbuch
Zeit, Person, Werk
1987. XV, 446 Seiten, geb.,
DM 48,-

„Entscheidend für das Heine-Bild, das im Handbuch vertreten wird, ist die Erkenntnis der kontinuierlichen, unversöhnlichen Gegenstellung des Dichters und Schriftstellers zur gesellschaftlichen Wirklichkeit seiner Zeit. Wenn deshalb von Einheit des Werks zu sprechen ist, dann nicht im Sinne einer verlogenen Harmonie, die Heine selbst in jeder Form bekämpft hat, sondern im Sinne eines Engagements, dessen unwandelbares Ziel gesellschaftliche Veränderungen am Maßstab sozialer Emanzipation gewesen ist" (Gerhard Höhn).

„Höhns Handbuch ist für jeden Liebhaber Heines eine anregende, spannende Lektüre, die einen genaueren Blick auf Heines Werk ermöglicht, ein tieferes Verständnis, aber auch ein größeres Vergnügen an Heines Schriften."
Pforzheimer Zeitung

Ralf Schnell
Die Literatur der Bundesrepublik
Autoren, Geschichte, Literaturbetrieb
1986. 432 Seiten,
208 Abbildungen, Leinen,
DM 39,80

Ralf Schnell beschreibt die Entstehung und Geschichte der westdeutschen Nachkriegsliteratur (einschließlich Österreichs und der Schweiz) bis Mitte der 80er Jahre. Er stellt die namhaften Autoren und Werke vor, berichtet über Tendenzen und Debatten in der Kulturszene und stellt sie in den politischen und sozialen Kontext der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Anhand neuester Fakten informiert er ausführlich über den Literaturbetrieb. Ein lexikalischer Anhang enthält Kurzbiographien und werkgeschichtliche Daten von 150 Autoren. Eine anschaulich geschriebene Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur – mit vielen literarischen Dokumenten, Zitaten und 208 Abbildungen.

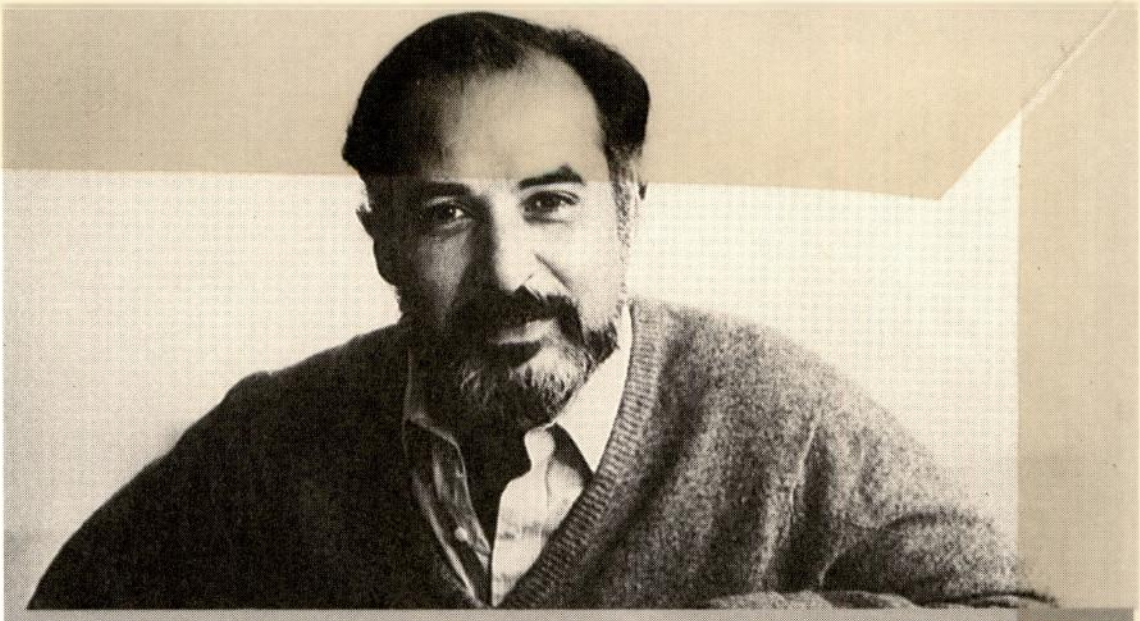


Christoph Helferich
Geschichte der Philosophie
Von den Anfängen bis zur Gegenwart und Östliches Denken
(Indien, China, Japan)
1985. VIII, 395 Seiten mit
159 Abbildungen, geb., DM 36,-

Eine Einführung in die Geschichte der Philosophie, historisch fundiert und aktuell. Im Mittelpunkt stehen die zentralen Fragen unseres heutigen Denkens. Neben der abendländischen Philosophie wird auch das Östliche Denken ausführlich vorgestellt. Philosophische Probleme werden verständlich erzählt. Christoph Helferich versteht sein Buch als »Einladung an den Leser«, durch die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Denkens, auch mehr Klarheit über die heutige Situation zu gewinnen. Die Philosophiegeschichte ist chronologisch aufgebaut, reichhaltig illustriert, mit zahlreichen Textbeispielen. Sie ist Nachschlagewerk, Informationsquelle und Lesebuch in einem.

J.B. Metzler Verlag
Postfach 529 · D-7000 Stuttgart 1

88-87



TAHAR BEN JELLOUN

Die Nacht der Unschuld

Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer
geb. 176 Seiten DM 29,-

Eine arabische Erzählung, ein Märchen über eine Frau, die von ihrem Vater zum Manne erzogen, nach seinem Tod ihren weiblichen Körper und ihre Seele entdeckt. »Jelloun gibt der französischen Sprache neue Jugendfrische, indem er sie mit alten arabischen Traditionen erfüllt. Mit seiner Hilfe dient — unter dem Zeichen von Borges — die Sprache Racines und Balzacs dem orientalischen Märchen«, schrieb LE MONDE. Für diesen Roman wurde der Autor 1987 mit dem wichtigsten französischen Literaturpreis, dem PRIX GONCOURT, ausgezeichnet.

Von diesem Autor noch erschienen

Sohn ihres Vaters

Aus dem Französischen von Christiane Kayser
geb. 184 Seiten DM 29,-

ROTBUCH VERLAG

Lebendige, entdeckende Wissenschaft

Rudolf zur Lippe. *Sinnenbewußtsein.* Grundlegung einer anthropologischen Ästhetik. (423/DM 29,80)

Sartre. Ein Kongreß. Herausgegeben von Traugott König. (475/DM 26,80)

Dieter Lenzen. *Mythologie der Kindheit.* Die Verewigung des Kindlichen in der Erwachsenenkultur. Versteckte Bilder und vergessene Geschichten. (421/DM 18,80)

Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Herausgegeben von Andreas Huyssen und Klaus R. Scherpe. (427/DM 19,80)

Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg. Herausgegeben von Dieter Düding, Peter Friedemann und Paul Münch. (462/DM 24,80)

Hartmut Scheible. *Wahrheit und Subjekt.* Ästhetik im bürgerlichen Zeitalter. (468/DM 24,80)

Gert Selle. *Gebrauch der Sinne.* Eine kunstpädagogische Praxis. (467/DM 22,80)

Kurt Bayertz. *GenEthik.* Probleme der Technisierung menschlicher Fortpflanzung. (450/DM 19,80)

Der erste deutsche Taschenbuch Verlag

rowohlts enzyklopädie